D. II. 9.
1787. 1795. 1797.
16
Coburger Landes-Bücherei

W. Jury del. & sc.

Henriette Bellmann.

Ein Gemählde schöner Herzen.

Von
August Lafontaine.

Erster Theil.

Berlin,
bei J. D. Sander.
1802.

Coburger
Landes-
Bücherei

Familiengeschichten.

Von

August Lafontaine.

Neunter Band.

Henriette Bellmann.

Erster Theil.

Mit einem Kupfer und einer Vignette.

Berlin,

bei Johann Daniel Sander.

1802.

I.

Scene. Personen. Die Baurede.

Nun, nun! Herr Kreis-Steuereinnehmer, sagte det Prediger Bellmann: Gott gebe Ihnen in dem Hause frohe Tage; mögen doch die Fenster sitzen, wo sie wollen! Besser wäre es freilich gewesen, wie ich es Ihnen vorschlug; denn schon Aristoteles sagt: in allen Dingen nur auf das sehen, was Vortheil bringt, ist freigebornen und edlen Männern keinesweges anständig.

„Hm! das muß der Ehrenmann anders gemeint haben!" erwiederte der Einnehmer; „wenigstens von meinem Hause hat er es gewiß nicht gesagt. Helle Zimmer sind die Hauptsache; die Fenster mögen draußen sitzen,

wie sie können. Und hier! sehen Sie doch nur!" (Er öffnete ein Zimmer). „Hell, hell, lieber Prediger! Dämmerung mitten am Tage liebe ich nicht."

„Wer kann die auch lieben! sagte des Einnehmers Bruder, ein abgedankter Lieutenant, der nur selten einmal sprach. Oder — setzte er hinzu — man müßte mit sich selbst und mit andern Menschen nicht eins seyn. Der Einnehmer legte ihm, anstatt zu antworten, die Hand auf die Schulter; und das hieß bei diesen Brüdern so viel als Ja. „Jetzt," sagte der Einnehmer zu dem Prediger — „jetzt sollen Sie sehen, wovon ich schon mit Ihnen gesprochen habe; und, wahrhaftig, ich freue mich darauf, wie ein Kind." Er öffnete das Wohnzimmer, und führte den Lieutenant hinein. Dieser stemmte sich auf seinen Stock, warf seine Augen im ganzen Zimmer umher, an die Wände, an die Decke, an den Ofen, schüttelte den Kopf, sah starr vor sich hin, holte lächelnd einen tiefen Seufzer, reichte dem Bruder die Hand, und sagte in großer Bewegung: das belohne dir Gott, lieber

Bruder! Ich hätte meine Pension darum gegeben, es so zu haben; aber ich wußte es nicht anzufangen. — Die Stimme bebte dem sonst starren, trocknen Manne so sehr, daß dem Auge nur Thränen fehlten, um sie für weinend zu halten. „Sieh, Bruder!" hob der Einnehmer mit funkelnden Blicken wieder an; „dieselbe grüne Tapete, das Häuschen darauf, und der Chinese mit seinem Sonnenschirm, wie in unsrer Eltern Wohnstube!"

Zu neu!

„Soll schon alt werden! . . . Sieh am Ofen das Pferd! Du wirst mir, hoff' ich zu Gott, lieber Bruder, in einer guten langweiligen Stunde mit Siegellack einen Husaren darauf zeichnen, wie du es als Kind zu Hause thatest." — Der Lieutenant lächelte und betrachtete das Pferd. — „Da war unseres Vaters Lehnstuhl!" fuhr der Einnehmer fort. „Bruder, wie viele schöne Stunden hat er in dem Stuhle gehabt! auch seine schönste: die Todesstunde! Hier an dieser Seitenlehne — erinnerst du dich wohl noch? — lag seine

bleiche Wange. Er sah uns der Reihe nach an, wollte lächeln, hob die Hand zum Segnen, und war dahin!"

Mit einem betrübten Gesichte stand der Lieutenant auf. Er legte, als ob es Zufall wäre, seine Hand an die Stuhllehne, und dann auf sein Herz. Es ist nun gut! sagte er leise. Laß, Bruder!

„Unsre Schwester stand hinter ihm, wenn er einschlafen wollte, — weißt du noch? — und strich ihm leise mit der Hand das graue Haar."

Laß, Bruder! Es ist gut! Laß!

„Nein, Bruder Lieutenant! Hinter dem grünen Vorhange, da um den Schenktisch, setzten wir uns ins Dunkle, und ließen uns Gespenstergeschichten erzählen, um uns recht zu fürchten, Bruder."

Das hat uns dreist gemacht. Curios!

„Wie das Unglück stark macht, und am Ende ruhig. Sieh!" — er führte den Lieutenant an das Fenster — „sieh! als du von Hause wegkamst, schnitten wir mit dem Demantringe der Mutter unsre Nahmen, und

ein Herz darum, in diese Scheibe. Weißt du noch? Sie hätten das Andenken an ein Paar sich liebende, einige Brüder wohl können sitzen lassen!"

Haben sie nicht?

„Nein, Bruder! Die Zeit — wer weiß, wie lange die Scheibe schon dahin ist! Das Haus hat jetzt Spiegelfenster. Aber unsre Herzen sind nicht dahin, und auch den Ring habe ich noch." — Er zog ihn hervor, und schnitt beide Nahmen in die Scheibe. Als er dann auch das Herz umherzog, faßte der Lieutenant seine linke Hand, und sagte in großer Bewegung: laß nun, Bruder; du schneidest mit in mein Herz!

„Das will ich eben; in Thränen, in Liebe will ich es zerdrücken, weil uns das Schicksal im Alter wieder zusammenführt. Nichts soll uns fehlen, was wir als Knaben hatten. Eben darum habe ich das Zimmer so zurecht machen lassen."

In der That, eine recht angenehme Spielerei! sagte der Prediger.

Der Einnehmer sah ihn an, und runzelte

die Stirn. Doch schnell öffnete er die Thür, und sagte: „ich will Ihnen nun auch das Andre im Hause zeigen." Der Lieutenant stand unbeweglich am Fenster; er winkte seinem Bruder, und dieser ließ ihn allein. —

Als das neue Haus besehen war, und die Gesellschaft in das Wohnzimmer zurückkam, saß der Lieutenant in dem Sessel, und drückte seine Wange an die Stelle, wo seines Vaters Wange gelegen hatte. Er sprang mit einiger Beschämung auf, und trat wieder an das Fenster vor seinen Nahmen.

Nun, hob der Prediger wieder an; ich sage noch einmal: Gott gebe Ihnen, Ihrer lieben Frau, und dem Herrn Lieutenant frohe Tage in dem Hause! Das ist doch Alles, was Ihnen davon zu gute kommt. Die Kammer wird Ihnen nicht einen Pfennig dafür vergüten, daß Sie das Steuerhaus so ausgebauet haben; und wenn Sie in Jahr und Tag versetzt würden, so — gestehen Sie es nur, Freundchen — so hätten Sie gar nichts. Das Haus käme an einen Fremden. Und was dann?

Was dann? Recht viel, denke ich, Herr Prediger. In allen Dingen nur auf seinen Vortheil sehen, ist dem Menschen nicht anständig, sagten Sie ja vorhin selbst. Ich glaube, hier paßt es. Jede frohe Stunde, die mein Nachfolger in den hellen Zimmern erlebt, werde ich mit genießen; und das will, denke ich, viel, recht viel sagen!"

Der Lieutenant unterbrach seinen Bruder. Die Baurede, Fritz! Gieb sie uns zum Nachtisch.

Ja, sagte des Einnehmers Frau: ich dächte, du läsest sie uns vor. — Der Einnehmer wollte augenscheinlich nicht gern daran; der Prediger aber, der sich sehr viel auf seine eigene Beredtsamkeit zu gute that, und wenigstens im Stillen über ihn triumphiren wollte, drang ihm das Versprechen ab, die Rede vorzulesen.

Bei Tische hob der Prediger von dem Nutzen solcher Volksreden an, und setzte weitläuftig aus einander, wie sie beschaffen seyn müßten. „Hm!" sagte der Einnehmer: „so ist meine nun wohl eben nicht!" Doch, er

holte, da man ihn bei seinem Worte hielt, einige Blätter hervor. Der Prediger streckte die Füße weit von sich, um recht zu horchen; der Lieutenant setzte sich, mit einer Neige in seinem Weinglase, in ein Fenster, und kehrte der Gesellschaft den Rücken zu. Alles Bitten des Predigers, daß er am Tische bleiben möchte, war vergeblich. Wenn der vorliest, giebt es etwas! sagte der Lieutenant.

Der Einnehmer las. „Anfangs, meine verehrte Anwesende und Freunde, hatte ich die Absicht, Ihnen an dem heutigen Tage, da ich mein Haus mit einem kleinen Feste einweihe, eine gelehrte Abhandlung vorzulesen, worin ich, nach Art der Herren Gelehrten, mit einer Geschichte der Baukunst anheben wollte, um endlich auf mein Häuschen zu kommen. Ich war Willens, Ihnen von den Wohnungen der Troglodyten, der Arche Noahs, dem Bau zu Babel, dem Tempel Salomons, dem Pallaste der Semiramis, und allen berühmten Gebäuden der alten und der neuen Welt vorzureden. Auch hatte ich schon hundert Titel von Büchern aufgeschrieben, die

ich als eine Fundgrube meiner Gelehrsamkeit zu brauchen gedachte. Wäre ich ein Professor auf einer Universität, die eine Bibliothek hat, es hätte ein Buch aus meiner Rede werden können. Ich wollte auch die Schiffsbaukunst mit hinein ziehen, weil ich ein vortreffliches Buch darüber besitze. Kurz, es wäre ein Stück Arbeit von vieler Gelehrsamkeit geworden, wenn ich nicht bedacht hätte, welch eine armselige Figur am Ende mein Häuschen neben dem Pallaste der Semiramis und der Peterskirche machen müßte, und wenn nicht durch das Andenken an die finstern Höhlen der Troglodyten, und durch den Gedanken, daß alle unsre Häuser doch nichts sind als prächtige Gräber, meine Eitelkeit gedemüthigt worden wäre. Kann man nicht gelehrt seyn, so will man wenigstens Witz zeigen, wie man das an vielen Schriftstellern sieht, denen keine Büchersammlungen zu Gebote stehen. Daher nahm ich mir denn vor, mich in meiner Baurede über die Gelehrsamkeit aufzuhalten, und z. B. die Systeme der Wissenschaften mit dem Fach-

werk meines Hauses zu vergleichen, die Philosophie mit dem Thurme zu Babel, bei dessen Bau kein Arbeiter den andern verstand, die Theologie mit einem Hause, dem das Fundament fehlt, die Medicin mit der Baukunst der Troglodyten, die ihr Wesen unter der Erde trieben. Ich suchte in allen Büchern nach Vergleichungen, und fing an den Abraham a Santa Klara und andre Schriftsteller seines Schlages zu plündern. Wirklich hatte ich schon ein Paar Quartseiten geschrieben, in denen Ein Vergleich den andern jagte; da hörte ich im Nebenzimmer ein Gespräch zwischen dem Töpfer und seinem Gesellen, die den Ofen setzten. „Ein schönes Haus!" sagte der Meister: „groß, geräumig, hell!" — Freilich, erwiederte der andre; besonders, wenn man das letzte Haus, das der Bauherr einmal brauchen wird, daneben stellt: den Sarg; klein, enge, dunkel! — „Aber ruhig!" sagte der Meister."

„Ich warf die Feder hin, und schob das beschriebene Papier zurück: so ergriffen mich die Paar Worte! Mit gestütztem Kopfe spann

ich den Gedanken aus, nahm die Feder wieder, und sagte (noch schrieb ich es nicht), was Sie jetzt hören werden, und was nun eine Baurede an mich selbst geworden ist."

„Ja, der Töpfer im Nebenzimmer hat Recht. Wenn man seinen letzten Regenrock, wie der Abbé Voisenon seinen Sarg nannte, vor sich stehen sieht, so sind alle Hoffnungen, alle Wünsche, die man hegt, zu groß, zu viel. Nicht allein, was man bauet, sondern auch, was man denkt, will, hofft, testirt, ist zu groß, zu geräumig, zu hell. Aber soll denn der Mensch, wie ein Regenwurm, keine größere Furche ziehen, als die, worin er dem Tode zur Beute liegen bleibt? Sollen wir denn, wie Karthäuser, ewig stumm den Blick nur auf den Todtenkopf richten, und nichts sagen als memento mori? Bekleidet doch Gott das Grab mit Blüthen und der grünen Farbe der Hoffnung: warum nicht auch ich? Sey das letzte Haus auch noch so still, so dunkel, so klein: dieses will ich desto lauter, desto heller, desto geräumiger haben. Alles, was ich liebe, soll mit mir darin wohnen,

und, wenn auch nicht wohnen, doch mit mir darin fröhlich seyn. Freude soll diese Zimmer einweihen, Friede auf jeder Schwelle sitzen, ein sanfter Schlaf auf jedem Kopfküssen ruhen, und keine Thräne des Kummers den Boden benetzen!"

„Hier legte ich die Feder nieder. Guter Gott, sagte ich, und faltete die Hände: wie trotzig ist ein Herz, das in einer frohen Brust schlägt! Hundert Jahre etwa kann dies Haus stehen, wenn kein Unglück es trifft. Denke ich mir nun alle die Bewohner, die es in den hundert Jahren haben wird, so kann ja jedes Zimmer darin eine Marterkammer seyn, jedes Bett, auch das weichste, ein Laurentius-Rost. Ich darf ja nur einen armen Gichtkranken hinein bringen, der vierzig lange Jahre Seufzer gegen die fühllosen Wände aushaucht; ich darf ja nur in das Bett hier einen sterbenden Vater legen, und dabei eine junge Frau mit einem halben Dutzend Kinder stehen lassen, welche die starren Blicke der Verzweiflung auf die immer bleicher und bleicher werdende Todtenfarbe des

Sterbenden richten: dagegen ist ja ein Sarg in dem Schooße der Erde ein Freudenhaus!"

„Nein, nein, guter Gott, der du das Leben aus Seufzern, aus Jauchzen und dem langweiligen Gähnen mischtest! ich will nichts Stolzes von diesem Hause sagen. Es sey nichts mehr als ein Menschenhaus, vor dem bald der traurige Sterbegesang ertönt, bald hochzeitliche Pauken und Trompeten. Jauchzende Kinder werden sich hier lachend durch die Zimmer jagen, und der wahre Menschen-Steuer-Einnehmer, der Tod, wird hier seine Steuern einfodern. Freude und Klage werden in dem Hause wechseln. Auch ich, meine Frau und mein Bruder werden alt darin werden; man wird einen von uns nach dem andern hinaus tragen, und die Uebrigbleibenden werden zuletzt Blicke der Sehnsucht aus dem Hause, aus der ganzen Erde hinaus werfen, und seufzen: wo ist er hin!"

„Und doch, obgleich dieses Haus nur eine Herberge für eine unruhige Minute ist, — man thut aber wahrhaftig unrecht, das Leben mit einer Minute zu vergleichen, wenn man

nicht wenigstens an die Ewigkeit glaubt, um dann damit seinen Stolz zu beugen, oder seine Muthlosigkeit aufzurichten — Aber wenn ich auch dieses Haus nur auf einen Monat, wie ein wandernder Schauspieler, gemiethet habe: so soll mich doch dieser kurze Monat nicht gleichgültig dagegen machen. Ich will dennoch seine Thürpfosten umfassen, in jedem Zimmer den gastfreien Göttern einen kleinen Altar errichten, und jedem Menschen auf der Schwelle sagen: sey willkommen in meiner Hütte! Thut es doch der Araber in seinem Zelte, das keine bleibende Stätte hat. So lange in meiner Lunge noch Athem genug zur Freude ist, sollen diese Wände keine Seufzer hören, und Runzeln auf meiner Stirn sollen nur Zeichen des Alters seyn, nicht Zeichen von Verdruß oder Sorgen. Mag das Schicksal mich auch ein wenig hart anfassen — lächelnd will ich sagen: ich habe es verdient. Nur für meinen Bruder, für meine Frau, (für alle Menschen, sagte ich gern, wenn es nicht übermüthig scheinen könnte) habe das Schicksal immer eine weiche Hand, einen sanften

Blick, oder eine frohe Hoffnung! Ihr Leiden würde mich niederstürzen, ihre Klage in das Innerste meines Herzens dringen."

Der Lieutenant öffnete leise den einen Flügel des Fensters, und sah hinaus, sein Auge abzukühlen oder zu erheben; vielleicht auch Beides.

„Wenn das Schicksal," fuhr der Einnehmer fort, „sie, oder einen von ihnen, dennoch hart angreift, so wird es uns Allen an Trost fehlen. O, warum habe ich kein Kind, das dann, weil es den Schmerz noch nicht kennte, lächelnd um uns her spielte, oder, wenn es schon etwas älter wäre, uns mit seinen stolzen Hoffnungen erheiterte? Warum hat mein Bruder keins? Warum . . ."

2.

Der Held der Geschichte.

Hier unterbrach der Lieutenant seinen Bruder. Er sagte mit sehr weichen Tönen: ich habe ein Kind, Bruder. Sogleich hefteten sich alle Blicke auf den Lieutenant. Er erröthete, weil er glaubte, man könne etwas Uebles von ihm denken; und, um sich zu helfen, setzte er hinzu: ich bin nicht Vater des Kindes; sonst aber gehört es mir von Rechtswegen zu. Auch von Gotteswegen, glaube ich.

Der Prediger lächelte ein wenig boshaft. Der Einnehmer reichte seinem Bruder die Hand, und sagte ernst: „ich verstehe dich, Bruder. Von Gotteswegen! ich weiß, was das in deinem Munde heißt. Wäre es doch so mein, wie es dein ist: ich würde diese Nacht sehr ruhig schlafen."

Unruhige Nächte hat mir das Kind genug gemacht, sagte der Lieutenant mit Kopf-

schütteln. Aber hernehmen — wenn Ihr, du und deine Frau, es wollt — kann ich es jede Stunde.

Der Einnehmer sah seine Frau an. Sie lächelte; und er sagte nun, was ihr Lächeln immer bedeutete: „wir wollen sehen.“ Der Prediger verlangte das Ende der Baurede; der Einnehmer aber hielt seine Blicke fest auf den betrübt dasitzenden Lieutenant, und versicherte, er sey gänzlich aus dem Texte gekommen. — Auf ein ander Mal! sagte sein Bruder. So stand man denn auf, empfahl sich, und ging seines Weges.

Kaum waren die Gäste über den Hof, so setzte sich der Einnehmer wieder an den Tisch. Seine Frau warf einen bedeutenden Blick auf ihn, und ließ die beiden Brüder allein.

So höre! sagte der Lieutenant, nachdem er lange unentschlossen da gesessen hatte.

„Es scheint, Bruder, als hättest du etwas bei der Geschichte zu bedenken. Das Kind läuft uns nicht weg. Du brauchst mir auch kein Wort davon zu sagen, wenn es nicht nöthig ist.“

Ich sinne nur, wie ich dir die Geschichte erzählen soll; denn sie hat einen tiefen Eindruck auf mich gemacht, und wird das auch bei dir thun. Es ist eine Spitzbüberei, die, will ich hoffen, zu meiner Ehre ausgeschlagen seyn würde, wenn ich gewollt hätte.

„Und du wolltest nicht?"

Ich konnte nicht, so viel Kummer es mir auch machte. Wenn das Kind nicht wäre, so hätte ich dir vielleicht eine Frau mit hieher gebracht! . . . Wir fuhren auf der Elbe nach Dresden hinunter. Der Schiffer hatte zu viele Leute eingenommen, unter andern ein hübsches Mädchen, mit ihren Eltern, wohlhabenden Leuten aus Dresden. Ich saß dem Mädchen gerade gegenüber; und was sie über die schöne Gegend, über Menschen, über Leben und Tod sagte, war alles, wie aus meiner Seele hervorgeholt. Erst hatte ich sie kaum angesehen; jetzt, da alles aufblickte, that ich es, und mein Herz fing an zu klopfen. Bruder, es war mir, als sollte ich ihr zu Füßen fallen, und sagen: ich liebe dich von Herzen! Das ließ ich freilich wohl

bleiben; aber desto stärker schlug mir das Herz. Auf einmal hob sich nun der Wind. Das Bord war nur etwa einen Zoll über dem Wasser, und die Elbe ging hoch. Alles wurde ängstlich, sogar der Schiffer. Ich hatte die Fahrt schon oft gemacht, und wußte, wie gefährlich sie bei diesen Umständen war. Anzulanden ist da zwischen den hohen Ufern nicht: so fuhren wir denn auf Leben und Tod immer weiter. Der Wind wurde stärker, der Schiffer ängstlicher. Jetzt sah ich zwischen den Felsen einen ziemlich geräumigen Kahn, und bat den Schiffer, ihn zu holen. Da er nicht wollte, so sprang ich in die Elbe, — du weißt, wie ich schwimme — und holte den Kahn. Vier Menschen, das Mädchen, ihre Eltern, und noch Einer, stiegen ein; ich ruderte sie ans Land, und holte dann mehrere, bis des Schiffers Fahrzeug erleichtert war.

Aus einem nahen Dorfe schaffte ich nun einen Wagen an, und wir blieben die Nacht in einer Dorfschenke. Als ich wieder zu den Geretteten kam, warfen sich alle an meinen

Hals, auch das Mädchen; ich hätte aber ihre Wange nicht berühren können, und sollte es mein Leben gekostet haben.

Am folgenden Morgen fuhr man nach Dresden. Ich hatte nun ihre Bekanntschaft; alles ging wie am Schnürchen, und ich wurde endlich recht zutraulich. Das Mädchen schien mich leiden zu können; es fehlte nur noch an der Einwilligung der Eltern. O, ich war sehr glücklich! An alles Widrige, das mich im Leben getroffen hatte, dachte ich nicht mehr. Und jetzt!

Hier stand der Lieutenant auf, und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Dann fuhr er muthiger fort: das Mädchen hatte einen Liebhaber, der — nein, ich thue ihm nicht Unrecht — der ein Schurke war. Sieh, er wollte mich verdrängen. In dem Hause, worin ich wohnte, hatte man ein hübsches Mädchen zur Aufwartung, das ich aber kaum ansah. Sie vergeht sich, und wird schwanger. Ich höre und sehe nichts davon, weil ich nur Einen Gedanken hatte. Daß mein Nebenbuhler aus- und einging,

und mit dem Mädchen sein Wesen trieb, konnte ich wohl merken, und merkte es auch. Aber auf einmal werde ich citirt; das Mädchen hatte mich als Vater des Kindes angegeben. Es war mir gleich nicht lächerlich; denn mir fiel der Gedanke aufs Herz, daß meine Braut die Schande mit mir zu theilen hätte. Ei nun! dachte ich indeß; meine Unschuld soll wohl offenbar werden. Die Zeugen, die man abhörte, sagten aber aus: sie hätten das Mädchen zuweilen Morgens ganz früh aus meiner Stube kommen sehen. Das war richtig. Du weißt ja, wie früh ich Morgens aus dem Bette bin. Die Herren von der Justiz lächelten nun spöttisch, wenn ich meine Unschuld betheuerte. Man gab mir unter der Hand sogar den Rath, die Sache mit einem Stück Geld abzuthun, worauf es am Ende abgesehen sey. Ich ließ mich unglücklicher Weise bereden, weil ich meiner Braut auch den kleinsten Kummer ersparen wollte. Es schlug aber sehr übel aus. Das Mädchen wollte schlechterdings nicht, und brauchte nun meine Verhandlung

mit ihr, die ich nicht ableugnen konnte, zum Beweise gegen mich. Ein Mittel blieb mir noch übrig, das man mir aber kaum zugestehen wollte: mich von dem Kinde los zu schwören. Bruder, ich schwöre nicht gern, am wenigsten in meinen eigenen Sachen; also war ich sehr unruhig. Als ich wieder zu meiner Braut kam, begegnete sie mir kalt, und ihr Vater sagte: ich möchte sein Haus so lange vermeiden, bis der Prozeß zu meinem Vortheil entschieden sey. Meine Bedenklichkeiten waren nun gehoben, und ich wollte schwören. Ein ehrlicher Mann, mein Freund, sagte mir aber: alles ist gegen Sie, lieber Lieutenant. Advokaten, Richter, und wer nur etwas von der Sache weiß, hält Sie wenigstens nicht für ganz unschuldig. Und Sie wollen schwören, daß Sie es sind? — Weil ich es bin! sagte ich. — Das glaubt Ihnen Niemand.

Sieh, Bruder, ich hätte mir eine Pistole vor die Stirn setzen mögen: so wenig wußte ich aus und ein. Schwor ich nicht, so ging der Prozeß und die Braut verloren. Schwor

ich, so hielten mich Alle für einen Meineidigen, und ich machte das Vertrauen auf Treue und Glauben wankend. Als ich das überlegte, sah ich erst so recht, wie sehr ich das Mädchen liebte: denn sonst hätte ich mich wohl leichter entschlossen, zu thun, was ich für recht hielt.

„Du hättest schwören können, Bruder; mit Fug und Recht hättest du schwören können. Dein Gewissen war ruhig."

Und blieb es, wenn ich auch nicht schwor, und ich beunruhigte das Gewissen andrer Leute nicht. Handelte ich unrecht, so wird Gott es mir vergeben; meine Absichten waren gut. . . . Ich schwor also nicht, und that wohl daran, wie du bald hören wirst. Nun sollte das Mädchen schwören. Ich dachte Wunder, wie viel ich gewonnen hätte; denn daß sie schwören würde, fürchtete ich nicht, ob mir gleich mein Advokat das Gegentheil versicherte.

Das Mädchen erschien an dem bestimmten Tage. Ein Geistlicher redete ihr rührend zu. Die Unglückliche blieb aber dabei,

daß ich der Vater ihres Kindes wäre. Als sie den Eid ablegen sollte, überlief mich ein Todesschauer nach dem andern. So wie sie nur die ersten Worte nachgesprochen hatte, rief ich: halt! sie soll nicht schwören!"

„Sie **hat** geschworen, Bruder; denn die Worte machen es nicht aus. Sie **hat**, sag' ich."

Das weiß ich, leider! Aber wenn sie einmal auf dem Krankenlager oder Sterbebette, von aller Welt verlassen, im Elende liegt — nein, ich mochte ihr den Trost nicht nehmen, daß sie doch den falschen Eid nicht wirklich gesprochen habe. Und, sag du, was du willst, — so zu denken, ist wohl nicht recht, aber doch menschlich. Ich wenigstens bin nun ruhiger; und Gott gebe, daß auch sie es seyn mag, wenn es ihr einmal noth thut. Sieh, ich konnte das erst gar nicht in meinem Kopfe ordnen. Es nahm mir auf lange Zeit den Glauben an Menschentreue. Und so habe ich wohl daran gethan, daß ich nicht schwor; denn alles hielt mich ja für schuldig! . . . Ich mußte nun für das Kind

Sicherheit machen, und damit war der Prozeß zu Ende.

„Und deine Braut?"

Mit der stand es nun so, so! Ich wollte sie überzeugen, daß es so habe kommen müssen; sie hielt mich aber für schuldig, und heirathete meinen Nebenbuhler. Es ist überstanden, denke ich. Anfangs wollte es mir gar nicht zu Sinne, daß das mein Lohn seyn sollte. Ich meinte, Gott müßte sich ins Mittel schlagen. Nun, er lasse sie mit ihrem Manne glücklich seyn!

„Und das Kind?"

Hm! als ich wieder ein wenig nachdenken konnte, ereiferte ich mich freilich wohl über alles. Nach und nach aber kam ich zur Ruhe mit mir selbst, und dann ist es leicht, Frieden mit den Menschen zu machen. Für den Vater des Kindes galt ich nun einmal in ganz Dresden; und ich wurde es überdrüßig, meine Unschuld zu versichern, an die man doch nicht glaubte. Meine Freunde, merkte ich wohl, erwarteten von mir, daß ich mich des Kindes annehmen würde. Ich dachte,

die Vorsehung hat es mir gegeben, und vielleicht eben dazu, daß es nicht in den Händen der Mutter bleiben sollte. Freilich kämpfte ich noch immer mit mir selbst; denn so ganz leicht wurde es mir nun eben nicht, mich eines Geschöpfes, das an meinem Unglück Schuld war, anzunehmen.

Die Person wurde entbunden, und konnte das Kind nicht säugen, weil sie in eine langwierige Krankheit fiel. Auch das schien mir ein Wink der Vorsehung, für den Knaben zu sorgen. Ich hielt ihm eine Amme. Die ersten drei Monat sah ich ihn nicht; dann ließ ich ihn mir einmal bringen.

Ein Goldjunge! sagte die Amme, und hielt ihn mir hin. Ihnen wie aus den Augen geschnitten, Herr Lieutenant! — Der Knabe lächelte mir zu. Bruder, ich betrachtete das unglückliche Geschöpf mit Abscheu, und sah nun daraus, wie hart ich war. Das erregte mein Mitleiden. Und warum, dachte ich, soll ich denn nicht sein Vater seyn? Ich nahm ihn auf meine Arme, und küßte ihn. Nun war es, als ob ein war-

mer Hauch mein Inneres beseelte, und ich fühlte einen Theil meines Unglücks nicht mehr; denn ich sah ja meinen Wunsch, einen Sohn zu haben, erfüllt. — Die Mutter überließ mir den Knaben ganz. Ich gab ihn in die Pflege einer Predigerfrau auf dem Lande, die ihren einzigen Sohn verloren hatte. Dort ist er seit anderthalb Jahren; doch wenn du willst, so kann er bald hier seyn.

„Warum hast du aber so lange nichts von ihm gesagt, lieber Bruder?"

Warum? Ich schämte mich, dir zu gestehen, was du nun weißt, daß man mich so arg betrogen hat.

„Ich gebe dir mein Wort, daß ich den Jungen kommen lasse, und auch meine Frau nimmt ihn mit Freuden auf. Er soll an uns zwei Väter finden, und seine Liebe wird dir, hoffe ich, die Liebe deiner Braut ersetzen. Es ärgert mich nur, daß der Prediger etwas weiß. Er ist recht gut; doch überall hat er zu zerren und zu rücken, bis ein Ding die Form bekommt, die er für die einzig richtige hält. — Wie heißt der Junge?"

Wilhelm Krause nach seiner Mutter.

„Nun denn, willkommen bei mir, Wilhelm Krause! Ich denke, wir werden ja noch Freude an dir erleben. Und du bist seine Mutter, Bruder; denn seine Geburt hat dir Schmerzen gemacht. Aber du wirst ihn auch lieben, wie die Mutter ihren Sohn."

3.

Portraits.

Der Kreis-Steuereinnehmer Friedrich Rautenbach, ein volle sechs Fuß hoher, etwas hagerer Mann, war kein gemeiner Mensch, ob er gleich zuweilen so scheinen konnte. Er hatte ein finstres Gesicht, auf dem man so wenig Bewegung wahrnahm, als wäre es aus Stein gehauen. Nie trug er etwas anderes als grün- und graue Kamaschen, noch aus seiner Jugend her, wo er ein großer Jäger gewesen war. Er ging etwas gebückt, und sah fast immer ruhig vor sich hin: das gab ihm ein stilles demüthiges Ansehen. Doch bei gewissen Gelegenheiten richtete er sich auf, und zugleich schossen Flammen aus seinen Augen; dann war seine Gestalt so majestätisch, daß ihm gewiß Niemand ein Wort zu nahe sagte. Es mochten nicht viele Menschen gern mit ihm umgehen; denn er hatte einen unüberwindlichen Geist des Widerspruchs. Er hätte den Teufel vertheidigt, wenn man ihn

zu sehr getadelt hätte. Alles Uebertriebene war ihm verhaßt, obgleich er selbst im Disputiren immer übertrieb. Er gerieth durch die seltsamsten Uebergänge, deren Zusammenhang nicht leicht jemand errathen konnte, auf die widerstrebendsten Vorstellungen, und bekam dadurch das Ansehn eines bizarren Witzes. Mit Einem Worte: er war immer gerade der Antipode von dem, mit dem er sich unterredete. Alles Wichtige fand er kleinlich, alles Kleinliche erhaben. Wollte ihn Jemand mit der Erzählung von einer edlen Handlung oder einem Unglück rühren, so konnte er seine Lust zu widersprechen nicht unterdrücken, und er blieb so kalt wie ein Gletscher; oft aber rührte ihn wieder eine Kleinigkeit so tief, daß er seine Thränen nicht unterdrücken konnte. Er schien an nichts Theil zu nehmen, und dennoch warf ihm seine Frau alle Tage vor, daß er zu weich, zu gut, zu mitleidig sey. Jede Feierlichkeit, die man anstellte, von welcher Art sie auch seyn mochte, brachte ihn zum Lächeln, zum Lachen, oder wohl gar zum Spotten; und

da, wo man es gar nicht erwartete, fand er etwas Feierliches, das ihn rührte, oder doch ernst machte. Ein Gelehrter war er nicht; er hatte aber viel gelesen, und verstand sich darauf, das, was er wußte, anzubringen. Immer gab er sich die Miene, als verachte er die Gelehrsamkeit, und immer hängte er ihr eins an, wo er nur konnte; besonders war er ein Feind von allen Systemen, was ihn denn beständig mit dem Pastor Bellmann entzweiete.

Der Lieutenant behauptete, daß er und sein Bruder einen völlig ähnlichen Charakter hätten; doch das glaubten nur die beiden Brüder. Dem Anscheine nach, war der Lieutenant ganz das Gegentheil von dem Steuereinnehmer: still, sanft, weich, nachgebend. Er fürchtete sich vor jeder Rührung, da sein Bruder sie verspottete. Der Einnehmer meinte, sie Beide verkröchen sich noch oft unter den Vorhang des Schenktisches ins Dunkle, und erzählten einander Gespenstergeschichten, bloß um sich recht zu fürchten. So unähnlich übrigens die beiden Brüder

einander auch seyn mochten, so einig waren sie, so herzlich liebten sie sich; und obgleich der Einnehmer seiner Frau, dem Gesinde und aller Welt widersprach, so war er doch in den meisten Fällen mit seinem Bruder einerlei Meinung. Sie hatten eine eigene Art mit einander umzugehen. Ihre Unterredungen bestanden, in Gegenwart eines Andern, oft nur aus Blicken, Händedrücken, Lächeln, Winken. Der Lieutenant war nur dann gesprächig, wenn er mit dem Einnehmer unter vier Augen war; und dieser schwieg dann, als ob er von seinem Bruder lernen wollte.

Madame Rautenbach lebte mit ihrem Manne immer in einer Art von kleinem Kriege. Sie setzte z. B. einen großen Werth in ihre Wirthschaftlichkeit. Das ließ er ruhig hingehn. Trieb sie es aber, wie das bisweilen wohl geschah, zu weit, so sagte er, was er oft sagte: „ein jeder hat seine Knopflöcher!" und sie schwieg beschämt.

Das Sprichwort: ein jeder hat seine Knopflöcher! kam von einem Gespräche mit seinem Barbier, auf dessen Geschwätz er oft

mit großem Verlangen hoffte: (wieder ein neuer Zug in seinem Charakter.) Das ganze Städtchen, worin er lebte, ärgerte sich über die Aufschneidereien des Barbiers; der Einnehmer aber fand Vergnügen daran, und wenn es ihm an guter Laune fehlte, so bekam er sie gewiß unter dem Messer des Schwätzers wieder. Dieser Mensch konnte nichts sagen, ohne zu übertreiben. Er hatte seinen Sohn zu einem Schneider in der Residenz in die Lehre gegeben. Der Einnehmer fragte, was der Knabe mache. Der Junge ist ein Genie! antwortete der Vater; erst sechs Monate ist er auf dem Handwerk, Herr Einnehmer, und da hat er einem Edelmann die Knopflöcher in einen Rock machen müssen. Herr Einnehmer, Knopflöcher! Sie haben keinen Begriff davon! Die halbe Stadt hat die Knopflöcher bewundert!" — Der Einnehmer erzählte dies Gespräch seiner Frau mit Lachen wieder; er setzte aber ernsthaft hinzu: „Guter Gott! ein jeder Mensch hat seine Knopflöcher, welche die halbe Stadt, die halbe Welt bewundert!" — So wurden

die Knopflöcher in seinem Hause zum Sprichworte.

Wenn aber die Einnehmerin irgend eine Frau, deren Talente oder Bildung sie nicht hatte, dadurch herabsetzen wollte, daß sie ihre eigne Wirthschaftlichkeit pries, so runzelte ihr Mann die Stirn, und sagte: „du bist eine brave Frau; und darum überlaß die Verläumdung andern Weibern, welche sich einbilden, mit Keuschheit und Wirthschaftlichkeit, den beiden Tugenden eures Geschlechtes, den Mangel aller andern Tugenden bedecken zu können." — Die Einnehmerin schwieg dann, weil sie sah, daß er ernsthaft geworden war.

Der junge Prediger des Ortes, Herr Bellmann, glaubte ein Gelehrter zu seyn, und war fest überzeugt, daß ohne Gelehrsamkeit und Gelehrten die Welt nicht einen Tag bestehen könne. Er hatte wirklich eine große Menge Kenntnisse, und that sich nicht wenig darauf zu gute, daß sie höchst ordentlich in seinem Kopfe lagen. An seinem System hing er mit ganzer Seele; vorzüglich aber suchte er einen Vorzug darin, höchst tolerant zu seyn, und

ede Meinung zu ehren. Er war ein Eklektiker im höchsten Grade, und davon redete er beständig. Seine Toleranz aber scheiterte durchaus an dem Charakter des Einnehmers, den er für den intolerantesten Kopf in der Welt erklärte; da hingegen der Einnehmer sich selbst für sehr tolerant, den Prediger aber für sehr intolerant hielt. Die Ausfälle, welche der Einnehmer zuweilen gegen die Wissenschaften machte, waren ein neuer Zankapfel zwischen Beiden. Der Prediger übersah den Einnehmer in der Kunst zu disputiren bei weitem; das half ihm aber keinesweges zu irgend einem Triumphe. Der Einnehmer hatte für seine Sätze immer sehr treffende, oft auch sehr lächerliche Beispiele; er sprang dem Prediger unvermuthet aus der Bahn, öffnete ganz andere Ansichten von der Sache, war zu unrechter Zeit ernsthaft, dann aber wieder höchst spaßhaft, und ließ sich so wenig auf Definitionen ein, daß es den Zuhörern jedes Mal schien, als habe er den Sieg über den Prediger davon getragen, oder daß er doch wenigstens die Lacher auf seiner Seite hatte.

In Einem Stücke waren Beide mit einander einig: daß eigentlich nichts auf der Erde eines großen Verdrusses oder einer großen Theilnahme werth sey. Der Leser wird aber sehen, was sie nicht sahen, daß sie eigentlich in diesem Punkte am alleruneinigsten waren. „Der Pastor hat seine Knopflöcher, wie irgend einer in der Welt!" sagte der Einnehmer zuweilen, wenn der Prediger es nicht mehr hören konnte.

Uebrigens war der Prediger ein guter Mensch, der mit Jedermann fertig zu werden wußte, der das Gute von Herzen beförderte, seinem Amte mit Treue vorstand, und recht feine Predigten hielt, (von denen der Einnehmer indeß einmal sagte: Winterstrümpfe, schöne Winterstrümpfe mit schönen Zwikkeln; nur Schade, daß sie aus Spinnengewebe gemacht sind!) Er bekümmerte sich um die Schule, tröstete die Unglücklichen und Kranken in seiner Gemeine, und that den Armen wohl, so viel er konnte. Gegen das Alles machte der Einnehmer keine Einwendung; er lobte es aber auch nicht, sondern schwieg darüber.

Der Prediger liebte seine Frau, ein junges niedliches Weib, das in der Haushaltung mit der Einnehmerin wetteiferte, und sie mit den Talenten der Musik, des Zeichnens, des Stikkens weit hinter sich ließ. Sie kleidete sich gut, sprach von den neuesten Schauspielen und Romanen wie ein Recensent, hatte in Hamburg Klopstock gesprochen, und konnte von Claudius einen Brief vorzeigen, ob sie gleich ein wenig auf die Seite der Kraftdichter hinüber hing. Uebrigens sprach sie viel von Einfachheit und Natur, zierte sich aber ein wenig, wie die Frau Einnehmerin bemerkte. Sie war gut, sanft, und ihre Domestiken hielten sie für die beste Frau in der Welt, wenn sie keine Gesellschaft bei sich hatte; denn war diese bei ihr, so betrug sie sich ein wenig despotisch, nur um zu zeigen, daß sie sich nicht familiarisirte.

Der Einnehmer mochte die junge Frau recht gern leiden. Den Brief von Claudius zeigte sie in seiner Gegenwart nicht wieder; denn er hatte ihr, als sie einmal damit groß

that, richtig die Anekdote von den Knopflöchern erzählt.

Die übrigen Menschen, die der Leser noch kennen lernen wird, werden ja auch wohl sitzen; oder — der Leser mag sich ihre Bildnisse selbst zeichnen.

4.
Der Held kommt an.

Die Einnehmerin hatte zwar ihre Einwilligung zur Aufnahme des Kindes gegeben, durch das ihr Schwager um seine Braut gekommen war; doch hinterher, beim Nachdenken darüber, fand sie, daß sie das nicht hätte thun sollen. Sie suchte das Gespräch über den Knaben wieder anzuknüpfen, und eine Veranlassung dazu gab ihr ein Streit, den ihr Mann mit dem Prediger hatte. Dieser pries den Weltbürgersinn. „Ein schönes Wort!" sagte der Einnehmer; „es beweist wenigstens, daß wir die Tugenden der allervollkommensten Geister denken können. Fürs erste segne aber Gott nur den Familiensinn, den Mitbürgersinn und den Mitchristensinn. Es kommt mir beinahe vor wie das Weltreich der Römer, das der Euphrat und die Küste von Portugal beschränkte. Weltbürger! lieber Gott! Der arme Mensch mit seinen funfzig Jahren

Leben, von denen er zwanzig zubringt, um zu lernen, wie er in den letzten dreißig sich sein dürftiges Brot erwerben soll. Er hat kaum freie Hand in seiner Familie, und dankt Gott, wenn er im Stande ist, eine Frau und ein Häufchen Kinder vor dem Hunger zu schützen. Ich kannte einen Mann, lieber Prediger, der das Wort „Weltbürger" beständig im Munde führte, und mit seinem Nachbar zehn Jahr über ein Fenster prozessirte, das auf seinen Hof ging. Er bewies mir, daß die Algierer das Recht hätten, Seeräuberei zu treiben, und daß ihre Nachbarn, als die Franzosen, die Spanier — Und Ihr Nachbar mit dem Fenster? fiel ich ein. — Gott verdamme den verwünschten Kerl! rief er. Ich nahm meinen Hut und dachte, was ich jetzt sage: Gott gebe uns nur erst recht wahren Nachbarsinn!

Nun erhob sich ein Streit, worin der Prediger zuletzt so hitzig wurde, daß er halb und halb behauptete, man müsse nicht seine Verwandten, seine Brüder, Nachbaren und Mitbürger lieben, sondern nur die Völker,

die auf der andern Hemisphäre leben. Der Einnehmer, der eben so warm war, bewies, man müsse nur seine Verwandten lieben. Der Prediger warf einen unwilligen verachtenden Blick auf ihn, und nahm sich im Weggehen vor, nie wieder mit ihm zu streiten.

Der Einnehmer ging im Zimmer auf und nieder, wischte alle Tische mit seinem Schlafrocke ab, runzelte die Stirn, und sagte nicht ein Wort, als seine Frau und der Lieutenant einige Sätze aus dem Streite wiederholten, und sie nach ihrer Weise mit einem „Aber,“ einem „Indeß“ oder „Dennoch,“ mäßigten. Wie aber, sagte der Lieutenant endlich, der Prediger nur solches Zeug behaupten kann!

„Hm!“ erwiederte der Einnehmer: „hätten wir noch länger disputirt, wir würden noch tollere Dinge behauptet haben.“

Da reichte der Lieutenant seinem Bruder schweigend die Hand, und dieser sagte gerührt: „ja, ich will es mir noch abgewöhnen.“

Ich, sagte die Einnehmerin nun in ihrem

Tone, ich dachte während des Disputirens an den Knaben, den wir zu uns nehmen wollen. Was mein Mann von dem Vorzuge sagte, den Verwandtschaft gebe, leuchtete mir ein, und machte mir das Herz schwer. Denn haben wir nicht in unsrer Verwandtschaft arme Kinder, die wir zu uns nehmen könnten? Und wollen wir ein gutes Werk verrichten, so ...

„Gute Werke sind schädlich für die Seligkeit!" rief der Einnehmer triumphirend: „auch den Satz brachte ein Streit hervor."

Ich sage, fuhr sie fort: wollen wir ein gutes Werk verrichten, so giebt es ja wohl noch andere Geschöpfe, als dieses ...

„Frau," sagte der Einnehmer, der sie noch nicht verstand: „eine Stubenkatze etwa? Oder was meinst du sonst?" —

Ein Kind ehrlicher Eltern, meine ich: ein Kind guter Menschen, die damit nicht aus noch ein wissen, und denen ein Stein vom Herzen genommen würde, wenn wir ihr Kind erzögen. — Sie bemerkte, daß sie Eindruck auf ihren Mann gemacht hatte, und schwieg

nun, um diesen Eindruck nicht etwa wieder zu vernichten. Der Einnehmer sah vor sich nieder; dann sagte er: ich will nicht hoffen, Liebe, daß du etwa die Sünde der Eltern auf das unschuldige Kind legen willst? Es würde mir nahe gehen, ob es gleich wohl nicht ganz zu vermeiden ist. Aber Recht hast du. Ein Kind guter Eltern! Der Gedanke gefällt mir. Weißt du eins?"

Die Einnehmerin sah den Lieutenant an, vor dessen Einwürfen sie sich am meisten gefürchtet hatte, der aber sehr ruhig da saß und zuhörte. Paulmanns z. E., fuhr sie fort, haben ihre Schwestertochter bei sich, ein niedliches Kind.

Ist zu alt, sagte der Lieutenant.

„Und ein Mädchen! Wollen wir das nehmen, so müssen wir noch einige Jahre warten."

Der Lieutenant sprang auf, stellte sich mit fröhlichem Gesicht mitten in das Zimmer, und sagte: da hast du Recht, Bruder! Etwa noch vier oder fünf Jahre. Habe ich nicht deine Meinung getroffen?

„Vollkommen! Und treiben wollen wir es nicht, Bruder; ich denke, die Natur wird das schon thun.“

Das wird sie; davor ist mir nicht bange. Und so hätten wir denn ein glückliches Paar — das gebe Gott! — an unsre Stelle.

Die Einnehmerin verstand keine Sylbe. Welch ein Paar? von welchem Paare redet Ihr denn?

„Von dem kleinen Knaben,“ sagten Beide zugleich; „und von dem Mädchen, wenn wir eins für ihn erziehen.“

Das hatte die Einnehmerin gar nicht erwartet! Den beiden Brüdern war es auch nicht von weitem eingefallen, den Knaben, dessen der Lieutenant sich einmal angenommen hatte, wieder zu verstoßen. Ihre Gedanken nahmen einen so gleichen Gang, daß sie bei dem Vorschlage der Frau an weiter nichts dachten, als an einen Spielgefährten für den kleinen Wilhelm.

Als die Einnehmerin merkte, daß sie schwerlich mit ihrem Wunsche durchdringen würde, sagte sie ein wenig empfindlich: ich

meine, daß es uns eben keine Ehre machen wird, ein Hurkind aufzuziehen. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme!

Kaum hatte sie das herausgesagt, so erschrak sie, und erwartete nun einen sehr ernsten Ausfall von ihrem Manne. „Hm!" sagte er auch, nicht ohne Schärfe: „deine Mutter konnte zuweilen, wenn es nicht nach ihrem Kopfe ging, ein wenig unbarmherzig seyn, sogar gegen einen Unschuldigen. Ich hoffe aber, sie hat es in der nächsten Minute bereuet." Die Einnehmerin legte einen Arm um ihres Mannes Hals, aus Scham und auch aus Freude; denn sie hatte etwas noch Härteres erwartet.

„Aber Recht hast du," fuhr der Einnehmer fort, „daß Kinder gern den Eltern nacharten; und so . . . Du kennst wohl den wahren Vater nicht, Bruder?"

Der Lieutenant schüttelte den Kopf. Ich vermuthe ihn wohl; aber es wäre doch möglich, daß ich ihm Unrecht thäte.

„Wissen möchte ich den Vater wohl. Der Junge wäre leichter zu erziehen, wenn wir

seine Eltern kennten; wir brauchten dann nur ihre Fehler bei ihm auszurotten." Der Lieutenant schüttelte wieder ungläubig den Kopf. Der Einnehmer hielt ihm eine Vorlesung über das Sprichwort: der Apfel fällt nicht weit vom Stamme; und übertrieb, nach seiner Gewohnheit, nicht wenig.

Lieber Gott! sagte der Lieutenant endlich: das kann ich nicht glauben, um des Guten willen nicht, das im Leben ist. Gestalt und Haar, Gang und Stimme mögen von den Eltern kommen, wie du sagst, Bruder. Was ist das aber! Das alles legt man mit dem Menschen ins Grab. Doch das Herz! Liebe, Großmuth, Tugend! Nein, Bruder; denn sonst wäre ja die Tugend nichts als der bessere Geschmack eines Borsdorferapfels, und man könnte tugendhafte Menschen ziehen wie Mecklenburger Pferde auf Gestüten. Ich weiß, Bruder, du denkst nicht so verächtlich von der Tugend.

Der Einnehmer faßte des Lieutenants Hand, und drückte sie mit seinen beiden Händen. „Davor behüte mich Gott!" sagte er

eifrig.

eifrig. „Aber es ist mehr daran, als du glaubst. Der Himmel gebe uns Glück zu seiner Erziehung! Wir wollen ihm vorgehen mit Einigkeit und Geduld, mit Liebe und Großmuth."

Und kennen wir seinen irdischen Vater nicht, so kennen wir doch den himmlischen, und wissen, daß der Knabe zu dessen Bilde geschaffen ist.

Die Einnehmerin, die bisher noch geglaubt hatte, daß sie ihrem Wunsche näher kommen würde, gab jetzt alles verloren; und um ihre Härte bei ihrem Manne in Vergessenheit zu bringen, nahm sie sich vor, den Knaben recht feierlich aufzunehmen. Sie allein wußte, an welchem Tage das Kind gebracht werden sollte. Nun lud sie auf diesen Tag heimlich den Prediger und seine Frau ein, und erwartete so die Ankunft des neuen Hausgenossen.

Das Kind kam, als die Gesellschaft beisammen war, und die Einnehmerin trug es zu ihr hinein. Der Prediger hielt eine kleine Anrede an den Hausvater, und übergab ihm

den Knaben recht feierlich. Der Einnehmer lächelte ein wenig spöttisch, und antwortete nichts. Die Frau des Predigers, die ihrer ersten Entbindung nahe war, nahm das Kind, einen wahren kleinen Amor, an ihre Brust, küßte es, und trocknete heimlich eine Thräne aus ihrem Auge. Nun nahm der Einnehmer das Kind aus ihren Armen freundlich in die seinigen, sagte gerührt: „Gott erfülle Ihren Wunsch!" und gab es dann dem Lieutenant. Du hast mich um viel, um alles gebracht, sagte dieser; aber . . . — Er legte segnend die Hand auf des Kindes Stirn. Sein Bruder wußte, was die Pantomime bedeuten sollte, und sagte laut: „nun ist es geweihet, von einer vergebenden Thräne, und von einer segnenden Hand." Er gab seiner Frau das Kind, und ließ es wegbringen.

Kinder und Sorgen! sagte der Prediger. Mit einem Erziehungsplane sind Sie wohl schon zu Stande, Herr Einnehmer?

„Ich halte, wie Sie wissen, nichts von Planen, am wenigsten von Erziehungsplanen. Gott gebe mir Liebe zu dem Kinde,

so ist mir vor einer guten Erziehung nicht bange."

Wie es scheint, sind Sie wohl gar kein Freund von einer planmäßigen Erziehung.

„Auch eine verkehrte Erziehung kann planmäßig seyn, und mich dünkt, die planmäßigste ist gerade eben darum die verkehrteste. Wir arbeiten den Menschen viel zu viel von außen in die Kinder hinein; und der Mensch sollte mehr von innen heraus wachsen. Auf den Verstand, ja nicht einmal auf den Verstand, nur auf das Gedächtniß, arbeiten wir los, als wenn damit alles gethan wäre. Der Mensch lebt doch aber nicht von Brot allein, sondern . . ." –

Das spricht für mich, Herr Einnehmer. Ich werde (er warf einen zärtlichen Blick auf seine Frau) bald in einem ähnlichen Falle mit Ihnen seyn, und hoffe dann in meinem Unterrichte das zu vermeiden, worauf Sie anspielen. Wahrheit! Wahrheit!

„Was ist Wahrheit?" fragte der Einnehmer mit einer Miene, die Pilatus bei derselben Frage wohl nicht spöttischer gemacht

hat. „Da sieht man jetzt den Kopf eines Kindes für die wahre Arche Noäh an; die Vorstellungen ziehen ein, wie eine Prozession, jedes Männlein mit dem Fräulein, das dazu gehört. Das Kind hat am Ende die ganze Schöpfung im Kopfe; aber die Welt umher ist todt, zerstört, verschwemmt von der Sündfluth der Gelehrsamkeit. Wenn der arme Mensch dann älter geworden ist, so geht es ihm, wie der Taube: er findet auf der ganzen Erde nichts als einen Lorbeerzweig, sich selbst zu kränzen, und kehrt damit in seinen gelehrten Kasten zurück."

Wenn Sie das auch von der Philosophie behaupten, Herr Einnehmer . . .! sagte der Prediger lächelnd.

„Von der am meisten, und ich denke, ohne ihr damit Unrecht zu thun; denn drischt nicht eben die Philosophie seit Anaxagoras leere Aehren? beweist sie nicht seit zwei tausend Jahren, was nicht zu beweisen ist, aber auch wieder, woran kein guter Mensch je zweifelte?"

Hier fiel ihm der Lieutenant ins Wort:

Behauptete nicht einmal jemand, gute Werke wären schädlich für die Seligkeit?

„Ja, das behauptete Jemand, und ich will dir nachher zeigen, daß er so ganz Unrecht nicht hatte." Das sagte der Einnehmer freundlich, und brach nun, um seines Bruders willen, das Gespräch ab. Kaum waren die Gäste fort, so sagte der Lieutenant: ich habe Respekt vor der Philosophie und den Philosophen, und man soll nicht verachten, was ehrwürdig ist.

„Recht, Bruder!" sagte der Einnehmer: „ich habe um deinetwillen geschwiegen; aber ich wollte doch, daß ich weiter geredet hätte: denn Gott ehre mir den wahren Philosophen, der sein Haupt in der allgemeinen Zerstörung stolz empor hebt, und mit einem Herzen voll Demuth an eine segnende Vorsehung glaubt, der die Tugend über alles achtet, und darum zuerst sich und seinen Leidenschaften gebietet, der ein wahrer König ist, und die Erde beherrscht, weil er sich nicht fürchtet, das Leben hinzugeben, wenn die Natur es ihm sanft, oder die Tugend hart ab-

fodert. Da hast du den Philosophen Sokrates, der lächelnd den Schierlingsbecher an die Lippen setzt, und ihn muthig trinkt! Das ist ein Philosoph! Meinst du nicht, Bruder?"

Richtig! Ich kenne zwar den Sokrates, den du so oft anführst, nicht so recht; doch wenn er zu deiner Beschreibung paßt, so ist er ein Philosoph. Siehst du? und das, denke ich, ist das Ehrwürdigste auf der Erde.

„Ganz recht, Bruder! Nur Schade, daß diesen Nahmen sich auch Menschen anmaßten, die nichts von dem allen wollten, konnten und thaten, nur weitläuftig aus einander setzten, warum jener Weise so fest an Gott, an die Tugend glaubte, daß er Leben und Tod nicht achtete. Sieh, auch diese Menschen nannten sich Philosophen. Sie erwiesen, das Leben sey ein Traum, der Ehrgeitz eine Thorheit; sie suchten mit allen verächtlichen Künsten des Lebens zu genießen, und verfolgten jeden, der sie nicht anbetete. Sie erwiesen, daß man den Menschen lieben müsse, und haßten ihn. Unvermerkt machten sie den Glauben gänge und gebe, daß der ein

Philosoph sey, der über unbegreifliche Dinge unbegreiflich schwatzen könne; und diese sind es, von denen ich redete, die ihre Meinungen zu dem Götzenbilde machen, vor dem das Menschengeschlecht anbeten soll, und die unfehlbar Scheiterhaufen errichten würden, wenn sie nur könnten."

Gott behüte, Bruder! giebt es wirklich solche Menschen?

„Es giebt ihrer. Und ein solcher Mensch, denke ich, soll der Junge nicht werden, auf dessen Stirn du heute deine segnende Hand gelegt hast." — In diesem Augenblicke brachte die Einnehmerin den Knaben in das Zimmer. Der Einnehmer nahm ihn auf seine Arme, und sagte eifrig: „nein! nein!" dann gab er ihn dem Lieutenant. Nein! nein! sagte auch der. Laß ihn übrigens werden, was er will und kann!

5.
Die Erziehung.

Die beiden Männer überließen die Erziehung des Knaben fürs erste, bis er sechs Jahr alt seyn würde, der Einnehmerin. Sie thaten wohl daran; denn obgleich die Einnehmerin Anfangs ein wenig gegen den Knaben eingenommen war (wie fast alle Weiber gegen uneheliche Kinder strenger sind als die Männer), so hatte sie ihn doch in kurzer Zeit so lieb, als wenn sie seine Mutter wäre. Er lernte im Spielen lesen, und zwar schon zu der Zeit, da der Einnehmer noch an einem recht schönen Entwurf arbeitete, nach welchem er es lernen sollte; der gute Mann war nehmlich mehr Philosoph, als er es sich wollte merken lassen, und als er selbst es glaubte. Seine Frau that, ohne davon zu reden, was er immer thun wollte. Er las jetzt eine Menge Kinderbücher, um eins zu finden, welches für Wilm (so nannte man den Kna-

ben) paßte. Der Prediger meinte, das Kind müsse Bücher lesen, worin die Begriffe entwickelt würden; der Einnehmer wollte aber nur Beispiele haben: „denn," sagte er, „die geben dem Kinde einen sichern Takt, ein lebendiges Gefühl."

Beide stritten, und während dessen stand der Knabe vor des Lieutenants Knieen, las die Erzählung von Gellert: „um das Rhinoceros zu sehn," und schwamm dabei in Thränen. Der Lieutenant selbst konnte sich der Thränen kaum erwehren, und sagte doch: nun, was heulst du, Wilm? bist du ein kleines Mädchen? Du wirst einmal ein schöner Kerl werden!

Gellerts Fabeln waren, da man kein eigentliches Lesebuch fand, erlaubt; wenn aber die beiden Brüder nicht zu Hause waren, erlaubte die Einnehmerin dem Knaben auch verbotene Lektüre. Sie ließ sich die Deutsche Uebersetzung von dem Magazin des enfans der Madame de Beaumont vorlesen. Da aber alles Gedruckte bei ihr in großer Achtung stand, und da sie sich die Regel ihres Man-

nes gemerkt hatte, daß man Kindern durchaus nichts erzählen, sagen, oder zu lesen geben müsse, was nicht wahr sey: so machte sie bei den Mährchen, die in dem Buche vorkommen, auch nicht Eine Anmerkung. Sie hörte die Mährchen eben so gern, und mit eben so vieler Ehrfurcht an, als die biblischen Geschichten, welche Madame Beaumont erzählt. Da nun Moses in den Augen des Knaben große Aehnlichkeit mit den Zauberern in den Mährchen haben mußte, und da die Einnehmerin ihm sehr ernstlich versicherte, „was er in dem Buche von Moses lese, sey wahr, Wort für Wort wahr," von den Mährchen aber, ihres Mannes wegen, schwieg, weil sie glaubte, der Knabe werde wohl von selbst sehen, daß so etwas nur erdichtet sey: so entstand in seiner Phantasie ein höchst seltsames Gemisch von biblischen Geschichten, der Griechischen Mythologie, und mancherlei Feenmährchen, die er alle der Reihe nach glaubte.

Vor dem Lieutenant und dem Einnehmer verbarg er seine neuen Kenntnisse; denn er merkte wohl, daß die Mutter ihn nur ver-

stohlen in dem angenehmen Buche lesen ließ. Der Mutter, die vorher weiter nichts als Bibel, Gesangbuch, ein Kochbuch und Lüders Gartenlexikon gelesen hatte, gefielen der Prinz Fatal und die Feen eben so sehr, wie dem kleinen Wilhelm selbst, und die Lektüre wurde so eifrig, dabei aber auch so heimlich fort getrieben, daß der Einnehmer den Knaben in Kurzem geradezu für einen guten Kopf erklärte, weil er nicht allein so fertig, sondern auch mit so vielem Ausdruck lesen konnte.

Die Einnehmerin erschrak nicht wenig, als sie einmal in einem Gespräche der Feen erwähnte, und ihr Mann sehr ernsthaft sagte: „daß du nur nicht etwa dem kleinen Wilm dergleichen Mährchen in den Kopf setzest!" Ihr Herz schlug; sie beruhigte sich aber bald wieder. Einige Tage nachher behauptete nehmlich der Prediger, der auf gänzliches Vermeiden alles Aberglaubens bei der Erziehung der Kinder drang: man müsse sie die Wörter Gespenst, Hexe, Zauberer, Teufel, ja selbst Engel, nicht einmal hören lassen. Nun sagte der Einnehmer: „warum

denn nicht? Die Phantasie muß so gut gebildet werden, wie der Verstand. Und ist denn nicht die gewöhnliche Welt für ein Kind eine Welt voll Zaubereien? Mag es immerhin an Zauberer und dergleichen glauben; das verliert sich mit der Zeit. Und ist denn diese phantastische Welt aus den Kinderjahren nicht zuweilen in der Sandsteppe des Lebens, in dem Sibirien des Alters, ein schöner Traum, für den man die Wirklichkeit gern hingäbe?" Er widersprach nach seiner Gewohnheit, nur, um zu widersprechen. Die Einnehmerin dachte aber: nun, so habe ich es ja recht glücklich getroffen! Da sie sich jetzt im Nothfalle auf ihren Mann selbst berufen konnte, so borgte sie von der Frau des Predigers eine Menge Feen-Mährchen, und Wilhelm mußte ihr, so oft sie mit ihm allein war, aus diesen anziehenden Büchern vorlesen. Sein Kopf war natürlicher Weise bald ganz voll davon; wo er ging und stand, träumte er von Feen, Zauberern, Geistern, Gnomen und Sylphen.

Unter diese Wesen der Phantasie mischte

er auch die Wunder der alten Geschichte. Es war ihm noch nicht eingefallen zu fragen: ob an den Erzählungen von Kadmus, Oedipus und Cyrus mehr wahr sey, als an seinen Mährchen; und hätte er die Mutter darum befragt, so würde er doch nichts weiter erfahren haben: denn sie selbst wußte nicht mehr, was sie für wahr, und was für erdichtet halten sollte.

Eben so ging es dem Knaben mit manchen andern Dingen. Der Lieutenant hatte im siebenjährigen Kriege bei der alliirten Armee unter dem Herzog Ferdinand gestanden, und von daher rührte sein entschiedener Haß gegen die Engländer, denen er es nicht vergeben konnte, daß sie sich gegen alle Deutsche ein so stolzes Betragen erlaubt hatten. Der Einnehmer hingegen achtete kein Volk so sehr, als eben die Engländer, die in seinen Augen durch ihre Freiheit den Vorzug vor jedem andern verdienten. Nur in diesem einzigen Punkte waren die beiden Brüder nicht einig, und sie berührten ihn daher in ihren Gesprächen mit einander nicht mehr. Gegen den

kleinen Wilhelm aber äußerte der Lieutenant seinen Haß ganz offen, und der Knabe bekam nun einen großen Abscheu vor den Engländern. Auf der andern Seite lobte aber der Einnehmer dieses Volk gegen den Kleinen als das erste der Erde, doch unter dem Nahmen Britten. Der Knabe sprach nun zu der Mutter (denn ihr allein öffnete er sein Herz) von den Engländern mit Abscheu, doch von den Britten mit Enthusiasmus.

Wilhelm lernte auch ziemlich viel von dem siebenjährigen Kriege, dessen Ereignisse ihm der Lieutenant oft erzählte; ferner aus Chardins Reise die Geschichte, die Sitten und die Geographie von Persien. Bei dem Lesen dieses Buches interessirte ihn ganz besonders der in Persien allgemeine Volksglaube, daß die Gebäude, Monumente und Denkmähler tyrannischer Fürsten keine Dauer haben, sondern nach kurzer Zeit zerfallen; und er begriff sehr leicht, warum das so seyn müsse. In Hafiz und Sadi's Grabmählern war er wie zu Hause. Aus den Gedichten des erstern

wußte er ganze Stellen auswendig, und sie gefielen ihm weit besser, als Gellerts Fabeln. Er nahm sich vor, ein Dichter zu werden, damit auch sein Grabmahl einst von seinen Mitbürgern mit Rosen bestreuet, und mit dem köstlichen Schiraswein begossen werden möchte. Gesners Gedichte, die so zart sind, wie die erste Liebe eines jungen unschuldigen Mädchens, bemächtigten sich mit großer Gewalt seiner ganzen Seele. Der Lieutenant hatte sie auf Empfehlung eines Bekannten gekauft, warf sie aber ungelesen bei Seite, weil ihm die lateinischen Buchstaben zu viele Mühe machten. Wilhelm fand das Buch, und studierte so lange darin, bis er es fertig lesen konnte. Nun las er der geliebten Mutter daraus vor, und diese wurde dadurch fast eben so sehr bezaubert, wie der Knabe.

Von dem Allen, was auf Wilhelms Kopf und Herz so mächtig und so äußerst seltsam wirkte, erfuhr der Einnehmer nichts, oder doch sehr wenig, ob er gleich höchst besorgt für dessen Bildung war, und ob er gleich alles Nachtheilige gänzlich zu vermeiden glaub-

te. Er unterrichtete den Knaben fleißig in der Wissenschaft, die er selbst recht gründlich studiert hatte: der Mathematik. Bei schicklichen Gelegenheiten las er ihm auch wohl ein Kapitel aus der Moral: — zuweilen, je nachdem er die Laune hatte, in erhabnen Sentenzen, mit der Rührung einer stark bewegten Seele; zuweilen aber auch in den bittersten Satiren über die Menschen und ihre Laster. Nach dem Erziehungsplane, den er entworfen hatte, — doch ohne sich etwas davon merken zu lassen, weil er, um des Predigers willen, alle Plane und Systeme verspottete — glaubte er, daß man den Knaben fast gänzlich sich selbst überlassen müsse, damit der Mensch aus ihm, aus seinem Innersten, hervorkommen könne. Daß Wilhelm Bücher las, sah er wohl; er meinte indeß, es wären Gellerts Fabeln und Chardins Reise, gegen die er gar nichts hatte. Von den Feenmährchen, Gesners Idyllen und den Schriften der Madame Beaumont wußte er nichts; die wurden heimlich gelesen, und Wilhelm begriff sehr wohl, warum. Der Knabe

war

war gar nicht mittheilend, am wenigsten gegen den Vater Einnehmer, der es nicht verstand, sich das Vertrauen des Kindes zu erwerben, und für den es nur, wie jeder im Hause, große Ehrfurcht hatte.

Wilhelm war unter seinen Augen fleißig, rechnete schon ziemlich fertig, zeichnete Figuren, machte Fortschritte in der Mathematik, und hörte die moralischen Vorlesungen gern, weil so viele Beispiele aus der Geschichte darin vorkamen. Da aber der Einnehmer immer nur selbst sprach, und nicht fragte, so blieb ihm die Zauberwelt in dem Kopfe und Herzen des Kindes völlig unbekannt. Der Lieutenant war immer mit dem siebenjährigen Kriege beschäftigt; er zeigte dem Knaben Plane von Schlachten, von Festungen, und erzählte ihm auch von andern Kriegen, da er Lebensbeschreibungen von Eugen und Turenne hatte. Vor allen Schlachten und Belagerungen konnte er nicht dazu kommen, etwas Sonderbares an dem Kinde zu bemerken. That er ja einmal von ungefähr einen Blick in dessen magische Welt, so brummte

er nur ein wenig, und damit ließ er alles gut seyn.

Aber der geliebten Mutter öffnete Wilhelm sein volles Herz, und beinahe hätte sie ihm ein eben so volles gezeigt, da sie dem Zauber der süßen Stimme, den funkelnden Augen und der hinreißenden Beredtsamkeit, womit er seine Träume erzählte, nicht widerstehen konnte. Erscheinungen, gute und böse Geister, Prophezeiungen, Zauberer, Hexen und Wunder gehörten mit zu ihrem Glaubensbekenntnisse; Feen nun freilich nicht. Sie wagte es daher einige Male, dem Kleinen eine Feengeschichte verdächtig zu machen; da sie aber befürchtete, daß er mit dem Glauben an Ein Wunder den Glauben an alle verlieren könnte, so lenkte sie wieder ein, weil es ihr doch besser schien, etwas Falsches, als gar nichts, zu glauben.

Der Knabe hatte seine eigenen Sinne, wie seine eigene Welt, und nahm nichts von den Menschen an, unter denen er lebte. Nur von dem Einnehmer schien die unüberwindliche Neigung, Experimente zu machen und

alles ergründen zu wollen, auf ihn übergegangen zu seyn. So stieg er als ein sechsjähriges Kind, mit Gefahr, den ganzen Tag nichts zu essen zu bekommen, ganz allein auf einen hohen Berg, bloß um von oben herab zu sehen, wo die Sonne am Abend bleiben würde. Von seinem Vorhaben hatte er Niemanden etwas gesagt; man suchte ihn daher den ganzen Tag mit schmerzlicher Unruhe, und fand ihn endlich oben auf dem Gipfel des Berges. Er kehrte ruhig zurück; denn er hatte schon gemerkt, daß er hier nicht sehen würde, wo die Sonne bliebe. Der Lieutenant, der ihn holte, machte ihm die bittersten Vorwürfe; der Knabe sagte aber: sobald ich groß bin, will ich bis an den Rand der Erde gehen, um zu erfahren, wo die Sonne bleibt, und worauf die Erde steht. Der Einnehmer hatte dem Kleinen eine harte Strafe zugedacht, und der Lieutenant unterrichtete ihn daher auf dem Rückwege, wie er sich betragen sollte. Sobald aber der Einnehmer nur wußte, warum der Knabe auf den Berg gestiegen wäre, dachte er daran, daß er selbst

in der Kindheit tausend solche Dinge gemacht hatte. Anstatt den wißbegierigen Wilhelm zu bestrafen, sagte er ihm, daß die Erde rund sey. Wilhelm schüttelte den Kopf; und als ihm nun der Lieutenant dasselbe versicherte, rief er aus: ich will ein Schiffer werden; dann werde ich ja wohl sehen, ob die Erde rund ist.

Von dem Einnehmer hatte Wilhelm auch die anscheinende Kälte angenommen, die in seinen Jahren Trotz schien. Der kleinste Vorwurf schnitt ihm tief in das weiche Herz: doch dabei stand er ernst, mit gerunzelter Stirn, mit kalten Blicken, schweigend da; und wurde ihm der Schmerz zu groß, so ging er weg, suchte den einsamsten Winkel im Garten, und weinte heiße Thränen der beleidigten Liebe, weil er sich keines Fehlers bewußt war.

Nur der Mutter sagte er zuweilen, wie unschuldig er an dem, worüber ihn der Einnehmer getadelt hatte, gewesen sey. Armes Kind! sagte die Mutter einmal bei einer solchen Gelegenheit: armer, unschuldiger Wilm!

Aber warum hast du dich nicht verantwortet? Er schwieg und murmelte nur: Hossein! den Nahmen des Persers, der für ihn der Inbegriff aller menschlichen Größe war, und dessen Geduld im Unglück ihm den Vorsatz, alles zu ertragen, alles zu verzeihen, gegeben hatte. Nur die Mutter wußte also, wie weich des Knaben Seele war. Der Einnehmer hielt ihn für stark, für männlich, und freute sich darüber. Der Lieutenant dachte mit Vergnügen, daß einmal ein guter Soldat aus ihm werden sollte. Der Prediger allein liebte ihn nicht: der Knabe ist beinahe sieben Jahre alt, sagte er; und was weiß er denn? Sonst nichts als ein wenig Mathematik.

6.

Die Heldin des Buches.

Wilhelm war ein Jahr bei dem Einnehmer gewesen, als Henriette, die Tochter des Predigers, geboren wurde. Ein früheres, schwächliches Kind hatte nur wenige Monate gelebt; die Freude der Eltern über die Geburt dieses gesunden starken Mädchens war daher unbeschreiblich. Am Tauftage hielt der Prediger eine lange Rede, worin er dem Einnehmer seinen Erziehungsplan aus einander setzte, nach welchem Henriette das vollkommenste aller Weiber werden sollte, und worin es nicht an tadelnden Seitenblicken auf die Erziehung des kleinen Wilhelms fehlte. Die Einnehmerin und der Lieutenant nahmen das sehr übel: jene erröthete vor Verdruß, und dieser sah mit gerunzelter Stirn seinen Bruder auffodernd an; der Einnehmer aber, der sonst jeden Plan angriff, und hier noch überdies sein eignes Verfahren angreifen hörte,

schwieg heute dennoch. Er gab dem Prediger vollkommen Recht, und Beide gingen am Abend als die besten Freunde aus einander.

Mich soll nur wundern, sagte die Einnehmerin bei dem ersten Schritte in ihr Wohnzimmer, was für eine Prinzessin sie aus dem Kinde ziehen werden! Unser Wilm sieht doch ganz anders aus! wie ein wahrer Engel!

Der Einnehmer schwieg.

Ich werde ja die schöne, weise Erziehung nach Grundsätzen erleben! fuhr sie höhnisch fort.

„Gott gebe ihnen Glück dazu!" sagte der Einnehmer sehr ernst; „und wenn sie nur die Hälfte des Planes ausführen."

Das wenigstens hätte ich in deiner Stelle gesagt, Bruder, brummte der Lieutenant.

„Ich nicht," erwiederte der Einnehmer; „denn heute kam der Plan aus einem vollen Vaterherzen. Um keinen Preis hätte ich nur ein unsanftes Wort dagegen sagen mögen. Ich habe keine Kinder; da scheint mir denn Manches närrisch, was vielleicht eine weise Veranstaltung der Natur ist. Zwar be-

greife ich nicht, wie Eltern in ihren Kindern sogleich alle Tugenden, alle Vollkommenheiten finden können; aber genug, sie thun es. Und soll ich ihnen nun die natürlichste Freude verderben? Was Bellmann da von unserm Wilm sagte: — ei nun! an einem Tauftage mögen die Eltern sich immer ein wenig brüsten. Die Natur mag den Stolz verantworten, den die Mutter ja mit den Geburtsschmerzen theuer genug bezahlt hat. Laß das, Frau! Es wird sich wohl geben, denke ich."

So wie der Lieutenant das Wort Geburtsschmerzen hörte, verzog sich seine finstre Miene in eine mitleidig-freundliche. Gott segne alle Weiber! sagte er sehr herzlich. Seine Schwägerin aber blieb hart, und sagte bitter: was ist es denn nun mehr, ein Kind zu bekommen!

„Nichts, liebe Frau; Millionen Weiber bekommen Kinder. Laß das!"

Es ärgert mich nur, daß die Predigerin sagte: sie tauschte nun mit keiner Königin. Ich frage noch einmal: was ist es denn mehr!

„Sagte sie das?"

Ja, mit denselben Worten.

„Nun," — er blickte mit ausgestreckten Armen gen Himmel — „so sey der gütige Gott gelobt, daß er so vielen Millionen Menschen eine Freude schenkte, gegen die eine Königskrone nichts ist. Und so gebe er uns bei dem Gedanken, daß er uns diese Freude versagte, Geduld, und Mitfreude, wenn wir eine Mutter ihr Kind voll Stolz an das Herz drücken sehen, unter dem es ihr Monate lang Schmerzen erregt hat. Ueberwundener Schmerz hat bei euch Weibern immer die Wirkung. Eine Arria wird stolz aussehen, wenn sie den Dolch aus dem Herzen zieht; Pätus nur zärtlich. Bei jeder Hochzeit will ich die Mutter der Braut an dem triumphirenden Gesichte, so wie den Vater an dem zärtlichen, segnenden erkennen. Eine zu weiche Mutter wird sogar dann ein wenig stolz umherblicken, wenn sie den Muth gehabt hat, ihr geliebtes Kind einmal zu züchtigen."

Die Einnehmerin war nicht überzeugt; doch schwieg sie, weil sie jetzt wußte, daß ihr

Mann den kleinen Neid in ihrer Brust bemerkt hatte. Sie trat mit einem angenehmen Lächeln an den Lehnstuhl hin, auf welchem der kleine jetzt dreijährige Wilhelm schlief, küßte die rosenrothen Lippen des Kindes, und sagte mit einem Seitenblicke auf ihren Mann: Gott lasse mir mein Mutterherz für diesen Kleinen, wie er es der Predigerin für deine Pathe gab! Der Einnehmer küßte seine Frau. Der Lieutenant sagte freudig: ein gutes Klavier will ich dem kleinen Mädchen zum Pathengeschenk geben; denn war es nicht, Bruder, als ob der Prediger heute zum ersten Male einsähe, daß sein Klavier nichts taugt? Er dachte wohl daran, daß seine Tochter auf dem Instrumente spielen wird!

„Richtig, Bruder! Aber höre! wenn Wilm auch nie das Klavier spielen lernt, so werde nur sein Herz, wie das deinige: ein schönes Instrument der Liebe, der Güte, der Großmuth! . . . Nimm den Jungen auf, Liebe, und laß uns zu Bette gehen." Als sie das Kind aufnahm, erwachte es, streckte die Arme nach allen Dreien aus, und versank dann

unter ihren Liebkosungen wieder in den süßesten Schlaf. —

Aus des Predigers Hause habe ich keine ähnliche Scene zu erzählen. Die Eltern saßen an der Wiege ihrer Tochter, und schufen sich mit reger Phantasie eine rosenfarbne Zukunft. Die Mutter heftete ihre Augen auf die schlafende Henriette, und sagte: ich hoffe, sie soll nicht häßlich werden.

„Gewiß nicht, mein Kind, wenn sie dir ähnlich wird. Aber was ist am Ende alle Schönheit gegen den Reitz, den ihr die Erziehung geben kann! Ich denke, wenn uns kein Unglück trifft, aus ihr ein Mädchen zu bilden, um das sich einmal die edelsten Männer bewerben sollen. Jetzt freue ich mich, daß ich mir einige Geschicklichkeiten erworben habe, die ich sonst zuweilen für unnütz hielt: Musik, Zeichnen und lebende Sprachen! Glücklicher Weise läßt mein Amt mir Zeit genug, ganz für die Erziehung des geliebten Kindes zu leben. Sobald diese Händchen nur ein wenig Kraft haben, soll sie das Klavier anfangen."

Und ohne Handschuhe soll sie nicht gehen; denn ich weiß, ehrlich gestanden, lieber Mann, wie viel die Schönheit werth ist.

„Sie soll eine Philosophin werden, trotz einem Manne."

Die schönen Wissenschaften, dächte ich, wären für ein Mädchen besser, als die Philosophie.

„Ich meine die Philosophie der Grazien: alles das, liebe Frau, wodurch ein Mädchen interessant wird. Und auch für das Tanzen können wir ja sorgen, da die Residenz so nahe ist. Der kleine Wilm wird es doch auch wohl lernen sollen. Ich habe, frei heraus gestanden, recht große Absichten mit unsrer Henriette. Es soll, denke ich, einmal mehr aus ihr werden, als eine Predigerfrau!"

So zeichneten die eitlen Eltern dem Kinde sein Schicksal schon in der Wiege vor. Die Mutter fand in dem kleinen Gesichte schon alle Merkmahle von künftiger Schönheit, und der Vater in jeder Bewegung, in jedem Geschrei des Kindes Leben und Regsamkeit des Geistes. —

Die kleine Henriette wurde mit der zärtlichsten Sorgsamkeit erzogen. An jedem Tage glaubte die Mutter einen neuen Reiß der Schönheit, so wie der Vater eine neue Eigenschaft des Geistes, an ihr zu bemerken; und als der Lieutenant seiner Pathe an ihrem ersten Geburtsfeste ein Klavier schenkte, sahen die entzückten Eltern darin sonst nichts, als daß man in des Einnehmers Hause die offenbaren Vorzüge ihrer Tochter anerkenne. Der Vater hielt seine Tochter vor dem Klavier auf dem Schooße; und stampfte sie mit den Füßen einmal richtig den Takt, so sprach er mit großer Zuversicht von dem musikalischen Genie des Kindes.

So unzufrieden die Einnehmerin auch über den mütterlichen Stolz der Predigerin war, so mußte sie doch in Kurzem gestehen, daß die kleine Henriette ungewöhnlich vielen Geist verriethe. Das Kind plauderte, als es kaum drei Jahr alt war, so verständig wie ein Buch, wußte schon einige Liederchen auswendig, machte Versuche zu singen, hatte eine sehr gute Laune, und ging zu Jeder-

mann, der es anredete oder rief; kurz, es wurde bald der Liebling des Einnehmers, der, wenn er bei den Eltern war, es fast nicht von seinen Knieen kommen ließ, und nie zu einem Jahrmarkte fuhr, ohne dem kleinen klugen Geschöpfe etwas mitzubringen.

Diese Liebe des Einnehmers zu dem Kinde bewirkte das beste Vernehmen zwischen den Hausvätern der beiden Familien. Der Prediger, der den Einnehmer freilich für sehr stolz hielt, fing jetzt an ihn wenigstens für einen sehr klugen Mann zu erklären, der besonders den Werth der Kinder vortrefflich zu beurtheilen wisse.

Mit den beiden Frauen stand es weniger gut; denn die Einnehmerin ärgerte sich darüber, daß ihr Wilhelm von der kleinen Henriette so sehr verdunkelt wurde. Er war stumm, trocken, scheu, blöde, und ließ sich, besonders in des Predigers Hause, durch nichts von seiner geliebten Mutter weg bringen. Diese machte hundert Versuche, den Werth des Kindes zu heben, wenn der Preger es mit Kopfschütteln betrachtete. Sie

brachte das Gespräch auf Persien, auf die Rechenkunst, und sogar auf die Mathematik; Wilhelm war aber nicht zu bewegen, etwas von seinen Kenntnissen zu verrathen. Er ertrug lieber alle Vorwürfe, welche ihm die geliebte Mutter zu Hause über seinen Eigensinn machte. Sie bat ihn endlich recht dringend; und nun machte er einmal einen Versuch, der aber sehr übel ausfiel.

Man sprach nehmlich von einem Gemählde, dem jüngsten Gericht. Der Lieutenant sagte: Sie sollten es nur sehen! In himmlischem Glanze steht vor dem Throne Gottes Maria, mit dem schönen Gesichte voll vergebenden Mitleids, und bittet für die Gläubigen.

Nicht Maria! sagte Wilhelm auf einmal. Am jüngsten Tage steht vor Gottes Throne Fatima, und trägt in der einen Hand den Kopf, und in der andern das Herz ihrer beiden ermordeten Söhne, Hossein und . . .

„Was in aller Welt!" rief der Einnehmer lachend. „Wer ist denn der Hossein?"

Fatime'ns Sohn, antwortete Wilhelm: er

ist freiwillig gestorben, damit seine Jünger im Himmel selig würden.

Diese Vorstellung, so echt Persisch sie auch war, fiel dem Einnehmer sowohl als dem Lieutenant sehr auf. „Dein Hossein, oder wie der Mensch heißt," sagte der erstere, „ist ein Narr, und du bist dazu einer. . . . Wo nimmt der Junge das tolle Zeug her!"

Der Lieutenant schüttelte den Kopf. Der Prediger, dem die Religionsbegriffe der Perser beinahe gänzlich fremd waren, errieth den Knaben nicht. Hm! sagte er mißbilligend: Sie müssen ein wenig auf den Kleinen merken! Er spricht ja seltsame Dinge!

Der Knabe schwieg, und seine Augen füllten sich mit Thränen; denn man hatte seinen geliebten Hossein einen Narren gescholten. Er verbarg sein Gesicht in den Schooß seiner Mutter, und als er sich wieder ein wenig beruhigt hatte, konnte er gar nicht begreifen, daß von den erwachsenen Leuten niemand Ali's Familie kannte.

Die Einnehmerin mußte es nun ruhig

mit

mit ansehen, daß alle Fremden, ja selbst ihr Mann und ihr Schwager, die Vorzüge der kleinen Henriette bewunderten, und daß Wilhelm völlig übersehen wurde. Zwar that sie alles, so viel ihr nur Furcht vor der Unpartheilichkeit ihres Mannes erlaubte, Henrietten und ihre Mutter herabzusetzen; auch machte sie von Zeit zu Zeit Versuche, ihrem Wilhelm Talente zu verschaffen, die man an Kindern vorzüglich zu bewundern pflegt: er mußte z. B. das Zeichnen anfangen; es gelang aber nicht: er trieb Musik, und — sah betrübt aus, wenn er nach der Violine griff.

„Nun, nun!" sagte der Einnehmer; „es fehlt dem Jungen — ich weiß eigentlich nicht, woran: am Kopfe nicht, am Herzen noch weniger. Mich dünkt, an der Gabe zu scheinen. Er ist alles, was er ist, zu unrechter Zeit, am unrechten Orte. Bellmanns Kleine — die geht an das Klavier gerade in der Minute, wenn man sie hören will. Ist es aber nicht, als ob der Junge recht auf den Augenblick lauerte, wo alle Glocken im Städtchen geläutet werden, um uns dann auf sei-

ner Geige etwas vorzuspielen? Das Mädchen bringt ihre kleinen Liederchen am rechten Orte an; es lacht, wo alles lacht, und weint, wo alles weint. Der Junge aber? Sein Gedankenspiel geht an Fäden, die Niemand kennt; und nun stolpert er mit den fremdartigsten Ideen ganz unerwartet in eine Unterredung."

So verhielt es sich wirklich. Die Einnehmerin aber war gar nicht geneigt, das, wie ihr Mann, dem Zufalle, oder dem Temperament des Knaben zuzuschreiben; sie feindete vielmehr die Predigerin an, und wollte nun wenigstens Henrietten, die ihren Liebling verdunkelte, nicht mehr sehen. Ohne daß der Einnehmer es merkte, wurden die beiden Frauen bald die bittersten Feindinnen. Bei jedem Streite blies die Einnehmerin die Hitze ihres Mannes zu lichten Flammen an; und ehe er es sich versah, bekam er folgendes Billet von dem Prediger:

„Ohne im mindesten die Achtung aufzugeben, lieber Herr Kreis-Steuereinnehmer, die Ihr redlicher Charakter verdient, scheint es

mir dennoch, als ob ein feindlicher Genius den Umgang, den wir und unsre Familien zusammen haben, zu einem Gifte machen wollte, bei dem am Ende unsre Moral leiden könnte. Unsre Gespräche — das werden Sie nicht leugnen — sind fast immer erbittert; es muß also nothwendig zwischen uns etwas seyn, das uns von einander abstößt. Unsre Herzen sind es gewiß nicht; unsre Art zu denken, und die Dinge anzusehen, könnte es vielleicht seyn. Sie halten mich für intolerant, was ich gewiß nicht bin. Ich halte Sie dafür, kann mich aber irren. Dies alles hat auch auf die übrigen Mitglieder unserer Familien Einfluß gehabt. Unser Umgang erreicht nicht mehr seinen Zweck: die Geselligkeit. Er würde uns am Ende noch zu Feinden, oder falsch gegen einander machen. Lassen Sie uns als Männer thun, was hier einzig zu thun rathsam ist: uns in Frieden trennen. Ich achte Ihren Verstand; das zeigt Ihnen dieses Billet."

"Ihr Gehorsamster, Bellmann."

Der Einnehmer überlas das Billet wohl zehnmal, und seine Stirn bekam dabei immer

mehr Runzeln. Er steckte es endlich in die Tasche, und ging in ein Zimmer, wo er allein war. Doch auch hier hatte er keine Ruhe, und kehrte daher wieder zu seiner Familie zurück. Er las das Billet vor, und erwartete, was man sagen würde. Sieh! rief seine Frau: wie kurz ab! wie stolz! Ist ihm etwa eine Erbschaft zugefallen? Lieber Gott! wir haben seinen Umgang ja nicht gesucht!

Der Einnehmer stand heftig auf und rief: „Frau, ich glaube, du hast nicht ein Wort von dem ganzen Billet gehört, oder du bist nicht im Stande, ein solches Billet nur zu verstehen, viel weniger zu denken. Wir haben seinen Umgang allerdings gesucht; und du besonders hast es gethan."

Ich? Davor soll mich . . . O, sey nicht böse, lieber Mann! Ich kann ohne sie leben.

Du, glaube ich, wohl am wenigsten. Ich fürchte, liebe Frau, der feindliche Genius, von dem er schreibt, bist du gewesen; denn wenn sie hier waren, sahest du im Zimmer umher, als lauertest du auf Contrebande,

und warest höflich, freundlich, ohne vertraulich zu seyn. Schlimme Zeichen! Ich kenne dein Gesicht, Frau."

Wie? Schreibt er denn nicht, daß Euer Disputiren die Ursache ist? Und nun soll ich es seyn!

Der Einnehmer blickte in das Billet. „Bruder," sagte er nun: — „bei meiner Frau darf ich jetzt nicht auf Wahrheit rechnen; sie ist auf mich und auf den Prediger böse. Sag du mir: war mein Disputiren bitter? Warm bin ich gewesen, das weiß ich wohl. Ich habe nach meinen besten Kräften gefochten, um zu siegen. Aber bitter gegen den Prediger? Davor soll mich Gott behüten! Bin ich es gewesen, Bruder?"

Gewesen nicht, Bruder, erwiederte der Lieutenant: wohl eben so wenig, wie der Prediger. Ihr schient aber Beide die bittersten Feinde, wenn Ihr mit einander disputirtet; denn du hast in deiner Art zu streiten etwas ... wenn du es mir nicht übel nehmen willst ...

„Heraus damit, Bruder, und wäre es

auch noch so hart! Heuchle mit mir nicht! Ich will mich bessern."

... etwas Hohnlachendes, etwas Triumphirendes. Daß der Feind die Schlacht gewinnt, thut so weh nicht; aber wenn er sich beträgt, als könnte er sie gar nicht verlieren: das erbittert, Bruder.

„Etwas Hohnlachendes? Sag das noch einmal, Bruder. Ueberleg aber, ob du es mit Recht sagen kannst."

Der Lieutenant stand auf, trat mitten in das Zimmer, und sagte betrübt: es thut mir leid, Bruder. Ja, du hattest etwas Hohnlachendes.

„Ich wollte gern sagen: vergieb mir meine verborgene Fehler; aber ein Fehler, den man von seinem Bruder erfahren kann, ist nicht verborgen. Frau, vergieb mir; ich that dir Unrecht." — Er warf sich in den Lehnstuhl, wie er es nach einer solchen Scene gewöhnlich that, und überlegte eine Stunde lang. Dann nahm er die Feder, und antwortete dem Prediger Folgendes:

„Sie sagen mir Ihren Umgang auf.

Das geht mir und allen Meinigen nahe; noch schmerzlicher ist es mir aber, daß, wie ich jetzt weiß, meine alte Gewohnheit, mit Hohnlachen zu streiten, Schuld daran ist. Ich würde sagen, lieber Herr Prediger, wir wollten gar nicht mehr disputiren, oder doch mit völliger Ruhe; aber Disputiren ist meine Erbsünde, und es ruhig zu thun, bin ich zu sehr Haberecht. Daß Sie meinen Charakter in Ihrem Abschiedsbillet verschont haben, dafür danke ich Ihnen; ich hoffe, daß Sie ihn auch in Ihrem Herzen verschonen. Hätte ich Sie bisher noch nicht geachtet, so würde mich doch Ihr Billet dazu nöthigen; denn ich glaube, Sie haben es nicht mit so fester Hand geschrieben, wie gewöhnlich. — Was auch allen andern Personen in unsern Familien begegnet seyn mag — meinen Bruder nehme ich aus; in sein Herz könnte selbst Beelzebub keinen Tropfen Gift bringen, viel weniger ein so guter Mann, wie Sie!"

„Ich wünschte, daß ich Ihnen einmal einen wichtigen Dienst leisten könnte, um mein Unrecht, das mir — und gewiß nicht

leicht — auf dem Herzen liegt, wieder gut zu machen. Sie würden mir, wenn Sie ihn von mir foderten, einen Beweis geben, daß Sie nicht auf mich erbittert wären."

„Ihr Ergebenster Rautenbach."

Die Einnehmerin hätte das Billet sehr gern gelesen; sie fürchtete, ihr Mann möchte zu demüthig geschrieben haben. Ich wenigstens, sagte sie spitzig — ich gehe nicht wieder zu ihnen. Der Einnehmer runzelte die Stirn; er hatte aber, glaubte er, seiner Frau heute schon einmal Unrecht gethan, und darum schwieg er.

Als der Prediger die Antwort auf sein Billet gelesen hatte, wollte er sogleich zu dem Einnehmer gehen: so sehr rührte ihn dessen offnes Geständniß seines Fehlers. Seine Frau aber, die gar nicht glaubte, daß es mit dem Billet so ernstlich gemeint sey, hielt ihn davon ab; und da am folgenden Sonntage die Einnehmerin ihr auf dem Wege zur Kirche kaum dankte, ja auf dem Rückwege mit einer spottenden Miene neben ihr weg ging, so bestärkte sie das noch mehr in ihrer Meinung.

Beide Frauen trafen einander bald nachher in einer Gesellschaft. Sie wünschten ihren Umgang zu erneuern; doch keine wollte den ersten Schritt dazu thun. Jede von Beiden bemerkte in dem Gesichte der andern Spott; nun wurden sie empfindlich, bitter, und, trotz ihrem Wunsche, war der Bruch zwischen beiden Häusern bald noch größer. Sie machten einen neuen Versuch, sich zu versöhnen, und sahen einander deshalb an einem dritten Orte. Die gutmüthige Einnehmerin glaubte, das rechte Mittel zu wählen, wenn sie sich nach der kleinen Henriette erkundigte und sie lobte. Die Predigerin hielt das aber für Spott, und Beide gingen noch erbitterter aus einander.

Der Einnehmer sagte lachend: „ohne den Geist des Friedens, liebe Frau, ist jeder Friede zwischen zwei Frauen, wie zwischen zwei Königen, nur ein Waffenstillstand und die Quelle neuer Feindschaft. Euch fehlt, wie vielen Familien, der Geist der Versöhnung."

Mir nicht; du thust mir Unrecht, lieber

Mann. Ich wollte mich versöhnen; aber die . . . —

Aber! Nein, du wolltest dich nicht versöhnen, du wolltest nur den Umgang wieder herstellen; und so ist es besser, daß es nicht gelungen ist.

7.
Der Cantor Büchling.

Alle Mitglieder der beiden Familien fühlten das Drückende der Uneinigkeit, die unter ihnen herrschte, und suchten sich einander wieder zu nähern; doch vergebens. Der Einnehmer hielt am Ende lange Reden, worin er seiner Frau und seinem Bruder zeigte, warum das Alles so habe kommen müssen, ohne daß ein Mensch Schuld daran sey.

Es ist betrübt, Bruder, sagte der Lieutenant, wenn es mit dem Menschen so armselig steht, daß er muß, was er nicht will.

„Ja, das ist es!" erwiederte der Einnehmer. „Laß uns aber darum nicht schlechter von uns, von dem Prediger und seiner Frau, und von dem Menschen überhaupt denken, weil er an den hunderttausend dünnen Fäden häuslicher Mißverständnisse, kleiner Zänkereien und armseliger Eitelkeit fest liegt, wie Gulliver, der Riese, von den fingerhohen Li-

liputern mit Stricken von der Stärke des feinsten Zwirns an den Boden fest gebunden war. Sieh, es kostete nur eine gewaltsame Bewegung; dann wären alle die Fäden zerrissen, und der Mensch richtete sich frei, stolz und groß wieder auf. Er will aber die Fäden, einen nach dem andern, sanft abwinden oder auflösen; und das geht nicht. — Was fehlt uns, um wieder gute Freunde zu seyn? Weiter nichts als ein großes Unglück auf der einen oder der andern Seite, ein großes Leiden, worin der Prediger uns, oder wir ihm, eine helfende Hand böten; und alles wäre wieder gut. Das tröstet mich."

Mich nicht, Bruder; der Mensch sollte immer gut, oder, wie du es nennst, frei und groß seyn.

„Du bist es gewiß, Bruder. Doch auch wir sind, Gott Lob, nicht böse. Kannst du sagen, der Prediger wäre Schuld an unsrer Mißhelligkeit, oder ich? Gewiß nicht. Einige Kleinigkeiten sind es, die wir nicht ohne Mühe wegschaffen würden, weil sie uns immer umgeben. Es bedürfte nur eines großen Au-

genblicks (der aber nicht oft kommt) oder einer großen Empfindung; und wir träten alle die Kleinigkeiten um uns her nieder, ohne ihre Stacheln zu merken: wie der Held auf dem Schlachtfelde die Wunde nicht fühlt, die er bekommen hat. Zum Glück wissen wir Beide, der Prediger so gut wie ich, daß wir einander nicht hassen, daß wir fähig wären, einander zu helfen, und daß wir es eben darum, weil wir nicht einig sind, desto muthiger und edler thun würden."

Der Lieutenant fand das alles richtig; er tadelte aber seinen Bruder, daß er sich nicht aufrichten wollte, um von den fingerhohen Liliputern loszukommen. Für sein Theil glaubte er genug gethan zu haben, wenn er sich auf keine Weise in den Streit mischte, um den sich indeß die Andern eben so wenig, oder doch nicht viel mehr, bekümmerten. Die Einnehmerin that das freilich; sie gab die Schuld geradezu dem Prediger und seiner Frau, und sagte immer: warum thun sie denn das? warum jenes? — Ihr Mann brachte sie aber durch sein Disputiren bald zum Schweigen.

Der Prediger ließ dem Charakter des Einnehmers volle Gerechtigkeit widerfahren; er behauptete nur, es sey übel mit ihm umzugehen, weil es keinen inconsequentern Menschen auf der Erde gebe. — Es giebt auch wohl keinen, der noch hartnäckiger wäre, bemerkte dann die Predigerin; er würde, glaube ich, auf seinen Kopf bestehen, und wenn er ihn auch darüber verlieren sollte.

Bei solchen Gelegenheiten erhob sich dann unter beiden Eheleuten ein Streit, ob der Einnehmer inconsequent oder starrköpfig sey; und dabei ging es nie ohne großes Mißvergnügen für die Frau ab, weil ihr Mann von ihr schlechterdings eine Definition der Starrköpfigkeit verlangte, welche sie nicht geben konnte. O, sagte sie am Ende verdrießlich; deine fatale Gelehrsamkeit! Immer kommst du damit am unrechten Orte zum Vorschein. Das eben konnte der Einnehmer nicht leiden.

Genug, man fühlte auch in dem Hause des Predigers das Unangenehme der Feindschaft mit dem Einnehmer, und ließ sie dennoch fortdauern. Wilhelm und Henriette be-

kamen daher einander kaum zu sehen. Jedes von beiden Kindern lebte für sich, bei ganz unähnlichen Ideen und Beschäftigungen: Henriette nur in Uebungen des Verstandes, in einem Kreise, den der Kopf ihres Vaters gezeichnet hatte; Wilhelm in dem unendlichen Raum einer poetischen Welt, in welchen der Zufall und seine eigene Phantasie ihn gesetzt hatten.

Der Einnehmer nahm sich zwar jeden Morgen vor, den Knaben ordentlich zu unterrichten; auch fing er wohl einmal an: doch bald hörte er wieder auf, weil er durchaus nicht an einen regelmäßig fortschreitenden Unterricht gewöhnt war. So hatte Wilhelm oft ganze Tage keine Beschäftigung, außer der Mathematik, in der er ordentliche Stunden erhielt; er konnte gehen, wohin, und thun, was er wollte. Dies veranlaßte, daß er als ein zehnjähriger Knabe mit den beiden Enkeln des Cantors im Orte eine Freundschaft schloß, aus der sehr bald die innigste Liebe wurde, die aber den Prediger noch mehr gegen den kleinen Wilhelm einnahm.

Der Cantor Büchling, welcher seine Tochter, eine Wittwe, mit ihren zwei Söhnen bei sich hatte, war jetzt ein Mann von sechzig Jahren, aus dessen schwarzen Augen aber noch immer die Flamme des Jugendalters hervorleuchtete. Im ganzen Städtchen hielt man ihn für sehr hochmüthig, was auch sein stolzes Wesen, sein Ernst, seine Unerschrockenheit zu bestätigen schien. Er war Soldat gewesen, und hatte Reisen zur See gemacht. Man erzählte in dem Städtchen recht viel Böses von den ersten zwei Drittheilen seines Lebens; doch niemand wußte davon etwas Gewisses. Er selbst sprach nicht über seine eigentliche Lebensgeschichte, sondern nur bei Gelegenheit wohl einmal von seinen Reisen.

Schon bei dem Antritte seines Amtes versah es der Prediger Bellmann mit dem Cantor. Obgleich der vorige Prediger einen ungemessenen Priesterstolz gehabt, und daher den Cantor völlig als seinen Untergebenen behandelt hatte, so waren sie Beide doch gut mit einander fertig geworden. Nun wußte man nicht zu begreifen, wie der Prediger

Bell-

Bellmann, der den hochmüthigen alten Büchling so human, so höflich, ganz wie seines Gleichen behandelte, sich so übel mit ihm vertragen konnte. Der Einnehmer allein fand hierin nichts Unbegreifliches; er sagte: „bei dem vorigen Prediger blieb der alte Büchling an der Stubenthüre stehen, ging auf der Straße einen Schritt hinter ihm, und so weiter; übrigens hatte er ganz seinen Willen. Der jetzige bietet ihm einen Stuhl, läßt ihn neben sich gehen, und giebt ihm die Hand, macht ihm aber Schul-Reglements, will neue Methoden in dem Unterricht einführen, ist ein wenig neugläubig, und so weiter. Der vorige Prediger nannte den Cantor seinen Untergebenen, und behandelte ihn wie seines Gleichen; dieser nennt ihn seines Gleichen, und behandelt ihn wie seinen Untergebenen."

So verhielt es sich wirklich. Der Cantor Büchling war ein sehr redlicher Mann, mit einer Feuerseele, deren Ungestüm ihn in der Jugend zu großen Unbesonnenheiten getrieben hatte. Indeß, so bunt sein Leben auch

gewesen war, so hatte er es doch von allen Vergehungen, von allen Lastern frei erhalten, ja oft sehr edel gehandelt und der Tugend die größten Opfer gebracht. Nicht selten war er ganz nahe am Rande eines Vergehens gewesen, und doch nie hinein gestürzt. Er glaubte, die Religion habe ihm alle Versuchungen überwinden helfen, und das war der Grund, warum er fest an der Dogmatik hing, die man ihm in seiner Jugend beigebracht hatte. So lehrte er denn die Jugend des Städtchens gerade eben das, was er wußte, und was ihm so nützlich gewesen war. Man glaube nicht etwa, der alte Mann habe seinen Schülern die Geheimnisse der Dogmatik mit unverständigem Eifer vorgetragen. Nein, was er lehrte, war eine herzliche, einfach edle Moral, die er aber, nach alter Sitte, nur aus der Bibel und von dem unmittelbaren Willen Gottes ableitete, und mit der er übrigens in den zwanzig Jahren, die er nun als Cantor in dem Städtchen lebte, schon sehr gute Menschen gebildet hatte.

Bellmann lobte den Alten, gab ihm aber

doch ein Paar Bücher, und bat ihn, sie bei seinem Unterrichte zu benutzen. Büchling gab sie zurück, ohne etwas darüber zu sagen, und blieb bei seiner Methode. Bellmann redete nun mit ihm über manche Punkte in der Religion, und machte mit vieler Artigkeit einige kleine Einwendungen dagegen. Büchling schwieg, weil er nicht alles zu verstehen glaubte. Der Prediger, der sehr wohl wußte, daß sein Cantor nicht aus Furcht oder Respekt schwieg, hielt sein Schweigen für Billigung, besonders da es ihm nicht entgangen war, wie viel Geist und Scharfsinn der Alte hatte. Er fing nun selbst an, in der Schule zu unterrichten, und wurde dabei so gelehrt, daß er mit den Kindern sogar die Lehre von dem Kanon und von dem Alter der biblischen Bücher untersuchte. Hierüber schüttelte Büchling den Kopf; und da der Prediger nicht darauf achtete, so redete jener derb und heftig. Das alles, sagte er, mag wahr seyn; ich verstehe es nicht. Aber wenn es auch nicht wahr wäre, so begreife ich doch wohl, daß schon die bloßen Zweifel einem Gelehrten,

wie Sie, Vergnügen machen können, weil er dadurch Gelegenheit zu Untersuchungen bekommt. Auch, lieber Herr Prediger, haben Sie darin vollkommen Recht, daß es für die meisten Menschen ganz einerlei ist, von woher man ihnen das ankündigt, was sie glauben sollen. So viel ich die Kinder und die Menschen überhaupt kenne (und ich glaube, beide so ziemlich kennen gelernt zu haben), gilt es ihnen gleich, ob man ihnen sagt: das hat Gott befohlen, oder das hat — wie heißt doch Ihr Mann gleich? — Sokrates, oder Leibnitz gesagt; obschon am Ende Gott doch wohl eine bessere Figur macht, als ein schwacher Mensch. Aber es soll einmal dasselbe seyn, so muß man den Menschen nur nicht dabei sagen: Sokrates oder Leibnitz ist ein Betrieger gewesen, oder er hat sich geirrt, und dergleichen. Ich sage: Gott will, daß du deinen Nächsten lieben sollst, wie dich selbst; hier steht es, hier in diesem göttlichen Buche! Ich könnte auch anders sagen; doch habe ich nun einmal so gesagt, dann darf ich nicht hinterdrein den Zweifel aufwerfen, ob das

Buch auch göttlich sey oder nicht; denn, Herr Prediger, sonst zweifelt der gemeine Mann auch an der Heiligkeit und Wahrheit der Lehre: liebe deinen Nebenmenschen. Für den Gelehrten ist Zweifeln eine Freude; für den gemeinen Mann aber eine Qual. Der mindeste Zweifel an der Richtigkeit des Kanons, wie Sie die Bibel nennen, kann den gemeinen Mann zu gänzlichem Unglauben bringen. Hier giebt es nur Einen Weg, Herr Prediger: entweder lasse man die Bibel in ihrem Ansehen, oder man nehme sie gänzlich weg, und sage nur: das will Gott! Gewiß wird selten ein Ungelehrter fragen: woher weißt du das? Die Versicherung des Lehrers ist ihm, und besonders den Kindern, Autorität genug.

„Recht gut gesagt, lieber Büchling. Man sieht, daß Sie über Ihr Amt gedacht haben; doch eben deshalb kann ich von Ihnen verlangen, was ich vielleicht hundert Andern nicht zumuthen dürfte, die Kinder zum Selbstdenken anzuhalten.“ — Hier erröthete der Cantor, und schwieg; denn er setzte gerade seinen Stolz darein, seine Schüler denken zu

lehren. Der Prediger fuhr fort: „die Kinder müssen sich die Gründe der Tugend, ihrer ganzen Sittlichkeit, anzugeben wissen."

Der Cantor fragte stolz: wissen Sie denn einen andern, Herr Prediger, als den: der heilige Gott, der uns erschuf, will, daß der Mensch heilig seyn soll, wie er? Nun, den wissen meine Schulkinder auch, und dagegen muß kein Zweifel bei ihnen aufkommen. Wie man ihnen das sagt, ist ja wohl einerlei, wenn es ihnen nur gewiß bleibt. Ich, Herr Prediger, glaube an die Bibel; und darum sage ich: in diesem heiligen Buche steht, daß Gott dieses oder jenes befohlen hat.

Der Prediger war, ob er gleich lächelte, doch ein wenig verdrießlich darüber, daß der alte Mann ihn so stolz fragte, ob er einen andern Grund der Tugend wisse. Er sprach jetzt noch viel von Verstandesübungen, und von dem Schaden, den manche dogmatische Begriffe für das Volk hätten. Der alte Mann erwiederte eifrig: zeigen Sie mir schädliche, von denen ich in meinem Unterricht etwas erwähne, und ich schweige sogleich

davon. Aber zu sagen: dies hier in der Bibel ist schädlich; — dazu kann ich mich nicht entschließen. Meine ganze Kunst besteht darin, daß ich von allem schweige, was den Kindern nicht nützen kann. Gelehrsamkeit, die zu nichts hilft, würde ich nicht zeigen, und wenn ich sie auch hätte.

Der Prediger erröthete, weil er sich getroffen fühlte; denn die Kunst zu schweigen, verstand er gar nicht. Er machte noch einige Versuche, den alten Mann nach seinen Wünschen zu lenken; doch Büchlings Starrköpfigkeit vereitelte sie alle. Nun wurde er endlich aufgebracht, und per consensum (so sollte öfter der Moralist sagen, als der Arzt) auch seine Frau. Der Hochmuth des Cantors bekam nun neue Tadler; er erfuhr, was der Prediger von ihm sagte, und in der ersten Hitze ließ er ein Paar Worte von der Heterodoxie des Predigers fallen, die nicht verloren gingen. Der Prediger gab indeß seine Absicht nicht auf; er suchte durch den Einnehmer, für den der alte Büchling große Achtung hatte, auf den eigensinnigen Schul-

mann zu wirken. Doch, obgleich der Einnehmer weit ärgere Heterodoxieen behauptete, und sie gegen den Prediger mit seiner gewöhnlichen Hitze vertheidigte, so ließ er sich doch schlechterdings nicht bewegen, des Cantors Orthodoxie anzugreifen. Es schien, als ob er nur gegen den Prediger den Ungläubigen spielen wollte; im Beiseyn des Cantors war er immer sehr gläubig.

Dies gehörte mit zu den vielen Inconsequenzen, die der Prediger dem Einnehmer Schuld gab. Auch der Lieutenant that das einmal, weil ihm der übel verhehlte Verdruß des Predigers nahe ging. Nun sagte der Einnehmer: „Bruder, ich bin nicht doppelzüngig. Des Predigers Theologie ist Gelehrsamkeit; und über die kann man disputiren. Des Cantors Theologie aber? die ist der Grund seines Handelns; und Gott soll mich behüten, Jemandes Gewissen zu verletzen!

Der Einnehmer schätzte den alten Büchling sehr hoch; aber doch ließ er den kleinen Wilhelm nicht zu ihm in die Schule gehen:

denn — er selbst war ungewiß, warum er es nicht that; oder — er mochte nicht sagen, daß ihm, so wie dem Prediger, der Unterricht des alten Mannes doch ein wenig allzu orthodox war. Wenn der Lieutenant oder seine Frau davon sprachen, daß es nun wohl Zeit sey, den Kleinen in die Schule gehen zu lassen; so rieb der Einnehmer verlegen die Stirn, und sagte: „ich war ohnehin schon Willens, ihn ein Paar Stunden wöchentlich in dem, was er von Gott wissen muß, zu unterrichten, und jetzt will ich auf der Stelle anfangen. Laßt ihn suchen!"

Wenn Wilhelm gefunden wurde, so blieb der Einnehmer nicht Eine Stunde, sondern gleich vier hinter einander mit ihm in seinem Zimmer, und Beide kamen dann mit glänzenden Augen wieder zum Vorschein. Damit war es denn aber auch vorbei; schon am folgenden Tage wurde alles vergessen, was man über den Unterricht nach Stunden verabredet hatte. Der Knabe war mit dem Religionswesen so gänzlich unbekannt, daß er dem Einnehmer oft große Verlegenheit, und

dessen Frau, so wie dem Lieutenant, große Angst verursachte, wenn er z. B. fragte: wo gehen denn die Juden zum Abendmahl? Nach einer solchen seltsamen Frage wurden wieder einige Stunden gegeben; doch bald war alles vergessen.

Der Einnehmer hatte sich nun einmal vorgenommen, den geliebten Wilhelm in Allem selbst zu unterrichten. Zu träge war er nicht dazu, aber wohl — zu geschäftig. Er verlor die Zeit mit Anstalten, weil er sich zu einer Ordnung zwingen wollte, die nicht in seiner Natur lag. Auf seinem Schreibtische hatte er wohl zwanzig schöngeschriebene Lektions-Plane, von denen er aber nicht Einen ausführte. Dazu kam noch der Umstand, daß er nicht gut über irgend etwas reden konnte, wofür er sich nicht erwärmt hatte. Seine zufälligen Gespräche mit dem Knaben waren sehr belehrend, sein förmlicher Unterricht aber, wenn er sich auch einmal dazu zwang, sehr trocken. Ferner schwankte er selbst noch in seiner Ueberzeugung von vielen Dingen. In einem Gespräch ergriff er eine

Meinung, wenn sie ihm auch nicht ausgemacht schien, mit Feuer; — oder er debattirte über sie und über ihr Gegentheil. Dachte er aber an den Unterricht, so blieb er kalt, und wußte selbst nicht, welcher Meinung er beipflichten sollte.

So konnte er heute behaupten: die Moral der Alten, welche Entbehrung, Opfer, Armuth, die einfachste Genügsamkeit verlangt, sey eine engherzige Mönchs-Moral, und Platon habe Griechenland zu einem Kloster machen wollen. Handel, Luxus sey das, wodurch die Perfektibilität der Menschen sich am meisten äußere. Die Cyniker und die Stoa galten ihm dann für Feinde der Menschheit; die Phönizier und die Engländer für die Pädagogen unsres Geschlechtes. Morgen aber behauptete er gerade das Gegentheil: ein Cyniker sey der wahre König; die Handelsflotten der Engländer mit ihren Gewürzen, ihren Musselinen, Kaffee- und Zuckerfässern wären eine weit und breit umherziehende Pest, welcher Europa weiter nichts verdanke, als stehende Armeen, Kriege, Schulden, und

mancherlei Krankheiten. Machte sein Bruder ihn aufmerksam auf den Widerspruch zwischen gestern und heute, so zählte er Vortheil und Schaden von beiden Seiten auf, und rief: „das steht in der Wage, Bruder; aber eine Meinung muß man doch haben. Wollte Gott, ich hätte eine feste! Die Unbestimmtheit quält mich mehr, als dich."

Auch dieses Schwanken in mehreren Gegenständen der Wissenschaften hielt den Einnehmer vom Unterrichten ab. Ist der Junge älter, dachte er, so zeige ich ihm Gutes und Böses; und dann mag er selbst entscheiden.

So sammelte denn Wilhelm nur gelegentlich einige Kenntnisse auf, und hatte Zeit genug, seinen Träumereien nachzuhangen, oder mit des Cantors Enkeln beisammen zu seyn, deren Bekanntschaft er in dem Monumente der Gräfin Elsbeth gemacht hatte.

Dieses Monument stand etwa ein Paar Flintenschüsse weit von dem Städtchen in einer Kapelle, mitten in einem Kranze von Buchen und Eichen. Einem alten Vermächtnisse zufolge, wurden jährlich an einem ge-

wissen Tage die Glocken der Kapelle geläutet, wofür der Cantor eine kleine Einnahme hatte. Die Dunkelheit des Ortes, noch mehr aber das darin stehende Grabmahl, wobei der kleine Wilhelm an Sadi's Grab dachte, hatte ihn schon oft dahin gezogen. Auch an dem Tage, da geläutet wurde, schlich er hinaus, um nur von weitem den feierlichen Klang der Glocken zu hören. Der Cantor nahm heute seine Enkel mit. Er merkte, daß Wilhelm die Kapelle von innen zu sehen wünschte, und fragte ihn, ob er mit hinein gehen wolle. Während des Läutens besah Wilhelm das marmorne Grabmahl, las daran eine alte Inschrift, die er nicht verstand, und betrachtete auch das Bild der Gräfin, die auf den Knieen lag, schwere Ketten in den Händen hielt, und dabei gen Himmel blickte. Er heftete mitleidig die Augen auf die Abbildung der Gräfin, noch ehe er etwas von ihrer Geschichte wußte. Als der Cantor vom Läuten zurückkam, äußerte Wilhelm schüchtern den Wunsch, die Geschichte der Frau zu erfahren. Man setzte sich auf

die Stufen vor dem Grabmahle, und nun fing der alte Büchling an zu erzählen. Anfangs redete er ruhig; doch nicht lange, so vergaß er, welche Zuhörer er hatte.

„Eine Gräfin Elsbeth von Greifenstein oder Grafenstein — erzählt die Sage und eine alte geschriebene Chronik — verkaufte ihre Güter, und reiste nach dem Orient, um ihren Gemahl, der bei den Saracenen in Gefangenschaft war, zu befreien. Sie kommt nach Jerusalem, und geht von da mit einem treuen Diener, der ihren Schatz trägt, weiter. Die junge, zarte, schöne Frau durchstreift die heißen Sandwüsten Syriens. Am Tage von der glühenden Sonne gebrannt, und bei Nacht von kaltem Thaue benetzt, kommt sie, durch mancherlei wilde Thiere, bis zu dem Schlosse am Euphrat, wo ihr Gemahl in Ketten liegt. Der Herr des Schlosses bemerkt die schöne Frankin, und wünscht, sie bei sich zu behalten. Aber mit fester Treue hängt sie an ihrem Gemahl, und widersteht allen Versuchungen, allen Drohungen und Martern. Endlich rührt ihre Treue

den wilden, harten Barbaren. Er verspricht ihr die Befreiung ihres Gemahls, doch unter drei schweren Bedingungen. Zuerst soll sie den Bruder des Saracenen los bitten, der jenseits des Euphrats in den Händen eines wilden heidnischen Volkes ist. Sie geht über den Fluß, rührt durch ihr Bitten das Herz der Wilden, und bringt dem Herrn ihres Gemahls seinen Bruder. Nun soll sie in einem zerbrechlichen Nachen einen hohen Wasserfall hinunterfahren. Sie tritt betend in den Nachen. An dem Ufer stehen Tausende von Menschen, die den Muth der edlen Frau bewundern und ihren unvermeidlichen Tod bejammern. Als der Nachen langsam dem Sturze zuschwimmt, windet sie ihren Schleier um die Augen, wirft sich auf die Kniee, und stürzt so in den wilden brausenden Strom hinunter. Doch Engel Gottes tragen den Nachen auf ihren Flügeln. Sie kommt gesund an das Ufer, und kehrt, unter lautem Jauchzen der versammelten Menge, zu der Burg zurück, wo ihr Gemahl in Ketten liegt. „Geh! löse ihn selbst!" sagt jetzt

der Saracene, und reicht ihr die Schlüssel zu dem Gefängnisse und zu den Ketten ihres Mannes. Er führt sie an das eiserne Gitter, das den Gefängnißthurm umgiebt, und durch das hungrige Löwen, als Wächter des Eingangs, die Klauen schlagen. „Nun löse deinen Mann, wenn du willst!" sagt der grausame Saracene noch einmal. Sie öffnet unerschrocken die eiserne Thür, gegen welche die Ungeheuer sich nun brüllend stürzen, und wirft sich auf die Kniee. Neben ihr liegen in einem Augenblick die Löwen, geduldig und liebkosend wie Lämmer. Sie stützet sich mit schwacher Hand auf eins der reißenden Thiere, steht auf, öffnet das Gefängniß, lös't die Ketten ihres Gemahls, und führt ihn an das Licht der Sonne, das er seit fünf Jahren nicht gesehen hat. Jetzt stürzen die Löwen brüllend, mit offnen Rachen, auf den Befreiten zu. Elsbeth wirft sich ihnen entgegen, wehrt sie mit schwachen Händen von ihm ab, und wird von ihnen verschont. So führt sie den befreiten Gemahl durch die dikken Reihen der jauchzenden Saracenen. Sie

geht mit ihm durch die Wüsten, spricht ihm Muth zu, wenn er verzweifeln will, sucht ihm eßbare Wurzeln, und taucht ihren Schleier in jeden Bach, um in der glühenden Hitze einige Tropfen Wasser für ihn zu haben. Endlich erreicht sie mit ihm Jerusalem, geht da zu Schiffe, und Beide kommen glücklich wieder nach ihrer Burg. Was war aber der Lohn ihrer Treue? Untreue! Der Lohn ihrer Schmerzen? Neuer Schmerz!" —

(Wilhelm zitterte bei diesen Worten, weil ihm der Ausgang ahnete.)

„Der heiße Himmel hatte das zarte Gesicht der Gräfin verbrannt, Angst die Rosen auf ihren Wangen gebleicht, und Thränen das Feuer ihrer blauen Augen vermindert. Sie war noch schön, doch nur wie der tugendhafte Schmerz, nicht mehr, wie die glückliche Liebe. Ihre Schwester, ein junges schönes Fräulein, lebte bei ihr, und die Familie war durch Einigkeit glücklich. Der Graf sah Erdmuthen (so hieß die Schwester seiner Gemahlin) alle Tage, und ihre fröhlichen Blicke, ihr heitres Wesen, ihr liebliches Lä-

cheln entzündeten in seinem Herzen bald eine strafbare heiße Liebe. Er wendete seine Augen von ihr ab, verließ unruhig das Zimmer, kam eben so unruhig wieder, und drückte seine treue Gattin an die Brust. Zwar kämpfte er mit seiner Leidenschaft, doch mit jedem Tage schwächer und schwächer."

„Wenn Elsbeth erzählte, wie sie unter den Wilden gelebt habe, wie sie den hohen Wasserfall betäubt hinabgestürzt sey; dann sah er nur die Thränen auf Erdmuthens Wangen, und die schöne Brust, welche ihre Seufzer hoben. Er haßte sich selbst, daß er sogar in dem Augenblicke, da seine Gemahlin von den Wunderthaten ihrer himmlischen Treue redete, so treulos gegen sie seyn konnte. Zwar vergoß er Thränen der heißesten Reue; doch seine Reue war unfruchtbar: er mußte fliehen, anstatt mit dem Verbrechen zu kämpfen."

(Hier hätte Wilhelm gern einige Fragen gethan; seine Furchtsamkeit erlaubte es ihm aber nicht.)

„Erdmuthe sah die geheime Trauer des

Grafen, und ihr Herz empfand Mitleiden mit ihm. Da es ihr nicht entging, wie ängstlich er seinen Gram vor seiner Gemahlin zu verbergen suchte, so bat sie ihn, sich ihr zu entdecken, weil sie glaubte, sie werde im Stande seyn, durch Trost sein Leiden zu mildern. Er sah vor sich nieder, und schwieg. Sie faßte seine Hand, und bat ihn dringend um Vertrauen. Er riß sich aber von ihr los, und entfloh in die Einsamkeit.“

„Das gutherzige Mädchen gab die Hoffnung nicht auf, ihn zu trösten. Mit jedem Tage drängte sie sich näher an sein Herz; sie folgte ihm auf jedem Schritte, ermüdete nicht mit ihren unschuldigen Liebkosungen, und entriß ihm endlich das fürchterliche Geheimniß. Ich liebe dich, Erdmuthe! sagte er mit schrecklichen Tönen; und nun laß mich sterben!“

„Beide stürzten aus einander: er in wilder Verzweiflung, sie in dem gräßlichsten Schrecken. Sie wollte den undankbaren, treulosen Mann verwünschen; doch ach! sie fühlte mit tödtlichem Schmerze, daß sie sein

Verbrechen mit ihm theilte, daß sie ihn liebte. Erst nach einigen Tagen sahen sich die Unglücklichen wieder. Auf Beider Stirn hing die schwarze Wolke, welche ein böses Gewissen über die Stirn jedes noch nicht vollendeten Bösewichtes verbreitet."

„Nun war auf einmal ein finsteres Schweigen, ein trüber Gram in den Zimmern, worin sonst Liebe und Ruhe gewohnt hatten. Die Gräfin sah in den Augen ihres Gemahls und ihrer Schwester Thränen; sie glaubte, es wäre Trauer um ihren Ernst, und zwang sich, heiterer zu scheinen. Auch bat sie ihre Schwester, den Grafen nicht allein zu lassen. Wenn es ihr unmöglich war, heiter zu seyn, so führte sie ihren Gemahl auf das Zimmer ihrer Schwester, und sie selbst stahl sich dann leise fort."

„Noch war Erdmuthe stark genug, dem Grafen — nicht ihren Schmerz, aber doch ihre Liebe zu verbergen. Auch er schwieg; doch ging er bleich, wie der Geist eines Todten, umher: mit jedem Tage wurde sein Gram verzehrender, und Erdmuthens Kraft

geringer. Endlich muste er sich krank auf sein Lager werfen. Die Gräfin war vor Schrecken außer sich, und bat ihre Schwester dringend, den Grafen zu pflegen. Die unglückliche Erdmuthe durfte sein Lager nicht verlassen, wenn ihre Schwester, so schwach sie auch war, nicht bei ihm wachen sollte. Der Graf heftete, als sie an seinem Lager saß, die halb erloschenen Blicke auf sie, und sagte endlich: o, Erdmuthe! nur Einmal drücke deine Lippen auf meinen Mund; dann sterbe ich glücklich."

„Sie schwieg. Als aber aus dem unbeweglich auf sie gehefteten Auge Thränen flossen, beugte sie sich über ihn, berührte mit ihren blassen, kalten Lippen seinen Mund, und sagte leise, mit brechendem Herzen: o, laß auch mich sterben! Ich liebe dich! — Seine Arme umfaßten ihren Hals, ehe sie sich wieder aufrichten konnte; dann wendete er das Gesicht ab, und weinte."

„O lebe! lebe! rief Erdmuthe jetzt verzweifelnd; ich will dich lieben! Elsbeth befreite dich durch Tugend aus der Sklaverei; ich

will dich durch ein Verbrechen vom Tode retten. Ja, ich liebe dich, Graf! ich liebe dich! Sie schloß ihn an die bebende Brust. Dann sank sie auf seinem Herzen in eine tiefe Ohnmacht."

„Die Gräfin Elsbeth hatte in der offenen Thüre dies Alles gehört. Sie schwankte kraftlos zurück in ihr Zimmer. Hier nahm sie die Ketten, aus denen sie ihren Gemahl befreiet hatte, und benetzte sie mit heißen Thränen. In ihrer Seele regte sich Unwille; doch die Liebe besiegte ihn bald wieder, und sie beschloß, zu schweigen."

„Am folgenden Morgen sagte man ihr, es bessere sich mit ihrem Gemahle, und nach drei Tagen sah sie ihn wieder hergestellt. Sie wußte, daß glückliche Liebe ihn gesund gemacht hatte; doch der Schmerz in seinen und ihrer Schwester Augen, und Beider heftige Zärtlichkeit gegen sie, zeigten ihr, daß noch kein Verbrechen begangen war."

„Sie feierte ihres Gemahls Genesung durch ein Fest. Am Abend führte sie ihn in ihr geheimstes Zimmer, nahm die Ketten, die

er getragen hatte, und schlang sie scherzend um seinen Leib. Dann faßte sie ihn in die Arme, und fragte: Geliebter, werden diese Ketten dein Herz auf ewig an mich fesseln?"

„Der Graf sank vor ihr auf ein Knie, zog mit einem fürchterlichen Blick einen Dolch hervor, drückte die Ketten an sein Herz, und sagte: ob es noch einem Menschen gegeben ward, so treu zu seyn, wie du, das weiß ich nicht. Doch Eins weiß ich, Elsbeth: ich kann für dich sterben, wie du für mich sterben wolltest. Plötzlich umfaßte er, noch immer in den Ketten, seine Gemahlin, und schwor ihr in räthselhaften Ausdrücken, die seinen Tod bedeuteten, ewige Treue. Dann sagte er ihr, er müsse zu einer Fehde für einen seiner Freunde ausziehen. Elsbeth sah, daß er seine Liebe nicht überwinden konnte, aber den Tod nicht scheuete; und ihr Entschluß war gefaßt."

„Sie bat ihn, noch einige Tage zu bleiben. Denn, setzte sie sanft hinzu, ich bin sehr matt, viel matter, als du glaubst. Ich lebe nur noch, weil ich dich ungern verlasse,

weil ich bei dir so glücklich bin. Meine Stunden sind gezählt. Wenn ich todt seyn werde, o dann verstoß meine Schwester nicht! Bleib ihr Freund, wie du der meinige warst; und wollte der Himmel den heißen Wunsch einer Sterbenden erhören, so gäbe er dir mehr als das Herz eines Freundes für meine Erdmuthe. — Sie drückte das Gesicht an seine Brust, um ihre Blässe und ihre Thränen zu verbergen. Nun bat sie ihn, er möchte sie nach einem Kloster begleiten, wo sie ihre Jugend verlebt hatte; dort wollte sie einige Tage in den Armen ihrer Freundin, der Aebtissin, zubringen."

„Er begleitete sie dahin, kehrte aber nicht wieder nach seiner Burg zurück, um nicht mit Erdmuthen allein zu seyn. Nach acht Tagen meldete ihm die Aebtissin des Klosters den Tod seiner Gemahlin, und schickte ihre letzten Briefe, welche die Bitte enthielten, daß er ihre Schwester nicht verlassen, und sich ihres Wunsches erinnern möchte."

„Die Gräfin war noch nicht gestorben. Sie ließ diese Kapelle mit ihrem Grabe er-

bauen, und lebte hier, bis der Gram nach einer kurzen Zeit ihr Leben endigte. Die Aebtissin ließ ihr dieses Denkmahl errichten. Seht hier die Worte: „die Liebe ist stärker als der Tod, stärker als die Dankbarkeit. Auch diese Ketten konnten sie nicht binden."

Der Cantor Büchling richtete während seiner Erzählung die Augen öfters, doch unvermerkt, auf den kleinen Wilhelm, dessen still glühender Blick ihn schon in dem Hause seines Pflegevaters oft angezogen hatte; er wollte nehmlich beobachten, welche Wirkung die Geschichte auf den Knaben thun würde. Anfangs hatten Thränen in dessen Augen gestanden; jetzt aber, da der alte Büchling schwieg, hob Wilhelm das große Auge freundlich auf, und wendete es auf die Figur der Gräfin. Büchlings Enkel sahen Beide den Großvater an, und erwarteten noch immer, daß er die Erzählung vollenden sollte. Der Großvater aber stand auf, ging aus der Kapelle, und ließ die jungen Leute allein. Es geschah, was er erwartet hatte: die drei Knaben fingen ein Gespräch an. Der Großva-

ter, sagte Rudolph, der älteste, ein Knabe von dreizehn Jahren, hat etwas weggelassen: wie der Graf, als er mit seiner jungen Frau auf der Jagd ist, hier die Kapelle findet, und, ich glaube gar, sich selbst tödtet.

„Ja," rief hier Wilhelm auf einmal: „das eben mußte sie nicht! das nicht!"

Der Graf tödtete sich selbst! belehrte ihn Rudolph, der sich einbildete, daß Wilhelm ihn falsch verstanden habe.

„Ich weiß wohl," antwortete Wilhelm. „Was liegt an dem Grafen! Aber sie" — er zeigte auf das Marmorbild — „sie, die Gute! die Treue! sie!" — Er ließ wehmüthig die Stimme sinken. — „Sie mußte ohne Grabmahl, ohne Kapelle, ohne Inschrift sterben; sie mußte sich nicht rächen."

Nein, nein! riefen die beiden Knaben: das war eben ganz recht. Der Graf hatte Strafe verdient; und dies war sie.

„O," sagte Wilhelm wieder laut; „es war ja genug, wenn die Gräfin am letzten Gericht neben ihn hin trat, ohne ihn zu lieben. Still mußte sie sterben!"

Hier trat der alte Büchling wieder in die Kapelle, drückte den Knaben heftig an seine Brust, und sagte: recht so, lieber Kleiner! du edle Seele! Still mußte sie sterben! Aber sie war dennoch eine edle, eine große Frau! ... Ja, mein Sohn! richtig! was lag am Grafen! Er war längst todt, ehe die Gräfin starb. ... Doch, fuhr er gelinder fort: wie meinst du denn das, mein Sohn? Warum sollte die Gräfin denn still, ohne Grabmahl und Inschrift, sterben?

Wilhelm war über die Heftigkeit des alten Mannes sehr verlegen; doch bald konnte er sich über seine Meinung erklären, und der Alte sah nun, daß der Knabe wirklich den großen Gedanken lebendig gefühlt hatte. Er legte ihm die Hand an die rothe Wange, und fragte: würdest du denn still gestorben seyn, mein lieber Sohn?

„Ich weiß einen Mann, der noch stiller starb," antwortete Wilhelm, wie in Begeisterung.

Der noch größer war? noch edler? fragte der Alte begierig: wer war es denn? Sag doch, lieber Wilm, sag!

Wilhelm hatte seiner Mutter schon oft von dem Manne erzählt, aber nicht mit dem Feuer, wovon seine Phantasie brannte; denn der ruhige Blick, mit dem sie ihm zuhörte, kühlte jedes Mal die Gluth seiner Seele. Hier aber stand er vor einem Manne, der eben selbst mit Feuer erzählt hatte, dessen Auge flammte; und nun strömte sein ganzes Herz immer feuriger hervor, so daß der Alte seinen Blick nicht von den glühenden Augen des Knaben abwenden konnte. „Die Einwohner von Kufa," hob Wilhelm an, „ließen den rechtmäßigen Kalifen, Iman Hossein, einladen, das Reich, das ihm, dem Sohne Ali's, gehörte, in Besitz zu nehmen. Hossein rückte aus Medina gegen den Euphrat in eben die Wüsten vor, welche die treue Gräfin Elsbeth durchwandert hat. Sein Feind rückte ihm entgegen, und lagerte sich an dem Flusse. Nun flohen Hosseins Begleiter, und ließen ihn mit seiner Familie und seinen wenigen Freunden in den wasserlosen Wüsten allein. Hier lebte er einen Monat in dem unbeschreiblichsten Elende.

Seine Kinder verschmachteten fast vor Durst, und er mußte, mit dem Schwert in der Hand, die Anfälle seiner Feinde abwehren. Endlich verzweifelte er an aller Rettung, und ließ das Schwert aus den matten Händen sinken. Er nahm seinen jüngsten Sohn Askur, der in meinem Alter war, auf den Schooß, und so erwartete er, auf einem Teppich sitzend, ruhig die Feinde. Sie sprengten auf ihn zu; Saad legte einen Pfeil auf den Bogen, und zielte nach dem Herzen des kleinen Askur. Der Vater wollte es bedecken; da zischte der Pfeil, und heftete seine zitternde Hand an das Herz seines Sohnes. Dieser zuckte nur Einmal, und starb. Gott ist barmherzig! sagte der unglückliche Vater, und lächelte Saad an, der jetzt mit gezücktem Schwert auf ihn los sprengte. Hossein starb mit den Worten: Gott ist barmherzig. — Bei dieser Erzählung tropften stille Thränen aus den Augen des Knaben; man sah deutlich, daß sie ihn schmerzte und ihm dennoch wohlthat."

Büchling schüttelte den Kopf ein wenig.

Hossein, sagte er, war standhaft, mein Sohn; aber meine Gräfin war großmüthig. Sie entsagte freiwillig . . .

„Nun?" rief Wilhelm eifrig: „ich habe Ihnen ja gesagt, daß Hossein, Iman war. Die ganze Welt konnte ihn nicht überwinden, wenn er wollte. Saad tödtete seinen Sohn an seiner Brust; und dennoch starb er lächelnd, schweigend, um die Sünden der Gläubigen zu büßen."

Aus Wilhelms Ernst und Rührung sah der alte Büchling sehr wohl, daß der Knabe fest von der Wunderkraft der Imane überzeugt war. Er schwankte nun, ob er ihm sagen sollte, daß er an eine Fabel glaube, oder nicht. Doch bald nahm er ihn an seine Brust, und rief, sich vergessend: halte diesen Glauben fest, mein Sohn! Dein Herz ist groß genug zu einer solchen That. Der Nahme mag eine Fabel, eine Erdichtung seyn; aber die That — nein, bei Gott! die ist kein Mährchen. Wie hätten sonst Menschen sie denken können! wie könnte sie sonst mein Auge benetzen! wie sonst dein und mein

Herz so hoch erheben! . . . O, du bist ein edler Knabe!

In diesem Augenblicke trat der Prediger mit seiner Tochter in die Kapelle, umfaßte, wie der alte Büchling, den kleinen Wilhelm mit herzlicher Rührung, und sagte: ja, du bist ein edler Knabe! — Er hatte an der hintern, offen stehenden Thüre die ganze Unterredung angehört, und reichte jetzt in großer Bewegung dem alten Büchling die Hand, ohne an seine Unzufriedenheit mit ihm zu denken. Die übrigen Kinder, des Cantors Enkel und des Predigers Tochter, wußten nicht recht, warum der kleine Wilhelm so ganz anders gelobt wurde, als sie für das Beste, was sie jemals gethan hatten; aber — auch sie fühlten sich bewegt. Alle Kinder setzten sich nun auf die Stufen des Monuments; der Prediger und der alte Büchling gingen hinaus, um sich noch ohne Zeugen zu unterreden.

Henriette wollte über mehrere Umstände, die ihr in der Erzählung undeutlich geblieben waren, belehrt seyn, hatte Ein „Warum?"

über das andre zu fragen, und meinte zuletzt: das ist wohl ein Mährchen, wie mein Vater mir zuweilen eins erzählt. — Die drei Knaben zeigten auf das Marmorbild der Gräfin, als wollten sie damit die Wahrheit der Geschichte erweisen. Nein, nein! sagte die kleine Henriette. Aber schön ist das Mährchen, so schön, wie ich je eins gehört habe. Sie legte der Gräfin die Blumen, die sie gepflückt hatte, auf den Kopf, und dann ging sie hinaus zu ihrem Vater.

Beide Männer verloren sich, als die erste heftige Bewegung ihrer Herzen vorüber gegangen war, in Betrachtungen über diese kleine Scene. Da sehen Sie nun — fing jeder von Beiden zu gleicher Zeit an, und schwieg wieder, um erst zu hören, was der Andre sagen würde. Da sehen Sie nun, nahm endlich der Prediger das Wort, an dem Beispiel dieses Knaben, daß der Mensch alles in der Welt glauben kann, auch die ärgsten Mährchen, wahre Tollheiten, und daß man sich folglich mit dem größten Eifer bemühen sollte, das, was er lernt,

immer

immer auf klare, helle Wahrheit zu bringen.

Büchling hatte etwas ganz Andres erwartet, als diese Bemerkung. Er schwieg daher, und der Prediger mußte ihn erst angelegentlich bitten, auch seine Meinung über die Scene zu äußern. Ich wollte sagen, hob Büchling endlich an: Sie sehen aus diesem Beispiel, wie wenig an der Form, ja selbst an der Wahrheit, an der Begreiflichkeit dessen liegt, was ein Kind lernt, um eine tugendhafte Maxime, zu That und Kraft, lebendig in das Herz zu bringen. Ein fremder Aberglaube, der seltsamste von der Welt, hat bei diesem Knaben eine so große schöne Wirkung . . .

„Der Aberglaube, die Sünden Andrer an sich selbst büßen zu wollen, ist so selten eben nicht," unterbrach ihn der Prediger lächelnd. „Aber, welche ungeheuer verwirrte, welche schädliche Begriffe muß nicht der Gedanke hervorbringen, daß man das wirklich könne!"

Das Beispiel dieser edlen Großmuth, Herr Prediger . . .

„Die Schädlichkeit dieser verworrenen Begriffe, lieber Freund!"

Ja, für den Kopf des Knaben, das mag seyn. Doch, es kostet ja nur ein Wort, diese Begriffe in Ordnung zu bringen. Aber — sagten Sie nicht selbst: edler Knabe?

„Hm! ja! ohne, daß daraus etwas folgt. Ich achte die Tugend nur, in so fern sie die Wirkung der hellsten Ueberzeugung von Pflicht ist."

Damit heben Sie aber das Daseyn der menschlichen Tugend gänzlich auf; denn eine solche Tugend ist ja fast unmöglich. Der Edelmuth der Gräfin . . .

„. . . ist ganz und gar keine Tugend; vielmehr, wenn man es genau nehmen will, ein Verbrechen."

Hier runzelte Büchling die Stirn, und sagte: ich muß wohl einmal nach den Kindern sehen. Er und der Prediger trennten sich sehr unzufrieden mit einander.

Wilhelm hatte unterdessen mit den beiden

Enkeln des Cantors ein Freundschaftsbündniß geschlossen. Er wäre nicht dreist genug dazu gewesen; doch Rudolph hatte ihn aufgefodert. Beide umarmten einander, und versprachen, sich Du zu nennen. Die kleine Henriette sah ihrer Umarmung lächelnd zu, und schlug vor Vergnügen in die Hände; doch, als die Knaben sie auffoderten, ihnen die Hand zu geben, sagte sie klug: ein Mädchen darf nicht vertraut mit Knaben seyn; das hat mir mein Vater oft gesagt. — Ihr Vater rief sie jetzt, und kehrte mit ihr nach der Stadt zurück.

Als der Cantor wieder in die Kapelle trat, war das schon geschehen, was er wünschte. So wie er sah, daß Rudolph den kleinen Wilhelm bei der Hand hielt, nahm er Beider Hände, und sagte: seyd Freunde! der von euch ist der beste, der den andern am meisten liebt, und ihm am meisten verzeiht!

Nun setzte sich der Alte mit den Kindern unter die Eichen und Buchen, welche die Kapelle umgaben, schickte seine Enkel nach Hause, daß sie Milch und Obst holen sollten,

und sagte dem kleinen Wilhelm, er möchte sich zu ihm setzen. Ein Paar Fragen belehrten ihn hinlänglich, auf welche Weise der Knabe zu seinen Kenntnissen gekommen war, und wie lieb er Persien hatte. „Ich bin selbst vier Jahre in diesem Lande gewesen," sagte Büchling nun; und Wilhelm rief mit Entzücken: in Persien? O, in diesem glücklichen Lande! in diesem Paradiese!

„Als ich in diesem glücklichen Lande war, mein Sohn, wurden in Einem Jahre sechs Könige von ihren nächsten Verwandten ermordet, die schönsten Städte in Aschenhaufen verwandelt und die Felder mit Blut bedeckt, bis ein glücklicher Rebell, Nahmens Kerim, durch Verbrechen den Thron bestieg, und dem Lande die Ruhe wiedergab! . . . Mein Sohn, es giebt kein andres Paradies auf der Erde, als da, wo tugendhafte Menschen zusammen wohnen, die, wie du sagst, still zu sterben wissen."

Der Alte erzählte nun mehr von Persien, bis seine Enkel zurückkamen, und suchte dann die Knaben einander noch näher zu

bringen. Es gelang ihm sehr gut, und am Abend gingen Wilhelm und Rudolph als herzliche Freunde aus einander.

Diese Begebenheit wirkte eine große Veränderung in Wilhelms ganzem Wesen. Er war wie neugeboren, da er auf einmal in eine ganz neue Welt trat: aus der tiefsten Einsamkeit in die Gesellschaft andrer Menschen, aus dem stillen Hinbrüten einer üppigen Phantasie in den Genuß der heiter geschäftigen Freundschaft. Die vielen Mährchen, die er bisher gelesen, hatten ihm von den Menschen und ihren Empfindungen Kenntnisse verschafft, die weit über sein Alter hinaus gingen. Jetzt interessirten ihn nicht mehr die Begebenheiten in einem Buche, sondern nur die Empfindungen, von denen sie veranlaßt wurden, oder die sie selbst veranlaßten. Bei Geeners erstem Schiffer z. B. fing er jetzt an über des Mädchens stille Wünsche, Ahnungen und Vorstellungen mancherlei zu denken, was seinen Gefühlen eine schnelle Reife und eine sehr rasche Regsamkeit gab. Er hatte in seiner bisherigen Einsamkeit so

ungestört nachgedacht, und so oft Vergleichungen angestellt, daß ihm nicht mehr das menschliche Herz, sondern nur der wirkliche Mensch selbst noch fremd war.

Jetzt kam er zu wirklichen Menschen, und man kann leicht denken, daß sein heißes Herz sich mit großer Gewalt an seinen neuen Freund hängen mußte, mit dem er nun gemeinschaftlich durch das Leben voll Wunder und voll Glückes gehen zu können glaubte. Sein Freund Rudolph merkte an ihm bald etwas Seltsames, das er nur nicht zu benennen wußte. Wilhelm — dachte er für sich, und sagte es auch, doch in milderen Worten, zu seinem Großvater — Wilhelm ist so unwissend, so einfältig, so kindisch, und dann doch wieder schon wie ein großer Mensch. Er weiß alles, was die Menschen thun, und warum sie es thun. Einmal redet er so schön, wie ein Buch, und ein ander Mal wieder, als ob er gar nicht wüßte, was er spräche.

Der alte Büchling fand es nöthig, dem Kleinen sein kindisches, einfältiges Geschwätz abzugewöhnen, und sprach darüber mit dem

Einnehmer. Zum ersten Male hörte dieser jetzt zu seinem Mißvergnügen, daß Wilhelm den ganzen Kopf voll Mährchen, Zaubergeschichten und dergleichen hatte. Er ging in das Nebenzimmer, und fragte nach den Büchern des Knaben. Die Einnehmerin zeigte ihm alle, und gestand ganz offenherzig, daß Wilhelm sie von ihr bekommen habe.

„Aber in aller Welt!" fuhr der Einnehmer auf; „da du wußtest, wie wenig ich solche Bücher leiden kann! Das ist eine schöne Geschichte!"

In die Schule, sagte sie sanft, sollte er nicht gehen, und lesen mußte er doch lernen. Da gab ich ihm dies Buch, das Kinder-Magazin. Die Mährchen sind doch aber nur der kleinste Theil darin. Du wolltest ihn immer selbst unterrichten; aber beim Wollen blieb es auch. Müßig darf ein Kind nicht seyn, das sagst du selbst; da gab ich ihm denn die andern Bücher, und ich muß gestehen, daß sie mir manche vergnügte Stunde gemacht haben.

Aber dem Jungen werden sie, wer weiß

welches Elend über den Hals ziehen! . . . Frau! konntest du mich denn nicht fragen?"

„Lieber Mann, du hättest an jedem Buche etwas auszusetzen gehabt; und schlecht belehrt, ist doch besser, als gar nicht belehrt.

Der Einnehmer hätte gern seinen Unwillen ausbrechen lassen; er sah aber den Lieutenant bei jedem Einwurfe seiner Frau mit dem Kopfe nicken, und das bewies ihm, daß er Unrecht hatte. Zwar stampfte er mit dem Fuße ein wenig hart auf den Boden; doch fing er jede Antwort mit den Worten: „liebe Frau!" an. Er schlug die Titel der Bücher wieder auf. „Mährchen! Feengeschichten! die Zauberwelt! Sehen Sie nur, lieber Cantor! Ich hasse nichts mehr als Mährchen, das verdammte Zeug!"

Bruder, fiel der Lieutenant ein; in unsrer Jugend lasen wir sie doch sehr gern!

„Ei, ich mag sie noch jetzt bisweilen lesen. Hier ist nur die Rede vom Unterricht, von der Erziehung!"

Und sie haben uns, denk' ich, recht gute

Dienste geleistet. Ich wüßte nicht, daß sie mich oder dich schlimmer gemacht hätten.

„Ei nun ja! auch das mag seyn; obgleich eine Erziehung, wie ich sie dem Jungen geben wollte, sich damit nicht verträgt.“

Ja, die du ihm geben wolltest, sagte die Einnehmerin lächelnd: mit der verträgt sich alles, wie du siehst, lieber Mann! (Der Lieutenant nickte wieder.)

„Gut denn! gut denn!“ rief der Einnehmer: „mögt Ihr doch meinethalben Recht haben. Allein, wie mir der Ehrenmann hier sagt, so hat ja meine Frau dem Jungen die Mährchen für baare Wahrheit verkauft. Liebe Frau, so viel mußtest du doch wissen, daß man . . .

Nein, worüber „ein Mährchen“ steht, das hat er auch als ein Mährchen angesehen; und bei gottlosen Dingen habe ich ihm immer gesagt, daß sie nichts taugten.

„Schön! schön! Frau, der Junge ist ja in deiner Schule ein wahrer Mohammedaner geworden! Er glaubt ja, wie unser Freund hier sagt, an Mohammed und an alle zwölf

Imane, an den Türkischen jüngsten Tag. Und obendrein ist er ein Anhänger Ali's, nicht einmal ein rechtgläubiger Mohammedaner. Heimlich feiert er, kann ich dir sagen, das Fest — wie heißt es doch, Herr Cantor?"

Das Fest Mohurrum!

„Recht, Mohur . . . Ich und du wir wissen nicht einmal den Nahmen des Festes. Er kann, sagt der Herr Cantor, die ganze Litanei der Perser auswendig, hat aber nichts, gar nichts mehr vom Christenthum an sich. Und du rühmst dich noch lange?"

Die Einnehmerin erschrak jetzt, obgleich ihr Mann schon wieder in guter Laune war; besonders da der ernste Bückling das, was er sagte, zu bestätigen schien. Behüte mich Gott! Solchen Spaß kann ich nicht leiden, lieber Mann. Du weißt nicht, was ich alles gethan habe, daß etwas Christliches an ihm bleiben sollte.

„Aber, in aller Welt," sagte der Einnehmer, jetzt wieder in einem heftigen und doch komischen Tone: „es ist doch toll, sehr toll, daß der Junge, wenn er denn nun einmal

Dogmatik und Litaneien lernen sollte, gerade über eine Mohammedanische gerathen mußte. Sie werden sehen, meine Frau hat den Koran für eine Bibel gehalten."

Nein, sagte der Cantor; das alles hat er aus dem Chardin.

Und den hast du ihm gegeben, fiel die Frau triumphirend ein. Du mußtest wissen, ob er für das Kind paßte, oder nicht.

Der Einnehmer schämte sich ein wenig, als sein Bruder wieder mit dem Kopfe nickte. Er wollte indeß doch nicht allein die Schuld tragen. „Aber, herzensliebe, unschuldige Frau," hob er wieder an, „du mußtest ihm doch sagen, daß sein — Wie heißt doch sein Held, Herr Cantor, sein Ideal, sein Sokrates?"

Hossein, Iman.

Ach, der! rief die Einnehmerin, als hörte sie einen alten Bekannten nennen. Der Iman, den Saad ermorden ließ? meinst du den?

„Am Ende wird noch herauskommen, daß sie Beide gute rechtgläubige Mohammedaner

sind! . . . Da du also diesen Iman kennst, liebe Frau, so hättest du doch dem Jungen sagen sollen: der Hossein war ein Narr, und sein Großvater Mohammed, und sein Vater Ali dazu! Narren oder Betrieger! Das ist ein Mährchen, so gut, wie das von Prinzessin Schneeweiß im Berge, mit ihrem Zwerge. Das hättest du sagen sollen!" Hier nickte der Lieutenant, und der Einnehmer machte nun ein sehr ernsthaftes Gesicht. Die Frau wurde ängstlich. Ach, sagte sie: du weißt nicht, wie mir das auf dem Herzen lag. Habe ich Unrecht daran gethan, daß ich nicht mit der Sprache rein herausging, so wird es mir Gott vergeben.

„Warum, in aller Welt, thatest du es aber nicht?" fragte der Einnehmer viel sanfter, weil die Verlegenheit seiner Frau ihn dauerte. (Der Lieutenant lächelte ihr freundlich, zärtlich zu, und wendete sich dann ab, weil es ihn schmerzte, jemand in Verlegenheit zu sehen.)

Es war etwas Bedenkliches dabei, erwiederte die Frau sehr ängstlich. Sieh, er las

alles unter einander. Anfangs sagte ich ein Paarmal rein heraus: dies ist nicht wahr. Nun fragte er — Gott weiß, wie es mich ängstete! —: ist denn dies wahr? Ich antwortete Ja, wo ich als eine gute Christin so antworten mußte. Nun sagte der böse Junge: ist das wahr, so ist auch dies wahr; und ist das nicht wahr, warum soll denn dies wahr seyn? Sieh, da half ich mir denn, so gut ich konnte; ich schwieg lieber ganz.

„Hundert Thaler wollte ich darum geben," sagte der Einnehmer jetzt sehr heiter, „wenn der Prediger hier wäre, und wenn du den Jungen auch an Brama's Wunder hättest glauben lassen, wie das am Ende wohl geschehen seyn könnte, wenn ihm „das eröffnete Heidenthum" in die Hände gerathen wäre. Liebe Frau, recht war das wohl nicht, was du thatest; aber die Angst, mit der du geschwiegen haben magst, vergelte dir Gott, der alles Gute vergilt! Amen!"

Amen! sagte der Lieutenant; ob mir gleich die Sache doch ein wenig intrikat vorkommt.

„Gar nicht, lieber Bruder. Und wenn der Prediger Bellmann hier wäre, er müßte das Gewehr strecken. Du nennst mich, freilich in Scherz, zuweilen den Advokaten des Teufels. Aber warum sollen denn nun die Jesuiten in China, die es gerade so machten, wie meine Frau — (die Einnehmerin wurde blaß vor Schrecken) — und die den Chinesen sagten: glaubt an unsern Lojola; wir lassen euch auch an den Foh (oder wie der Heilige sonst heißt) glauben — warum frage ich, könnten nicht manche Jesuiten mit heiliger Furcht und mit Zittern eben so um den Glauben gehandelt und gefeilscht haben? warum sollen sie denn alle falsche Betrieger gewesen seyn, wie der Prediger sagt? Hier (er zeigte auf seine Frau) hast du ein lebendiges Beispiel. Es ist besser, sagt meine Frau, schlecht zu glauben, als gar nicht. Ich wollte, der Prediger wäre hier! Wie es dir noch immer intrikat vorkommen kann, lieber Bruder, das begreife ich nicht."

Hm! da hast du wohl Recht; ob ich gleich den Jesuiten noch immer nicht traue,

und zwar gerade darum, weil sie Jesuiten heißen. Doch davon rede ich nicht, sondern von dem Jungen. Was willst du denn thun, wenn er dir mit eben dem Dilemma kommt, wie deiner Frau?

Der Fall ist in der That sehr schwierig, sagte Büchling. Und nun hielt er eine lange Rede, durch die er den Lieutenant und die Einnehmerin überzeugte, daß man den Knaben leicht auf sein ganzes Leben für alles Glauben verderben könne.

„Wir wollen es überlegen," sagte der Einnehmer am Ende ganz kurz, doch sanft, und brachte nun das Gespräch auf etwas Andres.

Er war indeß gar nicht Willens, erst zu überlegen; im Grunde freuete er sich, daß alles so gekommen war. Freilich sah er der stillen Frömmigkeit des Cantors alles nach, und disputirte mit seiner Frau nie über Glaubenssachen; er glaubte aber, wie sein Bruder, daß dem Reinen alles rein sey, nur mit dem Unterschiede, daß Beide sich bei den Worten etwas Andres dachten: der Lieutenant

verstand darunter, daß einiger Aberglaube und einige Vorurtheile bisweilen die Heiligkeit des Herzens und des Lebens sogar befördern; und er selbst erklärte die Worte so, daß man bei jeder Dogmatik ein tugendhafter Mensch seyn könne. Er war also ein großer Indifferentist; deshalb sagte er, sobald er nur allein war: „ich dachte oft mit Angst daran, wie ich dem Knaben Liebe für die Wahrheit beibringen wollte; und nun hat es meine Frau durch ihre Mährchen schon gethan. Jetzt haue ich ihm seine Zauberer und seine zwölf Imane in Grund und Boden; dann will ich doch sehen, wer ihm in der Folge so leicht wieder etwas für Wahrheit verkaufen soll, was nicht Wahrheit ist."

Er war an das Fenster getreten, und sah sich nach dem kleinen Wilhelm um. Auf einmal umfaßte ihn sein Bruder mit beiden Armen, und sagte: ich weiß, du hast schon lange bedacht, was mit dem Knaben zu thun ist. Du wirst nicht, wie die Jesuiten in China, über den Glauben handeln. Ich bitte dich aber, lieber Bruder, wenn du das Un-

kraut

kraut ausjätest, so reiß den Weizen nicht mit aus. Nun, das wirst du auch ohne mein Erinnern nicht thun. Doch, ist eine hübsche Blume unter dem Unkraut, die lieblich duftet: Bruder, so bitte ich auch für die. Wo es die Wahrheit gilt, bist du manches Mal doch wohl ein wenig zu rasch. Du bedenkst dann nicht immer, daß du eben nicht nach den Wahrheiten handelst, die du weißt, sondern, daß dich Muth, Liebe, Haß, Furcht und dergleichen treiben, wie jeden Andern. Ich denke, die Gespenstergeschichten aus unsrer Jugend her regen sich doch wohl noch zuweilen in deinem Herzen. Meinst du nicht, lieber Bruder?

„O, ich meine," sagte der Einnehmer bewegt, „daß du mein guter Engel bist, der meinen Arm hält, wenn ich nicht nur Blumen, sondern wohl gar auch Weizen ausreißen will. Bruder, ich wartete hier auf Wilm, und wollte allein mit ihm reden, sobald er zu Hause käme. Ja, beinahe hätte ich Weizen mit ausgerissen. Ich wollte die Sache spaßhaft behandeln, da sie doch im Grunde die

ernsthafteste von der Welt ist. Jetzt aber sollst du dabei seyn, wenn ich mit ihm rede. Sieh, da kommt Wilm. Da kommt er!"

So wie der Knabe in das Zimmer trat, strich er die schönen natürlichen Locken, in die sich sein braunes Haar schlug, und die ihm über die Stirn hingen, zurück, ging mit einem sehr angenehmen Lächeln auf den Einnehmer zu, der ihm freundlich die Hand entgegen hielt, und fragte, weil das etwas ganz Ungewöhnliches war: was soll ich denn, lieber Vater?

„Ich habe da," sagte der Einnehmer, mit einem Blick auf Wilhelms kleine Bibliothek, „deine Bücher einmal angesehen. Viel lesen, mein Sohn, lieb' ich eben nicht, das weißt du wohl; sondern wenig lesen und recht. Dann kann sogar ein schlechtes Buch gut und nützlich werden." (Wilhelm erröthete bei diesen Worten, und zog sogleich den Chardin und seinen Gesner unter den Büchern hervor.) Der Einnehmer verstand ihn. „Für Ein gutes Buch," fuhr er fort, „zehn schlechte: da hast du Recht; und so geht es mit

allen Dingen in der Welt. Die Mährchen da unten — nun, wenigstens ist an ihnen doch das gut, daß immer darüber steht: ein Mährchen! Und man kann, wenn man verständig ist, auch aus ihnen lernen. Beinahe jedes Buch lehrt zum Beispiel: durch Standhaftigkeit, Muth, Geduld und Liebe kann man es in der Welt weit bringen, und nach dem Tode, mit Gottes Hülfe, noch weiter. Sogar Bösewichte fodern Treue, oder, mit einem andern Worte, Tugend von einander. Es hat Betrieger gegeben, die aus Ehrsucht oder andren Leidenschaften Völker verführt und unterjocht haben; doch unter ihnen allen ist nicht Einer, der gesagt hätte: sey lasterhaft. Mohammed betrog die Araber" — (hier wurde Wilhelm sehr aufmerksam) — „mit einer Lehre, die er für göttlich ausgab, und die doch nichts als eine Erfindung seines Ehrgeitzes war, oder von der Täuschung seiner Phantasie herrührte. Indeß, er mochte nun, wie das sehr wahrscheinlich ist, ein Ehrgeitziger seyn, der die Araber vereinigen und dann unterjochen wollte, oder sogar ein Bösewicht,

wie Einige glauben, oder ein sich selbst betrie-gender Schwärmer: genug, auch er durfte der Lehre, die Gott in jedes Menschen Herz geschrieben hat, nicht widersprechen. Mohammed lehrte die Wahrheit: es ist nur Ein Gott, der barmherzig, gütig und wohlthätig ist. Menschen, ahmet Gott nach! seyd tugendhaft, seyd gütig und wohlthätig! In diesen Lehren, mein Sohn, stimmen alle Religionen der Erde überein; und dies ist das Wahre an ihnen. Das lehren wir Christen, die Juden, die Braminen, und alle Sekten der Mohammedaner, die Anhänger Ali's sowohl als die Türken. Das Uebrige ist zum Theil Menschenerfindung, und wird nur allzu oft gemißbraucht. So verfluchen die Türken die Perser, und die Perser die Türken, obgleich ihre Religion ihnen gebietet: liebt einander; denn Ihr seyd Brüder, und Gott ist barmherzig. Das nun, was diese Feindschaft unter beiden Völkern verursacht, kann unmöglich wahr und göttlich seyn; die Wahrheit kann nicht Stolz, Verachtung, Haß und Feindschaft bewirken."

Man kann nicht Trauben von den Dornen lesen, fiel der Lieutenant sanft ein; und an ihren Früchten wird man sie erkennen.

„Recht! Mein Sohn, da hast du die Zeichen der Wahrheit: Güte, Liebe, Tugend. Und nun geh! Ich will dir auch bald andre Bücher kaufen oder hervor suchen; und du sollst mir und dem Vater Lieutenant zuweilen daraus vorlesen. Du wirst es doch gern thun, lieber Wilm?"

Er faßte den Knaben zärtlich in seine Arme, und der Lieutenant legte ihm die Hand auf den Kopf. Als Wilhelm gerührt das Zimmer verlassen hatte, reichten die beiden Brüder einander die Hände. Dann ging der Einnehmer an seinen Schreibtisch; der Lieutenant folgte dem Knaben.

8.

Das Herz erwacht.

Der Einnehmer fand es jetzt äußerst nöthig, den kleinen Wilhelm ordentlich zu unterrichten. Er arbeitete (doch dieses Mal nur in Gedanken) einen Plan dazu aus, wobei er die Meinung seines Bruders befolgte. Demgemäß wollte er bei seinen Lehren die Mittelstraße zwischen der kalten spitzfündigen Spekulation, und dem blinden, nichts verwerfenden Glauben halten. Am folgenden Morgen ließ er den Kleinen zu sich kommen, und hob mit Rührung an; doch bald sprach er in seinem gewöhnlichen Tone über Meinungen, Glauben, Wissen, und riß in der That manchen Weizenhalm mit dem Unkraut aus. Alle Wunder, alle Traumbilder aus Wilhelms Phantasie-Welt wurden vernichtet.

Vierzehn Tage lang hatte dieser zerstörende Unterricht gedauert, da wußte der Einnehmer dem Knaben nichts mehr zu sagen;

nun hörte es damit von selbst auf, und alles kam wieder auf die alte Stelle. Hossein und ähnliche Helden waren dem Knaben genommen, und es entstand jetzt in ihm sogar ein Geist der alles bezweifelnden Untersuchung, der mit dem lebendigen Spiele seiner Phantasie sehr wunderlich abstach. Er fand jetzt Vergnügen daran, alles abzuleugnen, was seine Phantasie vorher mit so großer Freude erträumt hatte, und noch jetzt erträumte. Anfangs wußte er den Punkt nicht zu treffen, wo er zwischen Gefühl und Nachdenken stehen bleiben sollte; doch nicht lange, so fand sein volles Herz sich aus dieser Verwirrung heraus. Hossein ließ sich tödten, um einen Bürgerkrieg zu endigen. Die Gräfin Elsbeth kämpfte, um ihren Mann zu retten, nicht mit Löwen, aber mit tausend andern Gefahren, und sie besiegte ihre Liebe, um ihn zu beglücken. So blieben ihm Hossein und Elsbeth noch immer groß. Er spottete jetzt über Salomons Geister beherrschenden Ring und Alquifs Zauberstab; Beider Wundermacht setzte er in den menschlichen Willen. Die Tu-

gend war ihm der Salomonische Ring; Liebe und Freundschaft führten den Zauberstab der Feenkönigin. So behielt er eine Welt voll Wunder, doch nur von solchen, die der Mensch verrichten kann, und die er selbst verrichten wollte.

Das war es, was ihn noch mehr aus der Einsamkeit in die Welt rief, als seine neue Bekanntschaft mit Büchlings Enkeln. Er blickte umher nach einem Herzen, für welches das seinige Wunder der Liebe thun könnte, und nirgends sah er einen andren Menschen, als seinen Rudolph, an den er sich jetzt mit verdoppelter Innigkeit hängte. Nicht Rudolphs Wohlwollen allein (das war ihm zu wenig), dessen ganzes Herz mußte er gewinnen; denn Rudolph sollte für ihn thun können, was Elsbeth für ihren Gemahl gethan hatte, und was er selbst für Rudolph thun wollte. Es gelang ihm, in dessen Herz einen beinahe eben so schwärmerischen Enthusiasmus zu bringen, als er selbst hatte. Er foderte ja nicht Thaten, nur Wärme für Plane der Zukunft; und welches junge Herz hätte die nicht!

Der Einnehmer, der seine Kenntnisse einem fleißigen Lesen von mancherlei Büchern verdankte, machte jetzt seinen Wilhelm zum Aufseher über seine kleine Bibliothek, die er bisher dem Knaben verschlossen hatte, weil er oft behauptete, ein Kind müsse seine Kenntnisse durch lebendigen Unterricht, und wo möglich bei interessanten Veranlassungen, erhalten. „So hängt sich," sagte er, „alles besser an; der bloße Buchstabe bleibt todt." Doch endlich sah er ein, daß er, trotz allen seinen Planen und Vorsätzen, den Knaben doch nicht unterrichten würde; deshalb gab er auf einmal seine Bibliothek ohne alle Einschränkung Preis. Als er von seinem Bruder auf diese Inconsequenz aufmerksam gemacht wurde, erröthete er, und sagte lächelnd: „es sind ja ihrer Zwei, Rudolph und Wilm. Nun bleibt, was sie lesen, nicht todter Buchstabe, sondern es wird Leben und Kraft."

Die beiden Knaben fielen über alle Bücher her, in denen sie etwas für sich zu finden glaubten, vorzüglich über Reisebeschreibungen, historische Werke und Uebersetzungen der Al-

ten. Der Einnehmer wollte sich zuweilen einmischen, um Ordnung in das Chaos zu bringen; doch weil er, wie gewöhnlich, alles zu weit anlegte, so verlor er bald wieder die Lust, und — zuweilen schwärmte er, so gut wie die beiden Knaben.

Nun war denn diesen die ganze Griechische und Römische Welt mit allen ihren moralischen Wundern, ihren großen Thaten, eröffnet. Da standen in ihrer Glorie alle die hundert Helden des Alterthums vor den entzückten Blicken zweier Knaben, denen des Macedoniers Ruhm noch zu klein war, die gern aus Diogenes Tonne die Erde beherrscht hätten, deren Phantasie Sokrates Mantel und die Persische Tiara zu vereinigen wußte, und denen Cäsars Thaten nur der Anfang ihrer eigenen schienen. Sie beneideten keinen Helden um seine Thaten, weil sie in ihrem Herzen die Kraft zu größeren fühlten; sie beneideten die großen Menschen nur um ihr gefahrvolles Verhängniß. Die Worte des zweiten Lykurgus: „der Tod muß Handlung seyn, nicht Befreiung vom Handeln!“ schie-

nen ihnen den Willen der Natur, das heiligste Gebot des höchsten Wesens, zu enthalten. Die ersten Gefühle eines edlen jungen Herzens gehören ja immer dem Ruhm und einer alles aufopfernden Tugend; wir hangen erst dann recht fest an dem Leben, wenn es kaum mehr geliebt zu werden verdient.

Alle Geisteskräfte der beiden Knaben entwickelten sich schnell unter der belebenden Sonne der Geschichte. Der Einnehmer hatte große Lust, die erhabenen Menschen des Alterthums zu verkleinern, und die neuere Welt mit ihrem grausamen Handel über die alte mit ihren blutigen Thaten zu erheben; er scheuete aber seinen Bruder, der auf einmal mit von der Begeisterung der beiden Knaben ergriffen wurde. Bruder, sagte der Lieutenant, es ist etwas Großes, etwas Heiliges an der alten Welt. Sie kommt mir vor wie ein Andenken aus der schuldlosen Jugend; und man könnte sie das böse Gewissen aller großen Männer in neueren Zeiten nennen.

Der Einnehmer lächelte, weil er selbst etwas Aehnliches fühlte; er konnte aber keinen

Enthusiasmus über irgend etwas sehen, ohne daß er Lust bekam, zu behaupten und zu beweisen, er sey Narrheit. Nur aus Schonung für seinen Bruder sagte er den beiden Knaben nichts über ihren Enthusiasmus; indeß that er doch heimlich, was er konnte. Er stellte dem Timoleon den großen Gustav Adolph entgegen, redete mit Begeisterung von Christoph Columbus, gab Alexandern den Zunahmen Cortes, und sprach sehr oft von der Wohlthätigkeit der Buchdruckerkunst, die er sonst, wenn der Prediger sie gelobt, wohl die Eselsbrücke des menschlichen Geistes genannt hatte.

Mit dem Allen bewirkte er, was wenigstens seine Absicht nicht war, daß die beiden Knaben auch das Schöne und Gute der neueren Welt kennen lernten, ohne deswegen die alte weniger zu lieben, und daß der rauhe Tugendstolz, den die Beispiele der alten Geschichte in edlen Jünglingen oft erregen, sich bei ihnen milderte.

Obgleich Wilhelm fast drei Jahre jünger war, als Rudolph, so übersah er diesen doch

in den meisten Stücken, ohne daß man es an ihm merkte, da er noch immer wenig sprach. So sich selbst, einigen guten Büchern, der Erinnerung an seine Kindermährchen, den Beispielen von Tugend, die seine Hausgenossen ihm gaben, und des alten Büchlings Erzählungen von seinen Reisen überlassen, hatte er das funfzehnte Jahr erreicht, als Rudolph eine neue Flamme in sein volles Herz warf. Dieser war nicht ohne Talente für die Musik, und sein Großvater hatte ihn daher im Violinspielen unterrichtet. Der Prediger Bellmann näherte sich jetzt dem alten Büchling wieder, und Rudolph mußte wöchentlich ein Paar Stunden zu ihm kommen, um seine Tochter Henriette, wenn sie Sonaten oder Concerte übte, mit der Violine zu begleiten.

Henriette, jetzt ein zwölfjähriges Mädchen, schien vierzehn Jahre alt zu seyn, und war das Muster einer gelungenen, verständigen Erziehung. Je älter sie wurde, je mehr sich ihr Verstand zeigte, und je mehr sich die Reitze ihres schönen Gesichtes entfalteten: desto mehr entzogen ihre Eltern sie der Gesellschaft jun-

ger Leute. Ihr Vater hatte sie schon früh mit den Leidenschaften bekannt gemacht; und da nach seiner Meinung der größte Vorzug des Menschen ein immerwährender ruhiger Gebrauch des Verstandes war, so hatte Henriette eben nicht die vortheilhafteste Idee von den Leidenschaften überhaupt, besonders aber von der Liebe. Sie wußte, wie gefährlich diese Leidenschaft für das Glück des Menschen ist, und glaubte mit ihrem Vater, daß nur Nachdenken vor ihr schützen könne. Bei dem allen war ihr Vater aber dennoch entschlossen, sie so spät und so selten als möglich in die Gesellschaft junger Mannspersonen kommen zu lassen. Die Jahre vom funfzehnten bis zum zwanzigsten, sagte er, sind die gefährlichsten von allen; und Henriette sagte ihm das treulich nach. Sie kannte indeß die Liebe, weil ihr Vater in seinem Unterrichte diese Leidenschaft nicht besonders auszeichnete, fast nur eben so, wie die Ehrsucht, den Geldgeitz, den Haß, und so weiter. Ueber das Alles sprach sie sehr altklug, zu großer Freude ihrer Eltern und auch zu ihrer eigenen, da man

ihr immer versicherte, daß sie weit mehr Verstand habe, als Kinder von ihrem Alter sonst gewöhnlich.

Ihr Vater hatte ihr wohl bei hundert Gelegenheiten auch gesagt, daß man seinen äußeren Zustand so viel als möglich verbessern dürfe, ja es zu thun verpflichtet sey, wenn es mit der Tugend bestehen könne. Diesen allgemeinen Satz, den die Kleine nicht so recht verstand, erläuterte ihr die Mutter unter vier Augen durch ein Beispiel: daß ein Mädchen, wie sie, mit ihrer Schönheit, ihren Talenten und ihrer Geistesbildung, sehr leicht die Frau eines reichen, vornehmen und guten Mannes werden könne. Zum Glück dachte indeß Henriette auch dabei eben nicht viel.

Bei diesen Umständen konnte es der Prediger denn wohl wagen, den Enkel eines Cantors in nähere Bekanntschaft mit seiner Tochter zu bringen; ein solcher junger Mensch, der keine Aussicht hatte, sich empor zu arbeiten, war nicht gefährlich, und überdies sollte ja die Mutter, wenn Rudolph da wäre, immer zugegen bleiben.

Es würde alles recht gut gegangen seyn (denn Rudolph spielte, ohne von dem Notenblatte wegzusehen), wenn nicht der Prediger ein wenig zu viel Eitelkeit auf seine Henriette gehabt hätte. Der junge Mensch sollte doch unter die Leute bringen, wie vorzüglich Henriette erzogen wäre: deshalb ließ sich der Prediger öfters mit ihm in ein Gespräch ein; und was Rudolph nun nicht beantworten konnte, das mußte Henriette sagen. Sie zeigte ihre Kenntnisse — wozu sie so selten einmal Gelegenheit hatte — mit großem Vergnügen, und Rudolph erstaunte wirklich über das kluge Mädchen. Da er seine Empfindungen nicht zu verbergen wußte, so sah Henriette wohl, daß er sie bewunderte; und sie war nie heiterer, verständiger und reitzender, als wenn ihr Vater ihr Gelegenheit gab, sich von Rudolph bewundern zu lassen.

Rudolph verschwieg seinem Freunde nicht, welch ein vortreffliches Mädchen Henriette wäre, und diese wurde jetzt von Tage zu Tage immer mehr der Gegenstand ihrer Gespräche.

Beide

Beide junge Leute kannten die Liebe nur als die himmlische Krone des Lebens, und nicht von ihrer gefährlichen Seite. Sie machten wohl Plane, worin Liebe die Hauptrolle hatte; doch diese Plane glichen den Träumen ihres Ehrgeitzes: es waren nur Ahnungen einer schönen Zukunft, nicht die Liebe selbst, die in ihrem Herzen noch schlummerte. Keinem von Beiden fiel es auch ein, Henrietten in das Spiel ihrer Phantasie zu ziehen, obgleich Henriette, ohne daß sie selbst oder Rudolph es merkte, in der Wirklichkeit schon eine große Rolle spielte.

Rudolph bewunderte Henriettens Talente ganz unverhohlen, und sie gab ihm dafür sehr freundliche Blicke. Diese gefielen ihm; nun bewunderte er Henrietten noch weit mehr, und sie wurde dafür noch freundlicher. War er einmal eine Minute mit ihr allein, so mischte sich in den Ton des bewundernden Lobes auch wohl noch etwas Anderes, das Jettchen äußerst wohl gefiel. Er sagte nur einige wenige Worte; aber sein Lächeln dabei, und sein Blick gaben diesen Worten einen größe-

ren Werth. Kurz, Jettchen sah es itzt gern, wenn die Mutter während der Musikstunde einmal hinausgerufen wurde; ja nach sechs Monaten konnte sie wohl gar recht listig eine Gelegenheit, mit Rudolph eine Minute allein zu seyn, veranlassen. Das that sie in völliger Unschuld; sie sah, daß sie gefiel, und wollte noch mehr gefallen.

Rudolph ging jetzt — er wußte selbst nicht, warum — bei jedem Wege an des Predigers Hause vorüber, und richtig stand Jettchen, ohne eben etwas dabei zu denken, jedes Mal am Fenster. Er kleidete sich jetzt sorgfältiger, trieb die Musik mit noch mehr Eifer, und empfand die größte Sehnsucht nach der Stunde, in welcher er Henrietten am Klaviere begleiten mußte.

Henrietten war es ein kindischer Triumph, daß Rudolph ihretwegen so oft an dem Hause vorüberging, daß er sich für sie putzte, für sie auch das Schwerste spielen lernte, und das Adagio so äußerst rührend vortrug: was konnte sie nun weniger thun, als ihm an dem Fenster oder vor der Hausthür nach

sehen, sich auch etwas sorgfältiger putzen, und nicht weniger Ausdruck in ihr Adagio legen, da ihr jetzt deutlich zu werden anfing, was ihr Vater so oft sagte, und was sie bisher nicht verstanden hatte: „das Adagio, liebes Jettchen, muß mit einem wehmüthig frohen Herzen gespielt werden.“ Zu ihrem Erstaunen empfand sie jetzt bei Manchem, was sie vorher nur mechanisch gespielt hatte. Schon nach einem Jahre war sie aus einem Kinde eine Jungfrau geworden, und fing nun an, sich selbst zu fühlen, ohne sich noch zu verstehen. Diese Veränderung wurde nur durch Eitelkeit bewirkt; doch — was ist gefährlicher, als eben diese!

Rudolph bewunderte Henrietten jetzt nicht mehr so laut, und schien sogar kälter zu seyn, als vorher, weil ein geheimer Instinkt ihn schüchtern gemacht hatte; und Henriette war dennoch mit ihm zufrieden: sie sah ja, welche Blicke der Sehnsucht, der Verehrung er, über das Blatt weg, auf sie warf! Die Eltern merkten von dem allen nichts; denn auch Henrietten hatte der Instinkt gelehrt, daß sie

nicht äußern dürfe, wie gern sie Rudolphen kommen sehe. Es war indeß noch kein Wort zwischen Beiden gewechselt, das nicht auch bloße Bekannte hätten zu einander sagen können. Henriette wollte nicht mehr, als dies. Sie war zufrieden; denn was sie hatte, befridigete alle ihre Wünsche.

Rudolph aber traf jetzt in seinen poetischen Träumen, in seinen romantischen Planen, worin er mit Riesenschritten selbst den begeisterten Wilhelm überholte, zuweilen auf Henriettens Gestalt und Nahmen; ja, nach und nach fing er sogar an, sie vorsetzlich in seine Plane zu mischen. Er wurde immer unruhiger, und war bei nichts mehr anhaltend fleißig, als bei seiner Violine, in deren Tönen sich sein Herz ergoß. Noch öfter als sonst, aber auch noch scheuer, ging er an Bellmanns Hause vorbei; und wohin Henriette auch gehen mochte, da sah sie ihn wenigstens von weitem, entweder allein, oder in Gesellschaft seines Freundes Wilhelm, gegen den er sich übrigens jetzt zurückhaltend, untheilnehmend, und zuweilen sogar kalt betrug.

Endlich fand er einmal — was er, wenn er unbefangen gewesen wäre, schon oft hätte finden können — eine Veranlassung außer der gewöhnlichen Zeit zu dem Prediger zu gehen, wozu er sich aber so schwer, wie zu einem Verbrechen, entschloß. Er wurde ganz kurz abgefertigt, und es fiel dem Prediger nicht ein, ihn zu bitten, daß er länger bleiben möchte. Dieser Empfang hielt ihn nicht ab, bei der ersten Veranlassung wieder außer der gewöhnlichen Zeit zu dem Prediger zu gehen; nun wurde er aber so kalt als möglich behandelt. „Der Bursche," sagte der Prediger nachher zu seiner Frau, „bildet sich wohl gar ein, in unsrem Hause freien Zutritt zu haben! Wenn er nicht in der That vorzüglich gut spielte, so sollte er nie in unser Haus kommen." Jettchen sagte ganz ruhig: man spielt nur noch einmal so aufmerksam, wenn man begleitet wird; sonst wollte ich das Accompagnement jetzt wohl entbehren.

Sie war in der nächsten Stunde kälter als gewöhnlich gegen Rudolph; doch ein Paar Blicke, die sie von der Seite auf ihn warf,

erwärmten sie wieder. Er brütete während des Spielens über einem Plan, Henrietten irgendwo anders als in dem Hause ihres Vaters zu sehen; und nicht lange, so sah er sie wirklich bei dem Syndikus, dessen Tochter sie bisweilen, obgleich nur selten, besuchte. Beide betrugen sich auch dort sehr scheu gegen einander; Jettchen redete indeß mit der Tochter des Syndikus einen Spaziergang ab. Rudolphen pochte das Herz; er hätte darauf schwören mögen, daß sie ihm dabei einen bedeutenden Blick gegeben habe. Das hatte Jettchen wirklich gethan; denn sie mußte ja ihres Vaters kaltes Betragen gegen ihn wieder gut machen.

Dieses Zusammentreffen hatte weiter keine Folge, als daß es der Sehnsucht Rudolphs eine bestimmte Richtung gab. Er mußte den Einnehmer und den Prediger zu versöhnen suchen, wenn er Henrietten öfter sehen wollte. In dieser Absicht erzählte er seinem Wilhelm, wie sehr der Prediger die Uneinigkeit beider Familien bedauere. Er sprach so oft davon, daß Wilhelm endlich aufmerksam wur-

de. Nun äußerte er gegen den Lieutenant etwas Aehnliches, und erzählte auch der Einnehmerin, daß die Predigerin sie als eine ganz vortreffliche Wirthin gelobt hätte. An den Einnehmer wagte er sich nicht, weil er dessen schwache Seite nicht kannte. Er erreichte glücklich seine Absicht: der Lieutenant schüttelte jetzt allemal den Kopf, so oft der Nahme Bellmann genannt wurde; die Einnehmerin erklärte geradezu, daß es doch nicht recht sey, mit seinem Beichtvater in Uneinigkeit zu leben; und auch Wilhelm nahm die Parthei des Predigers.

Der Einnehmer hatte nichts gegen eine Versöhnung; denn er wünschte sie schon lange, um wieder mit jemand disputiren zu können. Es verdroß ihn aber, daß er nicht erfahren konnte, wie in seinem Hause so auf einmal der Wunsch, den Umgang mit Bellmanns Hause zu erneuern, entstanden war. „Hm!" sagte er endlich; „wir wollen uns melden lassen." Das war der Frau nicht recht, weil sie nicht gern zuerst die Hand bieten wollte; dem Lieutenant eben so wenig:

weil, sagte er, eine Versöhnung doch anders angefangen werden müsse, als mit einem Alltags-Complimente.

Rudolph gerieth, als er das hörte, in Verlegenheit; denn der Prediger hatte, so viel er wußte, nie den Wunsch, sich mit dem Einnehmer zu versöhnen, geäußert. Was war nun zu thun? — Henriette sollte tanzen lernen. Ließ der Einnehmer einen Tanzmeister kommen, was der Prediger für sich allein nicht thun konnte, so war die Versöhnung gemacht. Rudolph kämpfte mit sich selbst; doch endlich gestand er seinem Freunde Wilhelm zögernd, und mit Erröthen, wie viel ihm daran liege, Henrietten öfter zu sehen, und daß er deshalb die Versöhnung beider Familien wünsche. Lieber Wilhelm, fuhr er fort, du mußt deinen Vater bitten, daß er dich tanzen lernen läßt; dann hat es mit der Versöhnung gewiß keine Schwierigkeit.

„Tanzen? Ich tanzen? Wozu? Sag mir Gründe!"

Anstatt zu antworten, fiel Rudolph seinem Freunde um den Hals, und hielt dann eine

lange Rede über Henriettens Vorzüge, und über seine große unwiderstehliche Sehnsucht, sie zu sehen.

Wilhelm sah ihm starr ins Gesicht, und sagte: „ich glaube, Rudolph, du liebst sie! Sag selbst: wie kann es anders seyn?"

Ich? wie kommst du auf den Gedanken? erwiederte Rudolph erröthend. Er brach nun das Gespräch sogleich ab, und verließ seinen Freund mit einiger Kälte.

Wilhelm übersann, als er nach Hause ging, alles, was sein Freund ihm gesagt hatte, und erinnerte sich dabei an dessen Sehnsucht, dessen Liebe zur Einsamkeit, und dessen immerwährendes Laufen vor Henriettens Hause. Er war sehr bald überzeugt, daß Rudolph Henrietten liebe; und nun nahm er sich vor, um einen Tanzmeister zu bitten.

„Hören Sie, lieber Vater," sagte er zu dem Lieutenant erröthend und stockend: „ich möchte gern tanzen!"

Tanzen? Warum? Sag mir das, Wilhelm!

„Tanzen lernen, lieber Vater! Da ich

doch Soldat werden soll, so dächte ich . . .! Die Mutter tadelt ja immer meine Stellung; und ich habe so große Lust zum Tanzen . . ."

Der Lieutenant stand auf, und ging im Zimmer umher. Hm! wie fällst du darauf, mein Sohn?

„Und Jettchen Bellmann muß mitlernen. Ihre Eltern hielten ihr gern einen Tanzmeister; es ist aber für sie allein zu kostbar."

Ja, du hast Recht! rief der Lieutenant freudig. So wird sich die Versöhnung von selbst machen. — Er ging sogleich zu seinem Bruder, und sagte ihm seinen Plan, den Tanzmeister als Werkzeug der Versöhnung zu brauchen. „Sind denn," fragte der Einnehmer finster, „unsre Herzen so kalt, so todt, daß erst ein Tanzmeister mit seinem hüpfen Leben hinein bringen muß? Nimm deinen Hut, Bruder, und laß uns zu dem Prediger gehen. Kann ihn die Hand, die ich ihm hinhalten will, und kann ihn dein gutes Herz, das er ja kennt, nicht versöhnen, so soll es auch ein Tanzmeister nicht thun."

Wir könnten ihm damit einen Dienst erweisen, sag' ich dir, Bruder.

„Du bist gut. Ich weiß, was dir am Herzen liegt, und du sollst deinen Willen haben. Aus deinem Kopfe kommt der Einfall mit dem Tanzmeister nicht. Laß uns gehen! Du wirst dich freuen, wenn der Prediger einschlägt. Mit dem Tanzen wird es sich nachher wohl finden."

Als sie zu dem Prediger kamen, saß Rudolph eben mit Henrietten am Klaviere.

„Lieber Prediger," fing der Einnehmer an; „wir haben uns entzweiet. Die Schuld lag an mir, das weiß ich. Ist es Schwäche von mir gewesen — Troß und Feindschaft war es gewiß nicht —, daß ich so oft die Sonne über unsren Zwist habe . . ."

Der Prediger faßte des Einnehmers Hand, zeigte auf die jungen Leute, und sagte: ist es Ihnen gefällig, mit in ein andres Zimmer zu gehen?

„Nein; nicht einen Schritt weiter, bis wir versöhnt sind. Lassen Sie mich reden, Herr Prediger."

Wollen Sie, fragte der Prediger mit höflichem Anstand, die jungen Leute dort zu Zeugen einer Unterredung machen, . . .

„Die ganze Welt, Herr Prediger: denn ich habe Ihnen Unrecht gethan; und jungen Leuten ist es gut, wenn sie hören, daß alte Leute demüthig sind und ihre Fehler gestehen. Die Beiden da haben vielleicht in ihrem Leben auch einmal eine solche Stunde. Wie gesagt, Herr Prediger, ich biete Ihnen meinen Umgang, meine Freundschaft wieder an. Sie werden ja, denke ich, einem Haberecht wohl eine Schwäche zu Gute halten, die mit ihm alt geworden ist. Noch einmal: lassen Sie uns Freunde seyn."

Bruder! lieber Bruder! sagte der Lieutenant, erweicht von dem herzlichen Tone des Einnehmers.

Jetzt fiel Bellmann, mit Thränen in den Augen, dem Einnehmer in die offenen Arme, und sagte: Friede und Freundschaft! Wir waren Beide schuldig, aber gewiß auch besser, als wir glaubten. Sieh, Henriette! das ist die schönste Stunde, die Gott meinem

Leben geschenkt hat! — Er sagte das so bewegt, daß der Lieutenant sich abwenden mußte. Der Einnehmer, der sein Herz allzu weich werden fühlte, ergriff Henrietten, und sagte zu Rudolph: spiel einen Tanz! Ihr sollt tanzen; doch ich will der erste seyn!

Er sprang auf und ab, um wieder Stärke zu gewinnen; und nun redete er auch von dem Plan mit dem Tanzmeister. Jetzt warf Rudolph einen glühenden Blick auf Henrietten. Sie merkte, was er gethan hatte, sah ihn an, und erröthete, zum ersten Male mit einem sanft pochenden Herzen voll leiser Ahnung.

Rudolph suchte seinen Freund auf, fiel ihm um den Hals, sagte entzückt: Wilhelm, ich werde mit Henrietten tanzen! und eilte dann nach Hause.

Er liebt sie gewiß! dachte Wilhelm. Und — wird man denn durch die Liebe so glücklich? — Sein Herz schlug; es war in dem süßen Vorgefühl der Liebe erwacht.

9.

Die Kinder treten auf die Bühne der Welt.

Nun wurde ein Tanzmeister verschrieben, und die kleine Tanzgesellschaft aus den Kindern der angesehensten Einwohner im Städtchen gewählt. Der Prediger hielt Henrietten eine lange Vorlesung über das Aesthetische des Tanzes, wobei die Wörter grace, Haltung und Bewegung oft genug vorkamen. Sie lernte auch, daß es verschiedene Arten von Tanz gebe: den Tanz der Natur, (Hüpfen vor Freude); und den Tanz der Kunst: den gesellschaftlichen und den Theatertanz. „Ich möchte wohl wissen," so schloß er seine Abhandlung jedes Mal, „ob der Einnehmer für einen denkenden Tanzmeister, der wenigstens die Principien seiner Kunst versteht, gesorgt haben wird!"

Der Prediger suchte seine Ideen in allen Familien, deren Kinder mit tanzen sollten,

zu verbreiten. Auch dem Einnehmer trug er, indeß sehr behutsam, sein System vor, nicht gerade um mit Gelehrsamkeit zu prahlen, sondern um ihn auf seinen Plan, recht ordentlich und methodisch in der Tanzkunst unterrichten zu lassen, vorzubereiten. Der Lieutenant sah seinen Bruder besänftigend an. Dieser schwieg auch Anfangs, und half dem Prediger sogar zu einer neuen Abtheilung: religiöse Tänze. Endlich aber, als es ihm zu lange dauerte, sagte er: „wohin rechnen Sie denn, nach Ihrem System, den Todtentanz? den wahren salto mortale? Eingeschaltet muß er doch in das System werden, weil ich sonst nicht absehe, wo er bleiben soll. Und haben wir bei irgend einem Tanze grace nöthig, so ist es bei dem Sprunge aus dem Leben in's Grab."

Dieses Wortspiel zeigte dem Prediger, daß der Einnehmer noch immer der alte war. Er schwieg, und tröstete sich mit der Hoffnung, an dem Tanzmeister selbst einen gelehrigen Schüler zu finden. Die jungen Leute erwarteten fröhlich den Lehrer der ihnen neuen

Kunst. Henriette und Rudolph — die einzigen, welche wußten, warum getanzt werden sollte — tanzten schon im voraus den Tanz der Natur: sie hüpften vor Freude.

Der angenommene Tanzmeister war erst Frisör, und dann Husar gewesen; jetzt ernährte er sich als Winkel-Tanzmeister in einer benachbarten größeren Stadt. Die ganze Tanzgesellschaft war, als er kam, bei dem Einnehmer versammelt. So wie der Einnehmer nur ein Paar Worte mit ihm gesprochen hatte, verließ er den Saal mit Verdruß, und sagte zu dem Lieutenant: „der Mensch ist ein Narr, Bruder!"

Seyd nicht schnell zum Zorn! erwiederte dieser, obgleich auch ihm die vielen Verbeugungen des Tanzmeisters gar nicht gefallen hatten.

„Zum Zorn nicht. Aber — stehen ihm die Füße nicht, wie ein Winkel von 160 Graden? . . . Ich halte jedem einen Anstrich von seinem Gewerbe oder seinem Stande zu gute. Einem Tanzmeister sollen die Füße nicht stehen wie Parallel-Linien; ein Prediger

ger mag immerhin ein wenig pathetischer sprechen, als ich oder du; ein Officier mag meinethalben etwas zuversichtlicher von sich reden, als andere Leute, die doch auch dem Tode mit Muth ins Gesicht sehen. Aber, Bruder, ein Tanzmeister, wie dieser, so biegsam wie ein Aal, ist ein Narr; ein Prediger, der immer redet, als betete er, — tausend gegen Eins — ein Heuchler; und ein Officier? Bruder, du bist, das weiß ich, gegen eine Batterie mit Muth und Glauben an Gott gegangen; aber wer hört dich jemals prahlen, daß dir das Leben gar nichts ist?"

Während dieser Unterredung stand der Prediger Bellmann vor dem Tanzmeister, und examinirte ihn über die Principien seiner Kunst. Dieser, der gar nicht begriff, was das alles sollte, bückte sich bei jedem Satze, erstaunte über die Kenntnisse des Herrn Predigers, bat sich dessen Rath aus, und erwarb sich auf diese Art so ziemlich dessen Zufriedenheit, zumal da er sogleich erstaunlich oft einige Kunstwörter anbrachte, die er

aus Herrn Bellmanns Vortrage aufgefangen hatte.

Der Unterricht ging an. Am Abend erzählte der Tanzmeister (denn er blieb immer die Nacht da) dem Lieutenant, daß er Husar gewesen sey; und sogleich fiel der Lieutenant darauf, daß Wilhelm von ihm reiten lernen sollte. Schon am folgenden Morgen wurde damit angefangen; und so wenig Talent Wilhelm zum Tanzen zeigte, so viel hatte er zum Reiten.

Die Tanzstunden dauerten fort; doch nur Henriette und Rudolph lernten tanzen: Henriette, weil ihr Vater sie zu Hause zum fleißigen Ueben anhielt; Rudolph, weil er es als ein Mittel ansah, viel bei Henrietten zu seyn, da er mit ihr tanzen mußte. Indeß geschah nicht ganz, was Rudolph erwartet hatte. Entweder der Prediger selbst oder seine Frau war fast immer bei den Uebungen zugegen, und Henriette wurde so genau beobachtet, daß Rudolph nur durch die Augen und einige Händedrücke zu ihr sprechen konnte. Henriette fand Vergnügen daran, und würde sie gern

erwiedert haben, wenn ihr Vater ihr nicht jede Vertraulichkeit gegen eine Mannsperson als etwas höchst Unanständiges verboten gehabt hätte.

So wenig bestimmte Aufmunterung Rudolph erhielt, so sah er doch an Henriettens Aufmerksamkeit auf ihn, und sogar an einer kleinen Empfindlichkeit, wenn er einmal mit einem andern Mädchen zu viel tanzte, daß er sie interessirte; und das erregte in seinem Herzen die froheste Ahnung. Henriette fühlte sehr bestimmt, daß ihr Vater nicht wissen dürfe, was in ihrer Seele vorgehe: sie achtete daher auf sich; und ihr Betragen — gegen ihren Vater sowohl, als gegen ihren Liebhaber — war für ihr Alter in der That recht fein. Von den Erwachsenen, die in den Tanzstunden zusahen, ahnete Niemand, daß in dem fröhlichen Tumulte auch Herzen in Bewegung seyn könnten; und doch kam zu den beiden, die es schon waren, bald noch ein drittes hinzu. Henriette hatte einen zu schönen Triumph ihrer kindischen Eitelkeit genossen, als daß sie nicht Lust zu einem größern

gehabt haben sollte. Sie lernte in den Tanzstunden Wilhelmen kennen, den sie seit mehreren Jahren kaum gesehen hatte, von dem jetzt sogar ihr Vater sagte: aus dem Knaben könnte in der That sehr viel werden, wenn er nicht so verkehrt erzogen würde; den Rudolph mit einer Art von Begeisterung lobte, und von dem der Einnehmer, der sonst alles tadelte, einmal sagte: „er hat die Unschuld eines Kindes, den Muth eines Mannes, den Stolz eines Königs, den Kopf eines Weisen, und das Herz eines Engels." Und dieser junge Mensch war der einzige, der sich nicht an Henrietten drängte, was die Uebrigen ohne Ausnahme thaten, da sie alle andern Mädchen in jedem Stücke bei weitem übertraf.

Ihr Kopf errieth, was ihr, freilich schon in Bewegung gerathenes, Herz noch nicht errathen hätte. Erinnerungen an den Unterricht ihres Vaters, das Erwachen der weiblichen Eitelkeit, und Neugierde brachten sie auf ein System, welches auch eines völlig erwachsenen Mädchens würdig gewesen wäre;

und so wurde sehr schnell eine unschuldige Kokettterie bei ihr entwickelt. Die Beschreibung, welche ihr Vater ihr von der Liebe gemacht hatte, paßte gar nicht auf ihre Empfindungen, und noch weniger das verhaßte Bild einer Kokette auf die Vorsätze ihrer Eitelkeit. Sie fühlte sich unter den Knaben, die sich an sie drängten, nur angenehmer als sonst beschäftigt, und fand — aber viel früher — das als wahr bestätigt, was ihr Vater ihr von dem siebzehnten Jahre vorausgesagt hatte.

Wie tausend Eltern, die sich auf die Unschuld ihrer Kinder verlassen, und so die ersten Regungen des Herzens bei denselben nicht bemerken, war auch Herr Bellmann ganz ohne Sorgen. Die Mutter blieb nicht so ganz ruhig; ihr Mann sagte aber: unser Jettchen ist ja noch ein Kind! und Gott Lob! die Herzen der Kinder sind unschuldiger, als daß so frühzeitig die Gefühle, die du befürchtest, in ihnen erwachen könnten." Die Mutter schwieg; denn konnte sie die reine Unschuld ihrer Tochter bezweifeln? Sie

bedachte nicht, daß auch das unschuldigste Herz früh erwachen kann, und daß es durch die ersten Empfindungen der Liebe nicht schuldig, sondern nur heimlicher, nur verschlossener, wird.

Henriette wendete sich immer mit den freundlichsten, holdesten Blicken an Wilhelm. Tanzte er einmal mit ihr, so war sie gewiß doppelt aufmerksam. Sie bemühete sich, durch alle ihre kleinen unschuldigen Künste ihm zu gefallen, und sie erreichte ihre Absicht. Wilhelm wurde nicht zudringlicher, als vorher; er zeichnete sie aber durch seine Blicke, durch einen ehrerbietigen Ton seiner Stimme aus: kurz, er begegnete ihr, wie einem erwachsenen Frauenzimmer; und diese Begegnung schmeichelte ihr mehr, als Rudolphs Demuth, als Rudolphs unablässiges Bestreben ihr zu gefallen.

Sie benahm sich in diesem neuen Verhältnisse sehr geschmeidig: gegen Rudolph freundlich, gegen Wilhelm fortdauernd aufmerksam. Den einen liebkoste sie, dem andern zeigte sie Achtung. Dies war freilich

nur ein kindisches Spiel; es hatte aber bei ihr und den Jünglingen eben die Wirkung, wie bei völlig Erwachsenen. In Wilhelms Seele entbrannte eine Leidenschaft, die sogleich eine sehr romantische Gestalt annahm, und die er wie das heiligste Geheimniß verbarg, weil er seinen Freund durch seine Liebe zu beleidigen glaubte.

Rudolph, jetzt ein schlanker, schöner junger Mensch von neunzehn Jahren, hatte seinem Freunde schon längst entdeckt, was er für die vierzehnjährige Henriette fühlte. Er klagte darüber, daß er ihr nicht seine Hand anbieten, ja ihr, da sie noch so jung sey, nicht einmal seine Liebe gestehen dürfe. Wilhelm schwieg zu dem allen, und rieth seinem Freunde nur, sich durch Fleiß empor zu arbeiten, wozu ihm, sagte er, der Einnehmer und der Lieutenant gewiß behülflich seyn würden. Für die Musik hatte Rudolph die entschiedensten Talente; diese Kunst schien ihn aber nicht sicher genug zu seinem Ziele zu führen, und so nahm er sich vor, ein Gelehrter zu werden.

Wilhelm entdeckte den Wunsch seines Freundes dem Einnehmer. Dieser schüttelte den Kopf, und sagte: „er weiß viel; aber nicht das, wodurch man den Nahmen Gelehrter bekommt: Latein.“ — Das kann er ja lernen, sagte Wilhelm. In drei Monaten soll er es können; und dann, lieber Vater?

Der Einnehmer lächelte. „In drei Monaten? Wohl! dann unterstütze ich ihn.“

Verstehen Sie Latein, Vater?

„Wenig; aber doch genug, um zu wissen, daß du drei Jahre, anstatt drei Monate, hättest sagen können. Fangt es an, und seyd fleißig. Ihr lauft ohnedies ein wenig zu viel umher.“

Die beiden Jünglinge fingen das Erlernen der schweren Sprache mit dem Eifer an, den Ehrgeitz, Enthusiasmus und eine brennende Leidenschaft geben. Doch gingen sie dabei auf eine sehr ungewöhnliche Weise zu Werke: sie lasen mit Hülfe einer Uebersetzung einen Schriftsteller, und zogen sich selbst eine Grammatik aus. Der Einnehmer half ihnen, und nun machten sie Fortschritte,

über die er selbst erstaunte, so viel er ihnen auch zugetrauet hatte. Die Tanzstunde und die Musik in Bellmanns Hause waren jetzt Rudolphs einzige Erholung, und er sah Henrietten sogar seltner, als sonst; denn sie war ja der Preis seines unbeschreiblichen Fleißes. Da sich nun aber die Zeit seiner Trennung von ihr — denn nur noch ein Jahr lang sollte er in dem Städtchen bleiben — immer mehr näherte, und da er sich durch seine Riesenarbeit eine Art von Recht auf Henrietten erworben zu haben glaubte: so wurde er, wenn er einmal einen Augenblick mit ihr allein seyn konnte, dringender, und gab ihr in räthselhaften Ausdrücken zu verstehen, daß er sich nur um ihretwillen in die tiefe Einsamkeit verberge, in welcher er seit mehreren Monaten lebe.

Henriette sah freilich den Zusammenhang nicht ein; sie begriff doch aber wenigstens, daß Rudolph, um in ihren Augen mehr Werth zu bekommen, Fortschritte in der alten Sprache machte, die selbst ihr Vater bewunderte. Er war jetzt, wenn er mit ihr

sprach, so ehrerbietig, so zärtlich, wußte mit so vieler Klugheit Gelegenheiten zu finden, daß er sie einige Minuten allein sehen konnte, und sagte ihr mit einem so schönen Feuer, wie unbeschreiblich glücklich ihn die Musikstunde mit ihr mache! Sie fühlte, daß der angenehme Jüngling mehr für sie thun würde, wenn er Gelegenheit dazu hätte; sie fühlte etwas unbeschreiblich Süßes bei seinen Blicken, bei jedem Händedruck von ihm; mit Einem Worte: sie fühlte, daß sie geliebt wurde, ob sie gleich das Wort nicht dachte. Um ihn zu belohnen, warf sie höchst unschuldig die zärtlichsten Blicke auf ihn, hörte, wenn ihr Vater einmal hinausging, sogleich auf zu spielen, und schlug nur mit der einen Hand Tasten an, während ihre Augen sich freundlich auf ihn hefteten. Rudolph war jetzt überzeugt, daß Henriette ihn liebe, und er beschloß, ihr sein Herz zu entdecken.

Er leitete, sobald er konnte, das Gespräch mit Henrietten ein, und ließ sie mehr von seinem Plane, sich schnell empor zu arbeiten, sehen. Auf diese Art suchte er die schöne

Minute, die süßeste des menschlichen Lebens, herbeizuführen, wo er sagen und hören wollte: ich liebe dich! Als er eines Tages wieder zu Henrietten kam, war ihre Mutter zu einem Besuche bei der Einnehmerin; und dem Vater hatte sie mit großer Geschicklichkeit eine Menge Beschäftigungen zu verschaffen gewußt, weil sie jetzt so sehnlich wünschte, einmal etwas länger mit ihrem Freunde allein zu seyn. So wie ihr Vater hinaus gerufen wurde, sagte sie erröthend: heute kann mein Vater nicht zuhören, ob wir gleich seine Lieblingssonate spielen; er hat sehr viel zu thun. Das sagte sie aber zitternd, stockend, und Rudolph mußte wohl merken, daß es eine Nachricht für ihn seyn sollte. Er legte sogleich die Violine auf das Klavier; und nach einer Minute, welche Beide bei starkem Herzklopfen sehr ängstlich zubrachten, faßte er endlich bebend die Hand der Geliebten.

Henriette hatte nicht den Muth, die Augen aufzuschlagen. Ihre Wangen glüheten; denn sie fühlte mit Angst, daß sie sich eines Betruges schuldig gemacht hatte: eines Be-

truges, den Rudolph wußte, und der sie folglich in seine Gewalt gab.

O, liebe Henriette! fing er seufzend an; eine so glückliche Stunde kommt uns vielleicht nicht so bald wieder.

Uns? dachte sie, ein wenig unzufrieden, und schwieg.

O Gott! seufzte er wieder; wie glücklich könnte ich seyn, wenn Sie . . .— Aber, um des Himmels willen! was ist Ihnen?

Sie hob, um das zu verbergen, was ihr war, geschwind die Augen, und traf auf einen so sanften und zärtlichen Blick, daß auch der ihrige, der doch gleichgültig hatte seyn sollen, sanft und zärtlich werden mußte. Er drückte ihre Hand; sie seufzte, und erwiederte den Druck. O Henriette! sagte er nun lauter. Sie rückte, aus Furcht vor seinem Ungestüm, auf ihrem Stuhl ein wenig weiter von ihm ab.

Rudolph aber rückte ihr nach, und legte, mit dem Ausruf: o Henriette! den Arm um ihren Leib.

Lassen Sie uns spielen! sagte sie schnell,

indem sie eine Sonate aufschlug; und er griff sogleich nach seiner Violine. Doch der Vater, der so eben hereintrat, konnte noch bemerken, daß Rudolph neben seiner Tochter gesessen hatte. Henriette spielte rasch, und, wie es schien, ganz ruhig; Rudolph aber hatte den Kopf verloren. Der Vater runzelte die Stirn, warf unruhige Blicke auf Beide, und machte endlich der Stunde dadurch ein Ende, daß er schweigend die Hand auf Rudolphs Violine legte.

Er bemerkte wohl, daß hier etwas vorgegangen seyn mußte, und ging, sobald Rudolph fort war, in ein Nebenzimmer, um zu überlegen, wie er seine Tochter behandeln sollte. Wohl hundert Mal hatte er selbst zu dem Einnehmer gesagt: „Lassen Sie einem Mädchen oder einer Frau nur eine halbe Minute Zeit, sich zu besinnen, so haben Sie verloren!“ Und jetzt ließ er seiner Tochter eine halbe Stunde Zeit, die sie auch wirklich zum Besinnen brauchte. Er examinirte, und Henriette wußte auf jede Frage eine Antwort. Sie und Rudolph waren beim Spie-

len der Sonate nicht zusammen gewesen; darum hatten sie die Takte zählen, und Rudolph sich ein wenig zu ihr bücken müssen.

Er schüttelte den Kopf, und schwieg. Henriette glaubte nun schon, sicher zu seyn: ihr Vater fing aber an, sich zu erkundigen, wie es zugegangen wäre, daß ihn so viele Menschen gerade in dieser Stunde besucht hätten; und nun bekam er zur Antwort: Mamsell Jettchen hat sie alle um diese Zeit her bestellt! — Wohl hundert Mal hatte Bellmann seiner Gattin gesagt: „thu lieber, als sähest und hörtest du nicht, ehe du Henrietten in die Lage bringst, eine Unwahrheit sagen zu müssen. Ein Kind hat immer eine Art von Triumph, wenn es einen Erwachsenen irre machen kann; und diesen Triumph muß es nicht haben.“ Hier handelte er aber völlig gegen seine eigene Regel. Henriette erzählte auf Befragen mehr, als er wissen wollte. Ich habe die Leute zu Ihnen bestellt, weil ich mit Rudolph allein zu seyn wünschte. Es ist nur Schade, daß ich es sagen muß. Ich wollte zu Ihrem Geburtstage ein Concert einspielen.

Sie zeigte dem Vater das Concert, und sagte, daß er sie dabei überrascht habe, und daß sie eben dadurch in Verwirrung gerathen sey. Er sah sie mißtrauisch an, äußerte seinen Verdacht sogar ausdrücklich, und gab ihr zu verstehen, daß er Rudolphen selbst befragen werde. Sie gerieth in Angst, und hätte beinahe alles gestanden. Doch — so eben kam der Tanzmeister, ihren Vater zu besuchen, und bei einem Glase Johannisbeerwein sich über die Tänze der Griechen belehren zu lassen. Henriette ging nun in ihr Zimmer, schrieb ein kleines Billet an Rudolph, und wußte es dem Tanzmeister, als er wieder ging, recht fein in die Hand zu stecken. — Das unbesonnene Mädchen!

Der Tanzmeister öffnete das nur zusammengeschlagene Billet, und überlegte nun, ob er von dem Prediger, oder von den jungen Leuten mehr Vortheil zu erwarten hätte; doch sein Hang zu Intriguen gewann den Sieg. Er ging zu Rudolph. Sie hätten schöne Dinge anfangen können!

„Ich? wie so?"

Da hat der junge Herr eine Geliebte, Mamsell Jettchen Bellmann; und anstatt zu spielen, treibt er sonst etwas. Mamsell hat Papa und Mama auf die Seite geschafft. Der Papa überrascht das Pärchen: nicht wahr?

„Was plaudern Sie doch!"

Nun, nun, junger Herr! ich hab' es nicht besser gemacht, als ich noch so ein Flüchtling war. Und Mamsell Jettchen ist schön, wie ein Engel. Hier ist ein Billet; darin steht, wie man den Papa anführen will.

Rudolph las mit Erstaunen, und konnte jetzt nicht länger leugnen. Er gestand dem Tanzmeister offen die Wahrheit, doch mit Reue und Beschämung. – Was in diesem Augenblicke dem unschuldigen Jünglinge das größte Verbrechen war, behandelte der elende Mensch als eine Kleinigkeit. Er scherzte darüber, und gab sehr deutlich zu verstehen: wenn Rudolph sich ihm anvertraue, so solle die Sache bald auf einem bessern Fuße seyn. Wirklich machte der schändliche Verführer

den Jüngling auf einen Augenblick wankend. Als dieser aber allein war, und überdachte, auf welche fürchterliche Dinge der elende Mensch angespielt hatte, da überlief ihn ein Schauder, und er sah mit Zittern den Abgrund, dem er so nahe stand. Schnell, mit dem Muth eines edlen Menschen, war er entschlossen. Er eilte zu Wilhelm, entdeckte ihm alles, und sagte: jetzt, Wilhelm, handle! sey mein Schutzgeist!

Dies bezog sich auf eine Abrede, welche die Jünglinge genommen hatten. Als sie von Sokrates Dämon lasen, wurden sie Beide, doch am meisten Wilhelm, von der Idee ergriffen, und wünschten sich einen solchen Schutzgeist. Auf einmal rief Wilhelm, wie begeistert: ich will dir ein Genius seyn; sey du es mir!

In dieser Stunde der Begeisterung redeten sie mit einander ab, daß jeder von ihnen frei, unabhängig von dem andern, handeln sollte. „Aber," sagte Wilhelm, „bin ich einmal ungewiß, ob etwas, das ich thun will, böse oder gut sey; dann will ich dir sagen:

„Rudolph, handle du für mich! sey mein Schutzgeist!" Sie machten noch mit einander aus, daß der, welcher den andern auffodre, es sich gefallen lassen müsse, wie sein Freund für ihn handle, oder ihm zu handeln befehle. Jetzt war der Fall zum ersten Male da, und das hatte für Beide etwas sehr Feierliches. Wilhelm nahm Henriettens Billet, und sagte: „ich bin dein Schutzgeist! Laß mich handeln!"

Rudolph wollte nach dem Billet greifen; doch schnell zog er die Hand wieder zurück, und sagte mit leiser Stimme: handle! nur schone Henrietten!

„Gewiß!" sagte Wilhelm. „Ich werde alles überlegen." Die beiden Freunde verließen einander besser, edler, tugendhafter, und darum stolzer.

Rudolph begegnete dem Tanzmeister, wendete den Blick von ihm ab, und schämte sich, daß dieser Mensch sein Vertrauter hatte werden können.

10.

Er ist gerettet.

„Sey du mein Schutzgeist!" Diese Worte tönten noch immer laut in Wilhelms Seele. Er las Henriettens Billet zu wiederholten Malen, und seine Phantasie zeigte ihm die Scene, wo Rudolph, von den Empfindungen der Liebe beseligt, neben ihr gesessen hatte, in den glühendsten Farben. Beinahe beneidete er seinen Freund um das Glück, nach welchem auch sein Herz jetzt verlangte; und mitten unter seinen Wünschen, mitten unter den Liebe verlangenden Träumen seiner Phantasie, stand immer das Bild der schönen Henriette in dem Glanze einer ersten Geliebten. Er fühlte gewissermaßen Eifersucht auf den Glücklichen, der, wie er glaubte, schon das Ziel eines Jünglings, die höchste Seligkeit des Lebens, erreicht hatte.

Aber dennoch — Zeichnete nicht Henriette ihn so augenscheinlich, mit einer so feinen,

zarten Achtung aus? war es denn schon völlig gewiß, daß Rudolph von ihr geliebt wurde? Ganz leise regten sich bei ihm die Hoffnungen der Eitelkeit und der Selbstliebe. Wenn nun Rudolphs Umgang mit Henrietten aufhörte? Und hatte er nicht dessen Schicksal in Händen? War er nicht schon vorher fast entschlossen gewesen, dem Vater Einnehmer alles offen zu entdecken, und ihm das Billet zu geben? Ließ sich nicht erwarten, daß der Einnehmer nach seinem offnen Wesen dem Prediger dann sagen würde: so steht es? In diesem Falle hörte Rudolphs Umgang mit Henrietten auf. Er wurde auf eine auswärtige Schule geschickt; und sie — hier klopfte sein Herz vor Ahnung, doch auch vor Unzufriedenheit mit sich selbst — sie blieb in seiner Gesellschaft.

Dies alles fuhr, schnell wie ein Blitz, durch seine Seele. Doch fast noch in demselben Augenblicke streckte er die Hände mit dem Billet nach der Gegend hin, wo Rudolph wohnte, zerriß das Billet langsam, und sagte dabei: „was auch daraus werden

mag — Niemand soll etwas erfahren, und dieses Herz soll schweigen."

Er wendete sich mit heiteren Augen um, und — stand vor dem Einnehmer und dem Lieutenant, welche durch die offne Thür herein getreten waren und ihn sehr befremdet ansahen.

„Bursche," sagte der Einnehmer, „ich glaube, du treibst üble Dinge. Was wäre denn das, was weder ich, noch mein guter Bruder erfahren dürfte? Und dein Herz? Was enthielt das Billet? Von wem war es? ... Du siehst mich zwar mit hellen, unschuldigen Augen an, Wilhelm; aber ..."

Eben um dieser Augen willen, Bruder, glaube ich, daß wir ihn bei einer guten Handlung antreffen, sagte der Lieutenant.

„Bei einer edelmüthigen, bei einer kräftigen, das will ich gelten lassen; einem jungen Menschen in Wilhelms Jahren scheint alles gut, was groß ist, was Stärke erfodert. Aber bei einer guten? Nimmermehr! Was wäre sonst daran zu verschweigen?" — Der Einnehmer bückte sich, um die Stücke des Bil-

lets aufzuheben. Wilhelm aber setzte mit ungewissen Blicken einen Fuß darauf. „Sieh nur das Gesicht, Bruder!" fuhr der Einnehmer fort, als er sich wieder aufrichtete. „Sagst du noch: bei einer guten?"

Ja! Denn so, mit solchen frohen, glänzenden Augen steht kein Mensch da, der etwas Böses auf dem Herzen hat.

„Aber wohl etwas Böses unter den Füßen!"

Wilhelm, gieb mir das Billet da von der Erde! sagte der Lieutenant.

Wilhelm nahm die Stücke auf, reichte sie ihm hin, sagte aber ängstlich: es betrifft nicht mich, Vater; und so werden Sie es nicht lesen. Ich habe mein Wort darauf gegeben.

Ich lese es nicht, erwiederte der Lieutenant.

„Ich aber will es lesen!" rief der Einnehmer ungeduldig. „Was für Geheimnisse kann ein solcher junger Mensch haben? Ich will es lesen. Er soll es mir selbst geben. Es steckt etwas dahinter. Sieh ihn nur an, Bruder!"

Bruder, hatten nicht auch wir unsre kindischen Geheimnisse? Durfte ein Mensch wissen, wie sehr wir einander liebten? — Das sagte der Lieutenant sehr zärtlich, und dann gab er dem Einnehmer die Stücke. Dieser riß sie in noch kleinere, und sagte dabei: „ich glaube, wir machen Beide einen dummen Streich; denn sein Ausdruck: mein Herz soll schweigen, setzt Dinge voraus, die in seinen Jahren . . . Wenn doch der Tanzmeister . . .! Ich wünschte, — denn feigherziger kann schwerlich ein Mensch seyn, als dieser — ich wünschte, es sagte ihm jemand: ich wollte ihn todt schießen, oder du. Der Kerl hat immer an den Mädchen zu rücken und zu halten. Das sehen die jungen Bursche, und das thut nicht gut. Es ist ein Schurke, Bruder.

Auf sein Gesicht hin, lieber Bruder? Und läge dir das Leben eines Menschen vor Augen: möchtest du auf sein Leben hin ein so hartes Urtheil über ihn sprechen?

„Auf das Leben hin nicht. Aber auf das Gesicht? Ja! Ein ehrlicher Mann kann ein-

mal zu einer Handlung kommen, die nichts taugt; aber zu einem schurkischen Gesichte kommt man nur durch viele schurkische Handlungen. Denn sieh! . . ." — Er suchte nur, nach seiner Gewohnheit, wahrscheinlich zu machen, was er selbst nicht glaubte. Doch mitten in seiner Rede unterbrach ihn der Lieutenant mit dem Worte: Alter! Alter! (So erinnerte er seinen Bruder öfters, wenn dieser etwas behauptete, das ihm hart oder grausam schien.) „Es giebt freilich Ausnahmen," fuhr der Einnehmer in einem milderen Tone fort; „aber, Bruder, an einer Münze, die so ganz eigentlich der Teufel ausgeprägt hat, ist doch Bild und Ueberschrift kenntlich."

Gott Lob! ich habe nie eine solche Münze gesehen, und auch du, denke ich, nicht. Der Tanzmeister, Bruder, . . .

. . . ist ein Schurke! fiel Wilhelm ein. Wie der Vater sagt: der Teufel hat ihm das Herz ausgeprägt.

„Nun, siehst du?" sagte der Einnehmer. „Wir werden etwas hören! Und so schlimm

wird es doch wohl nicht seyn, daß ich nicht sagen könnte: ich freue mich, Bruder, daß du mir endlich einmal glauben mußt! . . . Rede, Wilhelm! was weißt du?"

Wilhelm schwieg, und zog nur die Stirn zusammen, weil er nicht sagen konnte, was er wußte. Ein Schurke ist er, lieber Vater Lieutenant. Das bewies eben dies Billet.

„Und sein Gesicht, Bruder, und seine knackenden Kinnladen. Mir fallen dabei immer die Krokodille ein: die machen es fast eben so, wenn sie angreifen wollen. So oft ich ihm ernst und starr in's Gesicht sehe, steht er wie ein armer Sünder da, dem sein Todesurtheil verlesen wird. Es kostet ihm große Mühe, sein böses Gewissen hinter dem freundlich grinsenden Gesichte zu verbergen."

Nun Wilhelm, so rede! Warum ist er ein Schurke? was hat er gemacht?

Wilhelm besann sich ein wenig. Dann antwortete er: aber Sie müssen nicht fragen, wer, oder was! ... Dieser Tanzmeister wollte ein reines, unschuldiges Herz verführen.

„Sieh, Bruder Lieutenant, da hast du den Kuppler mit seinen fünf Positionen, und mit der quikenden, zitternden Stimme, die noch falscher klingt, als seine kleine Geige! ... Nun, Wilhelm, auf wen war es denn mit der Verführung abgesehen?"

Sie wollten ja nicht fragen, lieber Vater! ... Wenn Sie erlauben, so werde ich ihm sagen, Sie würden ihn todtschießen.

„Bist du unklug? ... Fort soll er, das ist gewiß; aber ich will ihm wohl aufsagen."

Wilhelm kämpfte mit sich selbst. Er muß noch heute fort! sagte er dann schnell; sonst könnte er ein Unheil anrichten.

„Hm!" meinte der Einnehmer: „der Probe wegen, Bruder Lieutenant, ob er wirklich so feig ist, wie ich glaube, könnten wir es wohl zugeben. Es ist ein Seelen-Experiment."

Alter! sagte der Lieutenant, und ging. Wilhelm bat den Einnehmer so lange, bis er Erlaubniß bekam: denn er fürchtete, der Tanzmeister möchte seinen Freund noch bei dem Prediger verrathen. —

Was haben Sie gemacht? sagte Wilhelm mit ängstlichen Mienen zu dem Tanzmeister. Rudolph hat meinem Vater, dem Einnehmer, ein Billet gezeigt, das er, wie ich hörte, durch Sie bekommen haben will. Mein Vater schrieb an den Prediger; und als die Antwort kam, gerieth er in den heftigsten Zorn, so daß er ganz außer sich war. Ich rathe Ihnen, kommen Sie ihm nicht vor die Augen, und sorgen Sie für Ihre Sicherheit! Er lud eine Pistole, und schwor . . .

Der Tanzmeister unterbrach ihn zitternd: schaffen Sie mir nur heimlich meinen Ueberrock aus Ihrem Hause!

Wilhelm holte den Rock. Sobald der Tanzmeister diesen hatte, schlich er durch die engsten Gassen zum Thore hinaus, und eilte durch Seitenwege auf die Stadt zu, in der er wohnte. Als er nichts mehr befürchten zu dürfen glaubte, sah er nach dem Städtchen zurück, verwünschte Rudolphen, Henrietten, den Einnehmer, und schwor ihnen mit Zähneknirschen Rache.

11.

Das Herz entwickelt sich.

Der Prediger Bellmann schien sich bei der Erklärung seiner Tochter zu beruhigen; doch vor sich schüttelte er noch immer den Kopf, da er gar zu deutlich gesehen hatte. Die Musikstunde sollte ein Ende haben; und auch die Tanzstunde hätte seine Tochter wohl aufgeben sollen, weil er fühlte, daß auch die ihr gefährlich seyn konnte: doch das Verlangen, ihr alle Vorzüge der sorgfältigsten Erziehung zu verschaffen, behielt die Oberhand. Er sprach nun wieder unter vier Augen mit Jettchen, erklärte ihr in der besten Ordnung das ganze Kapitel von der Liebe, zeigte ihr, wie diese Leidenschaft entstehe und wie wenig sie bedeute, wie sie aber das Herz manches jungen Mädchens so sehr täusche, eben weil es das Wesen derselben nicht kenne. „In der That, Henriette," so schloß er seine Rede, „es wäre eine Schande für dich, wenn dir dieses

leichte Spiel des jugendlichen Herzens jemals mehr seyn sollte, als ein Spiel. Du kennst nun diese Leidenschaft, die nur dann gefährlich ist, wenn sie nicht näher betrachtet wird, die aber den Augenblick verschwindet, wenn man sie mit dem Lichte der Vernunft beleuchtet. Ich habe dir eine Erziehung gegeben, wie sie vielleicht sehr wenige Mädchen bekommen; und, mein Kind, du hast Geist genug, um völlig sicher mit dieser gefährlichen Leidenschaft spielen zu können. Bei deinen Vorzügen bist du nicht dazu bestimmt, einmal die Frau eines armen, unbedeutenden Mannes zu werden. Du hast ein Recht zu größern Hoffnungen, wenn du dich nur früh gewöhnst, dein Herz zu beobachten, und es nach den Regeln der Klugheit und Sittlichkeit zu beherrschen."

Es war Henrietten sehr schmeichelhaft, daß ihr Vater ihr zutrauete, sie könne mit dieser furchtbaren Leidenschaft spielen. Sie verglich aber seine Schilderung von der Liebe und den Wirkungen derselben mit ihren eigenen Empfindungen, und fand nun, was sie, weil

er übertrieben hatte, finden mußte: daß sie Rudolphen gar nicht liebe.

Auch die Hoffnungen, welche der Vater ihr zu einer glänzenden Verbindung gemacht hatte, beschäftigten ihre Phantasie. „Meine Talente, mein Geist!“ dachte sie mit großer Eitelkeit, und in ihrem Kopfe entstand nun ein verwirrtes Gemisch von Ideen, Planen und Wünschen, die den natürlichen Empfindungen ihres Herzens widersprachen. „Mit der Leidenschaft spielen:“ dieser Gedanke schien ihr Herz und Kopf zu vereinigen; denn er erlaubte ihr die Liebe, brachte sie aber unter das Scepter der Vernunft. Mit großem Wohlgefallen dachte sie, obgleich nicht deutlich, an Rudolphs Liebe für sie, doch fast mit noch größerem an ihres Vaters Plane für ihren künftigen Glanz; und so waren denn Herz und Kopf bei ihr ohne Aufhören uneins. Sie ließ sich von dem Strome ihrer jedesmaligen Empfindung treiben, und machte daher gar keinen Plan; oder vielmehr machte sie halb und halb den, ihren Umgang mit Rudolph aufzugeben.

Dieses Schwanken, diese Zweideutigkeit ihres Herzens war offenbar eine Folge von dem Unterricht ihres Vaters. Doch wer möchte diesen so geradezu tadeln? Ist das Herz eines Mädchens erst erwacht, dann muß fast alles, was ein Vater dazu sagen kann, ein wenig verkehrt seyn. Läßt er der Liebe die göttliche Gestalt, womit seine Tochter sie ausgestattet hat, so ist es hart, zu fodern, daß sie dieses Geschenk des Himmels hassen soll. Macht er die Liebe zu einer Geburt der Eitelkeit und der Sinne, so steht er in Gefahr, das Herz auf den lockenden Weg des Leichtsinns und einer Art von Buhlerei zu führen. Bellmann glaubte gethan zu haben, was er thun müßte, und dachte mit keinem Gedanken daran, daß Henriette seinen Ausdruck: „mit der Leidenschaft spielen," ganz anders erklären könnte, als er selbst ihn verstand. Er setzte seine Unterredungen mit ihr fort, ohne zu bemerken, daß er ihr in den Regeln, wie sie die Liebe vermeiden könne, ein vollständiges System der feinsten Koketterie gab. Freilich redete er von der Liebe im Allgemeinen;

Henriette aber wendete alles auf den Fall an, in welchem sie war, und dachte sich bei dem Worte Liebe nur den Liebhaber. Der Vater merkte zuweilen, daß so etwas in dem Kopfe seiner Tochter vorgehen könnte, und fing an einzuschränken und Ausnahmen zu machen. Er suchte die Lehren, welche Henrietten antreiben sollten, ihre Hand einmal einem reichen und vornehmen Manne zu geben, mit der Moral zu vereinigen; diese Absicht konnte er aber freilich nicht erreichen. Ihm selbst entging das Schwankende seines Unterrichtes nicht; indeß da Henriette ihm keine Einwürfe machte, und, wenn er fragte, richtig wiederholte, was er gesagt hatte, so wurde er ganz ruhig.

Henrietten fiel es auf, daß ihr Vater die Fortsetzung der Musikstunden mit Rudolphen untersagte; und auch das schnelle Abbrechen des Unterrichts im Tanzen schrieb sie ihm zu. Er hatte doch so viel Vertrauen gegen sie geäußert; woher nun dieses Mißtrauen! Der Triumph, den er ihr durch sein Lob gegeben hatte, war geschmälert. Er

behandelte

behandelte sie jetzt wieder als ein Kind, und sie war doch entschlossen gewesen, sich als ein erwachsenes, verständiges Frauenzimmer zu betragen. Sie hatte sich darauf gefreuet, ihm zu zeigen, daß sie sein Vertrauen verdiene; und jetzt? Die Gelegenheit zu jedem Triumphe war ihr genommen. — Der Vater hatte in den Unterredungen mit ihr auch sehr viel darüber gesprochen, daß Zwang nur ein Mittel für unvernünftige Kinder sey, und daß die Kinder so gut Rechte hätten, wie die Eltern, (was er nie zu sagen unterließ, um seine Toleranz zu erweisen). Nun hielt sie also sein Benehmen für falsch, für grausam, und fing an, die Waffen, die er sie kennen gelehrt hatte, gegen ihn selbst zu gebrauchen.

Der Vater sagte ihr zwar, der Einnehmer habe den Tanzmeister abgeschafft; das hielt sie aber für eine Fabel, und fand sich dadurch noch mehr beleidigt, daß er sie für so einfältig halten konnte. Durch gänzliches Vertrauen würde ihr Vater sie, bei ihrer Lenksamkeit und ihrem Verstande, wahrschein-

lich wieder auf den richtigen Weg geleitet haben. Halbes Vertrauen, das man Kindern so gewöhnlich zeigt, ist übler, als gänzliches Mißtrauen; sie werden darüber erbittert, daß man sie betriegen will, und setzen der Falschheit dann Falschheit entgegen.

Diese Waffen gebrauchte Henriette indeß nicht; sie verhehlte nur, daß sie beleidigt zu seyn glaubte. Nie erwähnte sie der Musikstunde und eben so wenig des Tanzmeisters. Sie spielte sogar das Klavier mit dem vorigen Eifer, der aber jetzt nur erkünstelt war. Von Rudolph sprach sie gar nicht, oder, wenn sie es ja thun mußte, mit einer kalten Nachlässigkeit; und selbst die günstigsten Gelegenheiten, ihn zu sehen oder zu sprechen, benutzte sie niemals. Durch das alles wollte sie ihrem Vater zeigen, daß seine Vorsichtsmaßregeln unnöthig gewesen wären. Dessen ungeachtet war ihr aber Rudolph noch gar nicht gleichgültig; sie sehnte sich nach seiner Gesellschaft, und fühlte, daß ihr mit ihm die Freude ihres Lebens geraubt war. Wirklich wäre sie über ihren Vater weniger

mißvergnügt gewesen, wenn er sie nur nicht so gänzlich von ihrem Freunde getrennt hätte.

Aber noch weit mißvergnügter war sie über Rudolphen selbst, weil er gar nichts mehr von sich hören ließ, und auch nicht den mindesten Versuch machte, sie nur einmal zu sehen. Selbst da, wo sie ihn mit Zuversicht zu finden hoffte, war er nicht. Wie konnte sie ihm das verzeihen, wenn sie auch entschlossen war, den Rath ihres Vaters zu befolgen! – Nach vier Wochen hatte ihr Vater ihre ganze Liebe wieder, und der Gegenstand ihres Unmuthes war nur Rudolph. Sie wünschte sich jetzt eine Gelegenheit, ihn zu sehen, damit sie ihn dann sehr nachlässig behandeln könnte; doch eine solche Gelegenheit fand sich nicht. —

Wilhelm war durch die Geschichte seines Freundes zu Betrachtungen gekommen, die dessen Liebe eben nicht das Wort redeten. Er bat den alten Büchling um den Schlüssel zu dem Monumente der Gräfin Elsbeth, das er einmal wieder zu sehen wünschte, und ging

mit Rudolph dahin. „Daß sich Henriette,“ sagte er zu seinem Freunde, „mit dem niedrigen Menschen einließ, rührt von dem Heimlichthun, dem Verbergen, dem Verstekken her, das, du magst entschuldigen, so viel du willst, nicht recht ist.“

Wie sollte ich es aber machen? fragte Rudolph. Der Vater ist ein stolzer Mann, dem ich und du mit unsern Herzen zu gering sind.

„Hm!“ erwiederte Wilhelm mit einem Blick und Wink auf die Abbildung der Gräfin Elsbeth: „diese Frau schwieg und starb.“

Wenn sie jemals gelebt hat, Wilhelm! sagte Rudolph ein wenig spöttisch.

„Gelebt oder nicht; ich dächte, das wäre einerlei! antwortete Wilhelm unmuthig. „Sie kann gelebt und so gehandelt haben: das muß dir und mir genug seyn. Man kann lieben und schweigen: das glaub' ich; — das fühl' ich!“ setzte er bedeutend hinzu.

Alle seine Streitigkeiten endigte Wilhelm so: „wer sterben kann, dem ist nichts zu schwer!“ und dagegen ließ er keinen Einwurf gelten, den der weichere Rudolph machen

wollte. Er betrachtete nun Bellmanns Rechte über seine Tochter, und Rudolphs Verbergen seiner Liebe. Am Ende behauptete er geradezu: Rudolph dürfe Henrietten, ohne Wissen ihres Vaters, nie sehen und sprechen. Dagegen lehnte sich Rudolphs ganzes Herz auf, und sein Kopf noch mehr. „Hältst du," fragte Wilhelm, „den Einnehmer und den Lieutenant für kluge, edle, gute Männer? Wollen wir ihnen die Sache vortragen, wie ich es an dem Tage, da du in Noth warst, beinahe gethan hätte? Du sollst hören, daß sie eben der Meinung seyn werden, wie ich."

Freilich! sagte Rudolph langsam. Was soll ich denn aber thun? Was **kann** ich thun, lieber Wilhelm?

„Schweigen; arbeiten; dich empor schwingen! und dann! dann!"

Und wenn unterdeß ...? fragte Rudolph betrübt.

„Sag Henrietten bei der ersten Gelegenheit, daß du sie liebst, und daß du so handeln willst; doch ihr Vater muß es wissen!"

Rudolph schüttelte den Kopf; aber dennoch

ergriff die Idee: arbeiten, sich empor schwingen! seine Phantasie mit neuer Stärke. Er sprang auf, und rief: ich will schweigen, wie dieses Monument! arbeiten! und dann, Wilhelm! dann! — Jetzt war ihm das große Opfer zu schweigen, nicht groß genug; er hätte gern ein noch größeres gebracht. — Welcher stolzen Entschlüsse ist die heiße Seele eines Jünglings nicht fähig! Welche Opfer glaubt sie nicht bringen zu können!

Rudolph blieb von nun an fast immer zu Hause, und selbst, wenn er einmal seinen Wilhelm besuchte, setzte er sich mit dem zum Arbeiten nieder. Er sah Henrietten nicht, ja, er vermied, so viel als möglich, das Haus, worin sie wohnte. Nur Einmal wöchentlich, wenn seine Mutter die Kirche reinigen ließ, stieg er heimlich auf den Thurm, und sah hinunter nach dem Fenster, an welchem Henriette bei ihrer Arbeit saß. So oft er das that, ermattete sein Vorsatz zu schweigen ein wenig, bis Wilhelm ihm durch seinen Enthusiasmus neue Stärke gab.

Alles wäre beinahe wieder in ein ruhiges

Geleise zurückgekehrt: Henriette dachte nicht mehr an ihres Vaters Benehmen gegen sie; ihr Unmuth wurde mit der Sehnsucht nach Rudolph geringer, und dieser vergaß schon einmal, an dem gewöhnlichen Tage auf den Kirchthurm zu steigen; doch ein kleiner Umstand erweckte die sterbende Flamme wieder. Der Einnehmer hatte seit dem Vorfalle mit dem Billet seinen Wilhelm nicht aus den Augen gelassen, und nun bemerkte er Dinge an ihm, die eigentlich immer so gewesen waren, die er aber nicht gesehen hatte, weil ihn, wie gewöhnlich, irgend eine Idee fast ausschließend beschäftigte. „Mein Herz soll schweigen!" diese Worte hörte er Wilhelm noch immer sagen; und er wußte sie sich nicht anders zu erklären, als daß der junge Mensch schon lieben müsse. Ob er nun gleich nicht sah, daß Wilhelm irgend ein Mädchen im Orte auszeichnete, so blieb er doch bei seinem Glauben, und sagte dem Lieutenant, was er vermuthete.

Der Lieutenant erwiederte treuherzig: Willm ist ja kaum aus den Kinderschuhen! Ich glaube das nicht.

„Man kann in Kinderschuhen auf Freiersfüßen gehen, Bruder. Das Herz darf nur einen Ton von dem Brutgesange der Nachtigall hören, und es singt dir das ganze Lied. Unglücklicher Weise glauben die meisten Eltern, das Herz fange nicht eher an zu schlagen, als wenn das Consistorium die Ehe erlaubt. Ich wollte Tausend gegen Eins wetten, daß manches Mädchen mit der Puppe auf dem Arme an etwas ganz Anderes denkt, als an die Puppe."

Diese Ideen, auf welche der Lieutenant gar nicht achtete, fielen dem Einnehmer wieder ein, als er den Prediger eines Abends besuchte. Da dieser gewöhnlich in den Tanzstunden zugesehen hatte, so fragte ihn der Einnehmer in Henriettens Gegenwart: „haben Sie nicht bemerkt, welchem Mädchen mein Wilhelm den Vorzug gab? Denn," fuhr er fort; und nun erzählte er den Vorfall mit dem Billet, Wilhelms Aeußerung, und die Folge davon, das Wegjagen des Tanzmeisters. Der Prediger lächelte, weil es ihm willkommen war, endlich einmal sein

Herz über des Einnehmers verkehrte Erziehungs-Methode ausschütten zu können. Das that er wirklich; er prophezeiete: Wilhelms so sehr gereitzte Phantasie, und sein Herz voll weicher Gefühle, dem man kein Gegengewicht an einem ruhigen Verstande gegeben habe, werde ihm noch tausend Verdruß machen, sobald er in die Welt trete; ja, er stehe vielleicht schon jetzt am Rande eines Abgrundes.

Der Einnehmer schwieg hier zum ersten Male betroffen still; denn die Rede war von dem Glücke seines geliebten Sohnes, und er konnte nicht leugnen, daß dessen Herz und Phantasie alles mit zu großer Gewalt ergriffen. „Was ist aber jetzt zu thun, lieber Freund?" fragte er kleinlaut: „wie läßt sich die Flamme mäßigen, ohne daß sie erstickt wird? Denn ein warmes Herz muß er behalten, und sollte es ihn auch von Zeit zu Zeit einmal schmerzen."

Es war dem Prediger noch nie begegnet, so von dem Einnehmer um Rath gefragt zu werden. Er hielt nun eine lange Rede über

das Thema, wie schnell das Herz eines Kindes erwachen könne, und daß selbst das Herz eines sehr vorsichtig erzogenen noch immer in Gefahr sey, sich zu verirren. Man kann indeß, setzte er triumphirend hinzu, sehr leicht Herr eines Kindes werden, wenn man nur ein wenig aufmerkt.

„Hm!" sagte der Einnehmer ernst; „das scheint mir doch nicht so, lieber Herr Prediger. Mein seliger Vater war ein Ehrenmann, der einen guten Kopf und sehr helle Augen hatte; aber in dem Punkte, von dem wir jetzt sprechen, war ich ihm doch zu klug. Ich schäme mich nicht, Ihnen zu sagen, daß ich in der Jugend Aehnlichkeit mit meinem Wilhelm hatte: ein früh und stark fühlendes Herz. Mein Vater merkte freilich mit unter, daß ich ihm zu Kopfe gewachsen war, und legte den jungen Löwen an Ketten. Ich ließ mich auch anlegen, machte es aber wie jener Fuchs, der bei Tage an der Kette lag, und sie des Nachts wohl abzustreifen wußte. Bei dem Allen hab' ich indeß, Gott Lob! nie etwas gethan, dessen ich mich zu schämen hätte."

Bellmann erwiederte lächelnd: nichts leichter, als einem Kinde feste Ketten anzulegen.

„Das möchte ich doch hören!" erwiederte der Einnehmer.

Jener wollte sich in einem Beispiele erklären. Ehe er anfing, warf er einen Blick auf Henrietten, die aber sehr vertieft bei einem Buche saß, aus welchem sie übersetzte. Auch der Einnehmer winkte ein Paarmal auf sie hin; doch sie war augenscheinlich so beschäftigt, daß die Herren nur ein wenig leise sprechen durften, um gar nicht von ihr bemerkt zu werden. Ihr Vater erzählte nun, doch ohne sie zu nennen, ihre eigne kleine Geschichte und sein Benehmen dabei.

„Das müßte doch," hob der Einnehmer an, „ein sehr einfältiges Gänschen seyn, welches nichts davon merkte, wenn man ihr das Seil um den Hals würfe!"

Je mehr der Einnehmer widersprach, desto hitziger wurde der Prediger. Er winkte zuletzt auf Henrietten hin, und flisterte noch leiser: auch d i e da war in diesem Punkte einmal auf Abwege gerathen.

„Nun vollends die!" erwiederte der Einnehmer, den Kopf schüttelnd; „die sieht mir gerade so aus, als ließe sie sich betriegen!"

Sie glauben nicht, wie einfältig auch die klügsten Kinder in gewissen Stücken sind! — Und nun flisterte er dem Einnehmer etwas ins Ohr. Henriette warf das Lexikon auf den Boden, um eine kleine Röthe des Zorns zu verbergen, die auf ihren Wangen brannte; denn jetzt sagte ihr Vater geradezu, daß er ihre Geschichte erzählt habe. Der Einnehmer lachte. Sie mußte hinausgehen, um ihren Verdruß nicht merken zu lassen.

Es war ihr kein Wort von der ganzen Unterredung der beiden Herren entgangen, und sie hatte zweierlei darin sehr merkwürdig gefunden: daß Wilhelm liebte, und daß sie ein so einfältiges Gänschen seyn sollte. Beides ging ihr wirbelnd durch den Kopf, als sie im Garten auf und nieder lief. Welches Mädchen könnte Wilhelm wohl lieben? Was war das für ein Billet, das der Einnehmer geradezu ein Liebesbillet nannte? Warum

hatte man denn eigentlich den Tanzmeister weggejagt? wegen des Billets? — Warum mußte Wilhelm seine Liebe verschweigen? In den Tanzstunden hatte er kein anderes Mädchen angesehen, als nur sie. Noch jetzt sah sie ihn ja, wie er da in der Ecke stand, die brennenden Blicke auf sie heftete, sich ihr mit scheuer Ehrfurcht näherte, und ihr die größte Achtung zeigte, so oft sie mit ihm redete. Sie konnte unmöglich zweifeln, daß Wilhelm sie heimlich, mit stiller Ehrfurcht, liebte. Und das Billet? — Sie setzte sich einen Roman zusammen, aus dem es sich auch erklären ließ, warum Rudolph sie so ganz versäumte: er scheuete sich vor Wilhelms Eifersucht, und so weiter.

Es war ein nicht geringer Triumph ihrer weiblichen Eitelkeit, daß sie jetzt für drei Häuser eine sehr wichtige Person wurde. Doch mitten unter ihren angenehmen Empfindungen regte sich bei ihr immer wieder der Gedanke an das einfältige Gänschen, mit dem der Vater machte, was ihm beliebte. Sie fühlte große Lust, ihm zu beweisen, daß sie

gar nicht so leicht zu überlisten wäre. Nicht, um schon wirklich etwas zu thun, sondern nur um sich selbst zu überzeugen, daß ihr Vater Unrecht habe, sann sie auf Mittel, ohne sein Wissen Rudolphen in Sicherheit zu sprechen und ihren Umgang mit ihm fortzusetzen. Sie fand auf einmal zehn für Eins. Sonntags, wenn ihre Eltern in der Kirche waren, brauchte sie ja nur das Gartenhaus von innen zu öffnen. Wer konnte Rudolphen sehen, wenn er von der Gasse hinein schlüpfte, da gegenüber nur die Amtsscheune lag und alle Leute in der Kirche waren? Zog sie den Schlüssel wieder ab, so war sie völlig sicher. Warum konnte er sie nicht bei einem Spaziergange im Birkenwäldchen finden, das Niemand besuchte, und das inwendig so dicht war? Was hinderte sie, ihn wöchentlich zweimal bei der alten Mutter ihrer Magd zu sprechen, zu der sie mit Vorwissen ihres Vaters öfters hinging, um ihr kleine Wohlthaten zu bringen? Sprach denn nicht die Magd jeden Abend, ohne daß es jemand wußte, ihren Liebhaber, einen Be-

dienten vom Amte? Und hatte nicht die Magd sie beinahe fußfällig gebeten, nicht zu verrathen, was sie einmal durch eine Ueberraschung entdeckte? Konnte ihr Vater sie hindern, zu dem Syndikus zu gehen, wo Rudolph zuweilen in kleinen Concerten spielte? Ging denn nicht ihr Vater jeden Abend um zehn Uhr zu Bette? Und ließ er sie nicht an warmen Abenden bis elf Uhr ruhig vor der Thüre sitzen? Konnte sie Rudolphen nicht jeden Abend von neun Uhr an in ihrem Garten sprechen, da ihr hypochondrischer Vater, aus Furcht sich zu erkälten, nach acht Uhr nie wieder hinein ging? Konnte sie ihm nicht durch eine Arie, die sie im Garten auf der Harfe spielte, (was sie schon jetzt auf Verlangen ihres Vaters that) ein Zeichen geben, daß sie allein wäre?

Sie lächelte, als sie auf einmal so viele Mittel sah, unter denen sie nur zu wählen brauchte. Aber, dachte sie, ich will nicht! Freilich, wenn ich wollte: wer könnte mich hindern! — Mitten unter diesen Betrachtungen regte sich bei ihr doch das Verlangen,

Rudolphen wenigstens Einmal wiederzusehen, nur aus Neugierde, was für ein Gesicht er wohl machen würde. Außerdem wünschte sie auch etwas Näheres über das Billet und über Wilhelms Ausruf: „mein Herz soll schweigen!“ zu erfahren; und nun ging sie, als sie die Tochter des Syndikus besuchen wollte, bei des Cantors Wohnung vorüber, was sie seit mehreren Wochen nicht gethan hatte.

Daß sie bei Rudolphs Mutter, welche gerade Lindenblüthe zum Thee pflückte, stehen blieb, war natürlich, weil sie an den Wunsch ihres Vaters, auch etwas Lindenblüthe zu haben, dachte; daß nun Rudolphs Mutter auf einen Stuhl trat, um aus den höheren Zweigen pflücken zu können, und daß Henriette den Stuhl halten mußte, war eben so natürlich. Ganz starr sah sie in die Linde, und auf die geschäftigen Hände, die nur wenig Blüthe erreichen konnten. Doch ihre ganze Seele war mit den Tönen beschäftigt, die Rudolph in dem oberen Zimmer aus seiner Violine hervorlockte. Er phantasierte bald in wilden Dissonanzen, bald in den lieblich-

sten

sten Melodieen. Auf einmal fing er an mit seiner schönen Tenorstimme zu singen:

Sie vergessen, die ich liebe? —
Nein! vergebens wollt ihr das! —
Auch den Tod für sie erdulden,
Mich für sie in Flammen stürzen,
Alles wollt' ich gern für sie! —
Doch vergessen? sie vergessen? —
Das allein vermag ich nicht!

Hören Sie, sagte die Mutter leise zu Henrietten: jetzt hat mein Rudolph wieder seine poetische Stunde. Er macht die Verse selbst, und ohne darauf zu sinnen. Glauben Sie wohl, Mamsell Jettchen, daß ihm oft die Augen dabei naß werden? — Rudolph fuhr klagend fort:

Ach! man hat sie mir entrissen!
Meines Lebens ganze Freude,
Meine Seligkeit ist hin! —
Nehmt mir alles: Freiheit, Leben;
Lasset mir nur meine Liebe! —
Sie vergessen? sie vergessen?
Das allein vermag ich nicht.

Und nun folgte ein Nachspiel, dessen

wehmüthige Töne sogar die Mutter rührten: um wie viel mehr das Mädchen, dem sein Lied galt, und das er nicht vergessen konnte! — Henriette legte eine Hand über die Stirn, um der Mutter die stillen Thränen zu verbergen, die aus ihrem tiefgerührten Herzen hervorströmten. Es kostete ihr Mühe, sich zu fassen, als die Mutter jetzt heruntersteig, ihr die Lindenblüthe zu geben. Sie nahm eine Handvoll, trocknete sich die Augen, und ging, ohne ein Wort zu sagen.

Rudolphs Mutter sah ihr verwundert nach; und als ihr Sohn bald nachher herunter kam, sagte sie ihm: Ihr jungen Leute seid doch wie Schnee! Ein laues Lüftchen kann euch schmelzen. Predigers Jettchen war hier; und die Thränen liefen ihr aus den Augen, als du sangest und spieltest.

Als ich sang und spielte? Und was sagte sie denn? Was wollte sie hier? . . . Thränen? Warum denn?

Warum? Ich sage dir, du sangest; und da . . . Sie ging weg, ohne Abschied zu nehmen, und blickte mit den nassen Augen — es

sah ordentlich schön aus — nach dem Fenster. Aber du singst auch wirklich recht hübsch, lieber Rudolph; das sagt sogar der Herr Prediger.

Die Mutter wußte nicht, daß sie mit ihren Worten eine Flamme in Rudolphs Seele warf. Sie lächelte, als er sehr ungestüm über den Kirchhof wegstürzte, und dachte nur: wie lebhaft das junge Volk ist!

Rudolph eilte, nur bei halbem Bewußtseyn, nach dem Spaziergange, wohin Henriette sonst zuweilen gekommen war, den sie aber jetzt gar nicht mehr besuchte. Als er eben in das dunkle Thal bog, welches von großen Buchen beschattet wurde, begegnete ihm Henriette.

Er erschrak, und hatte nicht den Muth, sie anzureden; sie fühlte ihre Wangen vor Scham darüber glühen, daß er sie hier, so allein, in der schönen Dämmerung antraf. Wahrscheinlich wären Beide schweigend, oder mit einer bloßen Begrüßung, neben einander weg gegangen, wenn der Weg nur breiter gewesen wäre. Rudolph trat in das junge Gebüsch, um Henrietten Platz zu machen.

Sie wollte in einem weiten Kreise schnell um ihn weggehen; da strauchelte aber ihr Fuß an einer Wurzel, und nur so eben konnte Rudolph sie noch in seine Arme auffangen. „Geliebte Henriette!" rief der Jüngling, ohne zu wissen, was er sagte. Dies Wort entschied. Henriette hatte ihn mit einem bloßen Danke verlassen wollen; jetzt aber, als sie ihn anblickte, und Thränen aus seinen Augen dringen sah, füllten sich auch die ihrigen mit Thränen. Er beugte sich über sie herab, und ihre heißen Lippen berührten einander in einem langen, glühenden Kusse. „O, geliebte Henriette!" rief er jetzt noch einmal. Dabei schlang er die Arme dreister um ihren Leib; und so schlugen denn die beiden seligen Herzen an einander. Nur die Augen und die Lippen hatten Thränen und Küsse; die Seelen hoben sich in der höchsten Wonne des Lebens, dem ersten Kusse der Liebe, empor.

Ein naher Schuß und der Schall von Fußtritten weckten Beide aus ihrem Entzükken, und befreieten sie von der Verlegenheit, die sie bald gefühlt haben würden, wenn sie

ungestört geblieben wären. Henriette riß sich aus Rudolphs Armen. „Wo seh' ich Sie wieder, Henriette?" fragte er schnell. — Heute Abend an unserm Gartenhause! gab sie zur Antwort, und eilte nach dem Städtchen. Diese Frage und diese Antwort entriß ihnen Beiden die Ueberraschung. Der blöde Jüngling würde so nicht gefragt, und Henriette so nicht geantwortet haben, wenn sie Zeit gehabt hätten, ein wenig zu überlegen.

Rudolph warf sich auf der Stelle nieder, wo er so glücklich gewesen war, und träumte von der Seligkeit, die ihn am Abend erwartete. Jetzt hatte sich Henriette ihm ganz gegeben, und alle Schwierigkeiten waren in seinen Augen gehoben. Umarmt hatte sie ihn nicht, sondern nur gesagt: am Gartenhause, heute Abend! dies war aber das sicherste Siegel ihrer Liebe. In seligen Träumen lag er da, und sann, was er ihr sagen wollte, sagen müßte, um alle ihre Bedenklichkeiten zu heben. Die Sonne sank ihm heute nicht schnell genug, und als kaum der erste Stern am Himmel schimmerte, schlich er, so unbe-

merkt als möglich, und in einem weiten Umwege, zu Bellmanns Garten.

Henriette kam mit einem flammenden Herzen zu Hause; doch die Lehren ihres Vaters, und das Gefühl der jungfräulichen Würde unterdrückten die Flamme beinahe wieder. Sie ging in das Gartenhaus, dessen Thür sie am Abend öffnen sollte, und legte nachdenkend die Stirn in die Hand. Bald war sie fest entschlossen, nicht aufzuschließen. Mit diesem Entschlusse trat sie an das Schloß, sah es an, und versuchte zitternd, ob es ohne Geräusch zu öffnen wäre. Es ging sehr leicht auf; und dennoch sagte sie, den Kopf schüttelnd: nein; ich darf nicht! Jetzt träumte sie sich aber die Scene im Buchenthale zurück und überdachte, was er ihr wohl sagen könnte, und was sie ihm antworten müßte. Dabei entstand nun in ihrer Seele der gefährliche Zweifel, ob es nicht besser sey, ihn zu sprechen, nur, um ihm zu sagen, daß sie ihn nicht wieder sehen dürfe.

Als es dunkel wurde, ging sie in das Haus zurück; aber — sie setzte sich in das

hintere Zimmer, aus dem sie den Garten über-
sehen konnte. Schon funkelten Sterne am
Himmel, da hörte sie mit Herzklopfen ein
Geräusch, und glaubte zu bemerken, daß zwi-
schen den Haselnußbüschen Rudolphs Kopf
über der Mauer hervorkäme. Sie irrte sich
nicht; er wollte sehen, ob sie im Garten wä-
re. Mit ängstlicher Furcht, daß er entdeckt
werden möchte, ging sie langsam, mit beben-
den Schritten, in den Garten. So wie Ru-
dolph sie erblickte, sprang er von der Mauer
hinunter und war am Gartenhause. Wohl
zehnmal hob sie die Hand, und ließ sie wie-
der sinken; doch endlich schloß sie auf, und
Rudolph trat hinein. Er faßte das zitternde
Mädchen in seine Arme, und drückte einen
glühenden Kuß auf ihre kalten Lippen. Sie
hatte ihm ja die Thür geöffnet; nun war es
gewiß, daß sie ihn liebte. Seine heftige Lei-
denschaft vernichtete ihren Entschluß; sie ließ
sich von ihm umfassen, und vergaß in seinen
Armen alles, nur nicht das Glück ihrer Liebe.
Erst als es Elf schlug, verließen sie einander
mit Herzen voll unaussprechlicher Seligkeit.

Henriette dachte nicht mehr an ihres Vaters Unterricht über die Liebe und an ihre Vorsätze, als sie am folgenden Morgen einen Brief las, den ihr Rudolph in der Nacht geschrieben und sehr fein in ihre Hände zu bringen gewußt hatte. Gestern, im Gartenhause, fühlte sie nur das Glück der Liebe; jetzt bei dem Briefe fühlte sie den Triumph der Weiblichkeit, und sie wußte kaum, was sie glücklicher machte, seine Umarmung, oder sein Brief, in welchem jedes Wort die glühendste Liebe verrieth. Rudolph schrieb ihr darin, was er seit der Trennung von ihr gelitten habe, wie unaussprechlich glücklich, wie selig er seit gestern sey, und wie er sich ihre Hand zu verdienen hoffe. „O!" dachte sie im Lesen hundertmal: „mein Vater kennt die Liebe nicht!" Sie sehnte sich jetzt nach dem Abend, um dem Geliebten das Gartenhaus wieder zu öffnen. Als er sich endlich in ihre Arme geworfen hatte, und der erste Taumel der Leidenschaft vorüber war, sprachen sie ruhig über ihre Lage und über Rudolphs Plan, sich empor zu schwingen. Obgleich Henriette

vorher sonst immer gemeint hatte, daß der Mann, der einmal auf ihre Hand Anspruch machen wolle, vornehm und reich seyn müsse, so fühlte sie jetzt doch zu ihrem Erstaunen, daß sie mit Rudolph lieber in dem engen Cantor-Hause leben würde, als mit einem Andern in dem prächtigsten Pallaste.

12.

Die beiden Väter.

Der Lieutenant kam von der Jagd zurück, und hatte seine Freude über sechs Repphühner, die er mitbrachte, und von denen er zwei dem Prediger Bellmann, ein drittes aber dem alten Büchling schenken wollte. Als er um die Gartenmauer des Predigers bog, sah er, daß Rudolph so eben in die Thür des Gartenhauses schlüpfte. Er stand einen Augenblick vor diesem still, hörte Henriettens Stimme, ging endlich weiter, zu dem Prediger hinein, gab ihm ein Paar Hühner, und blieb, weil Rudolph, den er jeden Augenblick erwartete, seinem Großvater das ihm zugedachte mitnehmen sollte. „Hm!" sagte er endlich; „der Bursche bleibt mir doch zu lange. Ich muß wohl selbst gehen."

Welcher Bursche?

„Rudolph. Er sollte seinem Vater ein Huhn mitnehmen."

Haben Sie ihn denn bestellt?

„Nein; er ging vorhin in Ihr Gartenhäuschen. Jettchen machte ihm auf. Ei nun! junge Leute haben immer etwas mit einander zu plaudern."

Bellmann rief in flammendem Zorne: wie? in das Gartenhaus? Nun, so sey ihnen Gott gnädig! — Mit diesen Worten stürzte er aus dem Zimmer.

Das giebt gewiß ein Unglück! sagte die Predigerin; und sogleich eilte der Lieutenant ohne Hut dem erzürnten Vater nach. Dieser riß die Thür des Gartenhauses auf, und seine Tochter saß mit Rudolph Arm in Arm, ihre Wange an die seinige gelehnt. Die Liebenden sprangen in starrem Schrecken auf. Der Prediger warf nur wüthende Blicke auf den Jüngling, weil er vor Zorn nicht reden konnte. Henrietten faßte er bei der Hand, riß sie weg von der Stelle, wo sie eingewurzelt schien, und schleuderte sie in den Garten; dann stürzte er mit dem Ausruf: Bösewicht! auf Rudolph zu. Der Lieutenant trat verlegen vor ihn hin, um ihn von Gewaltthätigkeiten abzuhalten. Bube! rief Bellmann

noch einmal, im wildesten Zorne. — Geh, geh, mein Sohn! sagte der Lieutenant; und schob Rudolphen, der jetzt in Begriff war zu reden, zur Thür hinaus. Hinter Beiden warf der Prediger die Thür zu, und der Lieutenant war nun ohne Hut mit Rudolph auf der Gasse.

Was ist denn das? fragte der Lieutenant ängstlich.

Nichts! antwortete der Jüngling, in völliger Verzweiflung. Nichts, Herr Lieutenant. Mein Leben verlangt der Tyrann, und das ist mir auch gleichgültig. Aber sagt er dem unschuldigen Jettchen nur Ein hartes Wort, so . . . Ich bin auf alles gefaßt! -

Durch Rudolphs Verzweiflung wurde der Lieutenant noch ängstlicher. Er zog den Jüngling mit sich nach Hause, und sagte ihm unterweges sehr oft: es wird sich ja alles finden. Laß uns nur erst mit meinem Bruder sprechen. Mit diesen Worten führte er den Jüngling zu dem Einnehmer.

„Was habt Ihr?" fragte dieser bestürzt, als er die Angst in seines Bruders Gesichte bemerkte.

Da ist er! da! erwiederte der Lieutenant. Bruder, ich mische mich in den albernen Handel nicht, weder im Guten, noch im Bösen. Rudolph ist freilich ein junger Mensch; doch der Vater bleibt Vater. Und wer weiß, was ich thäte, wenn ich an seiner Stelle wäre. Aber glaube mir, Bruder, ich habe kein Wort davon gewußt; sonst hätte ich lieber zehnmal zu dem Cantor gehen wollen. Wie gesagt, ich mische mich in nichts. Mach du die Sache ab, lieber Bruder.

„So sag mir doch nur erst, welche! . . . Rudolph, wovon ist denn die Rede?"

Der Jüngling hatte in des Einnehmers Gegenwart allen Muth verloren, sogar den Glauben, daß er das Recht auf seiner Seite habe. Ich bin sehr unglücklich! sagte er nur, als der Einnehmer in ihn drang.

Endlich erzählte der Lieutenant, was er wußte. Rudolph stand mit so hochglühenden Wangen da, und der Einnehmer runzelte die Stirn so ernst, daß der Lieutenant eine Apologie des Jünglings versuchte. Bruder, hob er gütig an; du wirst errathen,

worauf es hinausläuft: auf einen Liebeshandel zwischen Jettchen und Rudolph.

„Ja, das merke ich," antwortete der Einnehmer trocken.

Loben will ich es nicht, Bruder; es ist eine große Unbesonnenheit.

„Sich ohne Wissen, und sogar gegen den Willen des Vaters in ein Haus stehlen: Unbesonnenheit? Gegen den Willen des Vaters zu seiner Tochter schleichen, in ihrem Herzen Gehorsam und Liebe zu den Eltern ersticken: das wäre nur Unbesonnenheit? Laß mich jetzt einmal zu dir sagen: Alter! Alter! wo denkst du hin?"

Ich denke an meine Jugendjahre, Bruder; und da habe ich doch wohl Recht.

„Ist etwas von dem, was ich so eben gesagt habe, darin, Bruder Lieutenant? Antworte aufrichtig."

Nein! das nicht! Aber . . . — Hier sah er den Einnehmer zärtlich und ängstlich an.

„Aber? Was? Sprich!"

Der Lieutenant drückte seinem Bruder die

Hand, und sagte leise: in deiner Jugend, Bruder, denke ich, ist vielleicht so etwas.

„Sag das laut, daß der da es hört! Ja, in meiner Jugendgeschichte kommt so etwas vor; und eben darum weiß ich, daß es schlimmer ist, als eine Unbesonnenheit. Ich wußte wohl, was ich that, wußte, daß ich es nicht thun sollte, und that es doch, weil ich zu hochmüthig, zu schwach gegen den Teufel in meinem Fleische war. Laß Rudolphen etwas Besseres sagen, als ich leider sagen kann; es soll mir lieb seyn."

Nein, Bruder, schwach gegen den Teufel warst du nicht. Du rechnetest auf eine bessere Welt, als die ist, worin wir leben.

Recht! das eben war mein Hochmuth. Ich foderte von Gott eine andre Vorsehung, bessere Menschen, und war doch selbst nicht besser. Daß er das Mädchen liebt (wenn er es liebt), mag hingehen. Ich greife Gottes Hand nicht an, die unsere Herzen bildete, Bruder; aber . . . Doch laß ihn reden! Rede, Rudolph, wenn du Zutrauen zu uns hast! Ich in deinen Jahren verschloß

mein Geheimniß in meine Brust, und es lag lange darin, wie ein verzehrendes Gift, bis mein Bruder mir das Gift aus der Wunde sog. Rede, wenn du kannst!

Der Lieutenant faßte Rudolphs Hand mit einem zärtlichen Blicke, und öffnete dadurch des Jünglings Herz. Als dieser kaum die ersten Worte gesagt hatte, unterbach ihn der Einnehmer: „Halt, mein Sohn! Ich fürchte, du wirst das ausschmücken, was du zu gestehen hast. — Willst du aufrichtig seyn."

Ja!

„Weiß Wilhelm etwas davon?"

Ja!

„Alles?"

Nein!

„Ruf ihn, Bruder Lieutenant! Oder schämst du dich vor deinem Freunde?"

Ich bitte, lassen Sie ihn kommen. —

Wilhelm trat an der Hand des Lieutenants in das Zimmer. Der Einnehmer zeigte auf ihn, und sagte: „er soll dein Richter seyn." Dann nahm er des Lieutenants Hand, sagte:

sagte: gute Nacht, und verließ das Zimmer. —

„Was soll ich? was ist dir?" fragte Wilhelm mit einem starren Blick auf seinen Freund. Rudolph bat ihn, mit in den Garten zu gehen. Hier erzählte er seine Begebenheit ganz aufrichtig, und schloß zuletzt: sag deinen Vätern, was du von mir gehört hast. Morgen komme ich zu ihnen.

Am folgenden Morgen erzählte Wilhelm dem Einnehmer und dem Lieutenant, was er wußte. Rudolph kam bald nachher, und bat um eine Unterredung mit Beiden. Wilhelm äußerte den Wunsch, daß sie an dem Monumente der Gräfin Elsbeth gehalten werden möchte, und man ging dahin. Rudolph setzte sich auf die Stufen des Grabmahls, und hob mit Beschämung an: Wilhelm hat mich verurtheilt; denn — sie liebte, schwieg und starb! Die beiden Alten foderten eine Erklärung dieser Worte, und Rudolph erzählte die Geschichte der Gräfin. Der Einnehmer heftete einen ernsten Blick auf Wilhelm. „Das, meinst du also, hätte auch Rudolph thun sol-

len? ... Es ist gut, Wilhelm, wenn ein Jüngling an dem Höchsten, dem Schwersten nicht verzweifelt; und lieben und schweigen, wäre freilich das Größte. Sterben nicht; denn dazu gehört nur ein rasches Gefühl. Aber schweigen! das hieße in jeder Sekunde aufs neue sterben. Und das glaubst du zu können, Wilhelm?"

Wenn ich mein Inneres frage, antwortete Wilhelm, so glaube ich, daß ich es können würde. (Er fühlte mehr; er fühlte, daß er es schon that.)

„Gut, daß dir dein Herz so antwortet! Aber frag Rudolphen, ob ihm sein Herz nicht dasselbe gesagt hat. — Unsere Tugenden, mein Sohn, sind beinahe immer nur tugendhafte Entschlüsse, unsre Fehltritte meistens nur Uebertretungen unserer Vorsätze. Ich glaube, das ist in wenigen Worten die Geschichte Rudolphs, und auch Henriettens. Doch still davon!"

Jetzt faßte er Rudolphs Hand, und machte ihm mit Herzlichkeit Vorstellungen über sein Vergehen. Er griff seine Leidenschaft für Hen-

rietten nicht an, sondern zeigte ihm nur, wie viel edelmüthiger es gewesen wäre, ihr den langen Schmerz zu ersparen, den nun die Liebe ihrem Herzen verursachen werde. Dann fuhr er fort: „auch noch jetzt — oder glaubst du, Rudolph, daß jede Liebe unvergänglich sey, wie es deine eigne dir scheint? — auch noch jetzt kann ihre Liebe sich mildern: sie kann, wenn nicht ganz, doch halb vergessen; und in diesem Falle wird ihr die Liebe werden, was sie dir war, als du liebtest und schwiegst: ein Sporn zu allem Guten, eine freundliche Hoffnung auf die Zukunft, ein schöner Traum vergangener Jahre."

Ach! sagte Rudolph mit Kopfschütteln: wenn Sie wahr prophezeieten, mein väterlicher Freund! wenn die unglückliche Liebe das werden könnte!

Warum nicht? fragte der Lieutenant weichherzig.

Auch eine Liebe, die so glücklich, so selig war, wie die unsrige — auch die?

Auch die, sagte der Lieutenant versichernd; doch sah er dabei seinen Bruder an, als ob er sich bei dem erst Raths erholen wollte.

„Auch die," rief der Einnehmer; „und die noch mehr, als die unerhörte: denn die Sehnsucht wird ihren bitter-süßen Schmerz dazu mischen, die Treue alles lebendig erhalten, und großmüthige Aufopferung die edelsten Freuden der Seele dazu geben. O, mein Sohn, du weißt nicht, wie glücklich ein Mensch seyn kann, der entbehren will, aus Tugend entbehrt! Du kennst den Lohn nicht, den die schweigende, unglückliche Liebe giebt!"

Welchen? fragte Rudolph eifrig.

„Die Erfüllung deiner Wünsche, mein Sohn!"

Henriettens Hand? rief der Jüngling, indem er aufsprang und mit funkelnden Augen vor den Einnehmer hin trat.

„Ja! die, wenn eure Liebe so unvergänglich ist, wie du glaubst; oder, einen nicht geringeren Lohn: — Ruhe."

Jetzt wurde die Unterredung durch eine gefühlvolle Pause unterbrochen. Der Lieutenant, der seinen Bruder verstand, sah den Jüngling mitleidig an. Wilhelm sann nach, welchen anderen Lohn der Einnehmer meinen

könnte. Rudolph beschäftigte sich nur mit der Idee: Henriettens Hand. Der Einnehmer überdachte, wie er die Unterredung weiter führen wollte.

„Und," fragte er nach einer kleinen Weile mit sanfter Stimme, „was bist du denn nun entschlossen zu thun, lieber Rudolph?

O, rief der Jüngling, wie begeistert: o! — schweigen und hoffen!

„Recht! Schweigen, wie dieses Marmorbild; und dahin streben, daß du der großen Hoffnung werth bleibst, ein edles Weib an deine Brust zu drücken." Er reichte dem Jüngling die Hand. „Schweigen, mein Sohn, und erst dann reden, wenn der Vater dir nicht mehr sagen darf: du bist ein Thor! . . . Sieh hier! (er zeigte auf den Lieutenant.) Dieser Mann konnte noch mehr, als schweigen. Dein Freund hat ihm die erste und letzte Freude seines Lebens gekostet; und doch liebt er ihn väterlich."

Rudolph faßte des Lieutenants Hand, der zärtliche Blicke auf Wilhelm heftete; dann ging er, seine Thränen zu verbergen, doch

mit dem Entschlusse, sein Versprechen zu halten.

Wilhelm faßte des Lieutenants Hand, und drückte sie ehrerbietig an seinen Mund. Er wußte jetzt, was der Einnehmer gemeint hatte; aber dennoch glaubte er, fragen zu müssen. Sie versprachen Rudolphen, wenn er schwiege, einen Lohn, der nicht geringer wäre, als Henriettens Hand. Welchen denn, lieber Vater? Was Sie sagten, schien mir räthselhaft.

„Du nanntest das schwerste Opfer: lieben und schweigen. Ich meinte das leichtere: lieben und vergessen."

Vergessen? vergessen? . . . Und das nennen Sie ein Opfer?

„Warum nicht? wenn es so gebracht wird! Ist nicht eine Blume, die ein unschuldiges Mädchen von ihrer Brust nimmt und auf den Altar legt, so gut ein Opfer, wie eine Hekatombe, die ein König in vollem Pomp den Göttern darbringt?"

Was wäre eine Liebe, die man vergessen könnte!

„Was wäre das Leben, wenn man nicht vergessen könnte! . . . Unglück, mein Sohn, scheint euch Jünglingen eine Freude, weil eure rasche Phantasie damit spielt, und weil ihr euren Muth für größer haltet, als daß ihn irgend ein Unglück beugen könnte. Man sollte eigentlich nichts betrauern, was man nicht ewig betrauern müßte. Eine Thräne, die trocknet, ist ein Vorwurf unseres glücklichen Wankelmuths. Wenn das nicht die Erhabenheit des Menschen erweist, so erweist es doch die Liebe des Ewigen. Und sind die Menschen — was sich freilich nicht leugnen läßt — Kinder, so sind sie wenigstens glückliche Kinder. Mein Sohn, du wirst noch lernen, daß Tugend die Stärke des Menschen, und Vergessenheit der heilende Balsam für die Wunden ist, welche das Schicksal, Thorheit (eigne und fremde), ja selbst seine Tugenden ihm schlagen."

Vergessen, was ich liebe, mein Vater? Vergessen? Nein, nein! Dann ist mein Herz nicht so gemacht, wie andere Herzen.

„Recht so! Das denke auch ich bei dir.

bei meiner Frau und meinem Bruder. Und wehe uns, wenn wir jetzt, da wir noch bei einander sind, eine hundertjährige Trennung für eine stärkere Entschuldigung der erloschenen Liebe halten könnten, als eine Minute, in der wir uns nicht sehen! . . . Die Vorsehung machte liebevoll das Herz vergeßlich, den Schmerz vergänglich, und ließ uns den edlen Stolz, alles, was uns gehört, für ewig zu halten, wie wir es selbst sind. Willst du mit dem Himmel rechten, daß er so gütig war? . . . Dir sage ich das, ob ich gleich fürchte, du wirst mir nicht glauben. Rudolphen verschwieg ich, daß seine Liebe vergänglich ist, weil er mir noch weniger geglaubt hätte. Mein Sohn, du wirst mit jedem Jahre demüthiger werden, doch — auch dankbarer! Und jenseits des Grabes liegt ja die Ewigkeit für die stolzen Wünsche deiner ahnenden Seele."

Wilhelm lächelte; er dachte aber: vergessen? Unmöglich! Schweigen und sterben: das kann ich; aber nicht vergessen. —

Als die beiden Brüder mit einander allein waren, machte der Lieutenant allerlei Plane, dem Jünglinge sein Opfer von Zeit zu Zeit

zu erleichtern. Der Einnehmer überzeugte ihn indeß sehr bald, daß in diesem Falle die größte Strenge nöthig sey. „Gott gebe,“ setzte er hinzu, „daß der Prediger mit seiner Tochter eben so vernünftig verfahren seyn mag, wie wir mit Rudolph! Sieh, Bruder, gestern hatte ich große Lust, die Kinderei für einen Bubenstreich zu nehmen, bis du mich an meine Jugend erinnertest. Diesen Morgen im Bette fiel mir ein, daß in Afrika, Amerika und Südindien, im größten Theile von Asien, und hin und wieder auch in Europa die ganze Sache in der besten Ordnung wäre, vor aller Menschen so gut wie vor Gottes Augen. Was ist denn nun Böses daran? sagte ich ein wenig laut. Meine Frau fragte: woran denn? Ich erzählte ihr die Sache; denn ich sah voraus, daß sie anderer Meinung seyn würde, als ich. Schon hatte ich allerlei Völker in Bereitschaft, die ich ihr nennen wollte. Sie schwieg aber, seufzte, und sagte endlich: die Kinder sind wohl ohne Schuld. Vielleicht dürfte man, wenn es nicht eine Kinderei wäre, sogar

wohl ohne Sünde sagen: es ist der Finger Gottes. — „Das darfst du dreist sagen, Frau," erwiederte ich. „Vor Gott ist nichts klein, und nichts groß. Und in den Wüsten von Afrika und Amerika zweifelt kein Mensch daran, daß in so etwas der Finger Gottes sichtbar sey!" — Nun seh' einer! Und die Menschen dort werden doch auch wohl wissen, was sie sagen! — „Sie sagen es nicht, sie fühlen es nur; das läuft indeß, wo der Finger Gottes ist, ganz auf Eins hinaus." — Aber, fuhr sie fort, es paßt nun einmal nicht in die Welt; und so könnten die beiden armen Kinder leicht unglücklich werden, wenn nicht ein menschliches und väterliches Herz sich ihrer annähme. — Sieh, Bruder, ich küßte die brave Frau, und gestand ihr offenherzig, daß ich Lust gehabt hätte, mit ihr zu streiten. Und da beschloß ich denn, die Sache mit einem menschlichen, einem väterlichen Herzen abzuthun, und sie weder als ein Bubenstück, noch als eine Kinderei anzusehen, wozu wir Alten in solchen Fällen wohl gar zu sehr geneigt sind. Wie gesagt: wollte

Gott, auch der Prediger hätte die Sache mit einem väterlichen, einem menschlichen Herzen abgemacht! Ich will zu ihm gehen und ein Wort zum Guten reden, wenn es noth thut. Wer kann die jungen Leute hüten! Darum habe ich alles Rudolphs Tugend überlassen. Der Prediger ist vielleicht anderer Meinung. . . . O weh! so eben fällt mir ein, daß er neulich — es ist noch gar nicht lange her — gegen mich groß that, er könne seine Tochter wohl hüten. Ich kann nicht zu ihm gehen; er würde glauben, ich wollte über ihn triumphiren. Geh du, Bruder.

Der Lieutenant nahm Hut und Stock. Ich, sagte er, bin im Grunde Schuld an der Sache, oder vielmehr die Hühner sind es, die ich bei mir hatte. Ich will hingehen. Und was kann denn Jettchen am Ende dafür? Wenn ein Mädchen so von sich singen hört, wie sie unter der Linde . . . Bruder, als ich noch jung war — wenn ein Mädchen so von mir gesungen hätte: wer weiß, was geschehen wäre!

„Du hast Recht; das sollten wir Alten

immer bedenken!" sagte der Einnehmer, und der Lieutenant ging.

Der Prediger Bellmann hatte die Sache nicht mit einem väterlichen und menschlichen Herzen abgethan. Er überhäufte seine Tochter Anfangs mit den bittersten Vorwürfen; schalt ihren Geliebten einen Nichtswürdigen, einen armseligen, verächtlichen Menschen; spottete ihrer Liebe, ihrer heiligsten Empfindungen, und nannte sie die Raserei eines ungezogenen Kindes, einen Beweis von sehr pöbelhafter Denkart; ja, er war so unbarmherzig, einige Male die Wörter: Mannsucht und Liederlichkeit, zu brauchen. Indem er so das Herz seiner Tochter durchschnitt, und es mit dem Gefühle der höchsten Beschämung drückte, suchte er bei ihr weiter nichts zu erregen, als Hochmuth. Ob er gleich ehemals mit ihr über Alles räsonnirt, alles ihrem freien Willen, ihrer Einsicht überlassen hatte, so foderte er doch jezt sehr despotisch, nicht nur, daß sie den Umgang mit Rudolph aufgeben, sondern auch, daß sie auf die beleidigendste Art mit ihm brechen sollte. Sie ver-

sprach ihm alles, und wehrte sich nur gegen diese harte Ungerechtigkeit.

Es ist schwer, Henriettens Empfindungen in diesen Stunden zu beschreiben: sie fühlte sich beschämt, erniedrigt, beleidigt, gemißhandelt, tyrannisirt. Jetzt war in ihrem Herzen auf einmal eine sklavische Furcht vor ihrem Vater entstanden; und dennoch hatte sie den Muth, sich ihm zu widersetzen, weil sie zu sehen glaubte, daß er nur seinen Ehrgeitz auf Kosten ihres Glückes befriedigen wolle. An die Stelle der Liebe zu ihm trat eine starre Kälte; das Vertrauen zu ihm war verschwunden, und nun hatten Furcht und Mißtrauen ihre gewöhnliche Folge: sie machten Henrietten zu einer Heuchlerin. Sobald sich nur der erste heftige Zorn ihres Vaters gelegt hatte, gestand sie, daß er Recht habe, suchte ihre Schuld zu vermindern, und wußte es wahrscheinlich zu machen, daß Rudolph nur durch einen Zufall in das Gartenhaus gekommen wäre.

Als der Vater zu ruhigem Nachdenken kam, fing er an zu bedenken, daß er zu weit

gegangen war, und wollte nun, was er versehen hatte, wieder gut machen. Ohne seine Hitze zu entschuldigen, was, nach seiner Meinung, dem väterlichen Ansehen schaden konnte, sprach er mit Henrietten freundlich und in einem zutraulichen Tone. Er schrieb sogar einen Theil von ihrer Schuld sich selbst zu; „denn," sagte er, „ich habe dir nicht deutlich genug aus einander gesetzt, welcher Täuschungen das Herz des Menschen fähig ist." Und nun erklärte er auch ihre Gefühle in einem halb scherzhaften Tone für eine Täuschung ihres Herzens. Sie freuete sich, so gut davon zu kommen, spielte die gelehrige Schülerin, und wagte es, ihm hin und wieder einen Einwurf zu machen. Nun mußte er sie noch näher belehren, und sie war mit ihm, wo sie zu seyn wünschte.

Er hielt es für rathsam, Henriettens Entschuldigung als wahr gelten zu lassen, ob er gleich aus mehreren Umständen wohl merkte, daß ihr Verständniß mit Rudolph schon länger gedauert hatte. Nach drei Tagen war der Friede zwischen ihm und seiner Tochter

wieder hergestellt, und er sagte ihr nun: „du beträgst dich vernünftig, mein Kind; ich schenke dir mein ganzes Vertrauen wieder.“ Das hatte sie eben so wenig, wie er das ihrige; denn — er ließ ja ein Vorlegeschloß vor die Thür des Gartenhauses legen, und an der Mauer alle Stellen, wo jemand übersteigen konnte, ausbessern. Ueberdies durfte Henriette des Abends nicht mehr vor die Thür gehen, und mußte mit der Mutter in derselben Kammer schlafen. Dabei versicherte aber der Vater seiner Frau an jedem Tage: Henriette habe sich bei der Sache sehr vernünftig betragen und sein ganzes Vertrauen wieder gewonnen. „Es konnte auch nicht fehlen,“ schloß er dann fast jedes Mal: „bei ihrem Verstande mußte die Täuschung, worin der nichtswürdige Bursche sie versetzt hatte, nothwendig bald aufhören.“

Henriette, der eine solche Aeußerung immer das Herz zerschnitt, hielt ihres Vaters Lehren mit ihren Gefühlen zusammen, und zog nun ganz andre Folgerungen daraus, als er selbst. Sie ging die Geschichte ihrer Be

kanntschaft mit Rudolph vom Anfange an durch, und gab ihrem Vater in allen Punkten Recht, nur nicht darin, daß sich in jedem Falle die Liebe beherrschen lasse. Einige räthselhafte Aeußerungen über die Gefahr, die Schande und Verachtung, in welche sie durch ihr Alleinseyn mit Rudolph hätte kommen können, gaben ihr Licht über die Vorstellung ihres Vaters, daß die Liebe weiter nichts sey, als romantisch verkleidete Sinnlichkeit. Sie ging nun von Vorstellung zu Vorstellung über, fragte ihren Vater auf künstlichen Umwegen noch Manches ab, und setzte sich endlich ein System der Liebe zusammen, das zwar ihrem Herzen mißfiel, das aber ihr Verstand nicht verwerfen konnte. Indeß, trotz diesem Systeme, nach welchem die Liebe nur Sinnlichkeit war, blieb ihre Liebe dennoch das süßeste Gefühl ihres Lebens, und sie glaubte, daß sie nur als Rudolphs Gattin würde glücklich seyn können.

Sie nahm sich vor, ihrem Vater die Empfindungen ihres Herzens zu verbergen, und mit ihrem Freunde in Verbindung zu bleiben,

ben, doch ohne ihr Glück, ihren guten Nahmen und ihre Tugend in Gefahr zu setzen. Die reine, unbesorgte, arglose Unschuld ihrer Empfindungen war also bei ihrem Nachdenken verloren gegangen, obgleich nicht die Unschuld ihres Herzens. Sie war jetzt schon zu sehr Jungfrau, um nicht zu erwarten, daß Rudolph etwas thun würde, sie wieder zu sehen. Als er gar nichts that, führte sie — freilich sehr bange und nur ganz von fern — eine Gelegenheit herbei, wo er sie sprechen konnte. Da er auch itzt ganz unthätig blieb, so wurde sie schüchterner, und endlich regte sich der Gedanke: er ist treulos, in ihrer Seele. Aber nein! das konnte sie nicht glauben. Oder sollte ihr Vater mit seiner Behauptung, daß jede Liebe vergänglich sey, dennoch Recht haben? Sie wurde empfindlich über Rudolphs Benehmen, und fühlte sich dann sehr unglücklich. Doch nicht lange, so waren ihre Empfindlichkeit und ihr Schmerz um vieles gemildert; mit Einem Worte: die Heftigkeit ihrer Leidenschaft hatte sich verloren. Zu ihrem Erstaunen näherte sich ihre

Empfindung mit jedem Tage immer mehr der Ruhe, und sie sagte zu sich selbst: also hätte mein Vater dennoch Recht? Ich wäre nichts gewesen als ein Kind, eine Thörin?

Ihr Herz pochte nicht mehr, wenn Rudolphs Nahme genannt wurde; aber dennoch blieb eine geheime, stille Sehnsucht darin zurück, die sie bei ihren jetzigen Ideen von der Liebe um keinen Preis Jemanden entdeckt haben würde, und vor der sie selbst erröthete. Durch Räsonniren, wozu sie von Jugend auf gewöhnt war, suchte sie sich indeß auch von diesem Ueberreste ihrer Liebe zu befreien. Sie dachte: irgend einmal einen Mann zu lieben, gebietet die Natur. Wer dieser Mann seyn soll, das hängt von dem Zufalle ab. Billigt der Kopf dann die Wahl des Herzens nicht; nun, Entfernung, Geschäfte und Zerstreuungen müssen die Liebe nothwendig erlöschen. Bei dieser Denkart hatte sie keine Gefahr mehr zu fürchten, und war völlig Beherrscherin ihres Herzens, ja gewisser Maßen auch ihres künftigen Schicksals.

Sie sagte ihrem Vater, was sie dachte,

und er billigte das alles. Er sah nicht, daß die Folge dieses Systems eine Art von Verachtung gegen das männliche Geschlecht seyn mußte, und daß Henriette, bei dieser Art zu denken, den Uebermuth einer Buhlerin annehmen konnte: einen Uebermuth, der nicht weniger gefährlich ist, als die sorgloseste Schwäche. Henriette nahm wirklich einen vertraulichen Ton gegen alle Männer an, mit denen sie sprach. Doch das Städtchen, worin sie lebte, war nicht der Schauplatz, auf dem sie ihre Stärke zeigen und glänzen konnte; denn hier wußte man ja kaum ihren Geist, ihre feine Bildung und ihre Politur zu achten! —

Rudolph, dessen Leidenschaft für Henrietten noch immer in ihrer ganzen Stärke fortdauerte, trieb mit ungestümen Eifer die Arbeiten, die ihn dem Glücke seines Lebens zuführen sollten, und überholte jetzt sogar den ehrgeitzigen Wilhelm. Der Einnehmer half beiden jungen Leuten nur zuweilen, wenn sie sich auf Umwegen nicht zu finden wußten. Durch eben diese Umwege, welche sie aus

Unkunde der näheren nahmen, gewann übrigens ihr Geist eine gewisse Originalität: fast alles, was sie wußten, hatten sie selbst gedacht. Als endlich die Zeit heran kam, da Rudolph auf eine Universität gehen sollte, war er sehr gut vorbereitet, und — was noch mehr Werth hat — zum Selbstarbeiten gewöhnt.

Am Ende des Jahres, während dessen er Henrietten nicht wieder gesprochen hatte, machte Wilhelm ihn aufmerksam auf die Veränderung, die mit ihm vorgegangen war. Jetzt spielte Henriette nicht mehr die Hauptrolle in seinen Planen, und er fand es nicht länger einerlei, ob er einmal dieses oder jenes Amt erhielte, wenn es ihm nur Henriettens Besitz verschaffte. Zuweilen regten sich auch schon Zweifel bei ihm, ob er durch allen seinen Fleiß wirklich dahin kommen würde, Henriettens Hand zu erhalten. Er berechnete seine und ihre Jahre, und fand nun Schwierigkeiten, Hindernisse, an die er ehemals gar nicht, oder doch nur sehr leicht, gedacht hatte. Zwar sprach er gegen Wilhelm noch immer von seiner Liebe, indeß nur in einem ganz ruhigen Tone.

Vierzehn Tage vor Rudolphs Abreise ritten er und sein Freund zu einem Freischießen, das in der Nachbarschaft gehalten wurde. So wie sie in den Saal des Wirthshauses traten, das an dem Schützenhause lag, bemerkte Rudolph Henrietten mit ihrem Vater, und plötzlich fing sein Puls an zu stocken. Er hatte sie seit einem vollen Jahre nicht in der Nähe gesehen; und jetzt stand sie auf einmal, völlig aufgeblüht und in einem sehr reitzenden Anzuge, vor ihm. Die ehemaligen Gefühle erwachten in seinem Herzen wieder mit größerer Stärke, als je, und er wünschte, trotz seinem Vorsatze, daß der Vater weit weg seyn möchte. Bellmann warf einen unruhigen Blick auf seine Tochter; als diese aber ganz ruhig lächelte, war er gegen die beiden jungen Leute sehr artig, erkundigte sich, wann Rudolph abreisen würde, versprach ihm ein Empfehlungsschreiben, und so weiter. Rudolph wurde über dieses unerwartete Betragen sehr vergnügt; und da jetzt auch Henriette heran trat, und ihn mit der lieblichsten Freundlichkeit anredete, so erwach-

ten alle seine Hoffnungen auf einmal wieder mit neuer Stärke. Er glaubte, Bellmann wäre versöhnt und hätte jetzt wohl gar den Wunsch, ihn in der Folge zu seinem Schwiegersohne zu machen.

Aber zu seiner Verwunderung und seinem Mißvergnügen, konnte er den ehemaligen vertraulichen Ton gegen Henrietten nicht wiederfinden, sondern war blöde und furchtsam. Es lag in ihrem Wesen etwas, das ihn drückte: sie war freundlich, doch dabei fremd und kalt. Er schrieb das der Gegenwart ihres Vaters zu, und sein Auge funkelte, als dieser endlich hinaus ging; doch Henriette blieb auch jetzt noch fremd und herrisch. Nun wagte er noch weniger etwas, als vorher, sondern wurde immer scheuer, immer bestürzter, Henriette aber in eben dem Verhältnisse offener und freundlicher gegen alle Personen, mit denen sie sich unterredete.

Man tanzte gegen Abend, und nach langem Zögern foderte Rudolph Henrietten endlich auf. Sie betrug sich gegen ihn, wie gegen jeden Andern, und er wagte es kaum,

ihre schöne Hand ganz leise zu berühren. Sein Herz war voll glühender Sehnsucht, und sein Kopf voll Plane, wie er sie ein Paar Minuten allein sprechen könnte. Ein Zufall verschaffte ihm endlich dieses Glück. Henriette wurde von einem andern jungen Mädchen gebeten, mit auf die Wiese zu gehen. Rudolph blieb furchtsam am Fenster; doch bald eilte er hinunter, da der Vater in das Nebenzimmer ging. Noch an der Hausthür bot ein junger Mann Henriettens Begleiterin den Arm; Rudolph aber stand mit Blicken der Sehnsucht schweigend da. Sie selbst redete ihn an, und faßte seinen Arm, den er ihr anzubieten nicht wagte. Nach einigen Minuten blieben die beiden Andern stehen, um eine Gesellschaft zu erwarten, und Rudolph war nun mit Henrietten allein.

Jetzt sah er einem großen Augenblick entgegen, und seine Wangen glüheten, seine Pulse schlugen heftig. Henriette erzählte aber mit ruhiger, beinahe kalter Freundlichkeit. Endlich machte er einmal eine Anspielung; doch

sie blieb in ihrem Tone. Er verlor den Muth, bot indeß alle seine Kräfte auf, um ihn wieder zu gewinnen; Henriette aber betrug sich fremd, dann kalt, dann stolz. Zuletzt wurde er empfindlich; doch — sie bemerkte es nicht. Er sprach im Allgemeinen über Gefühle des Herzens; und — sie spottete darüber. Jetzt wendete er die funkelnden Augen, in die sich eine Thräne stahl, mit zärtlicher Wehmuth auf sie hin; doch sie verlor die Fassung nicht, sondern sah ihn mit einem ruhigen Blicke an. Nun überlief ihn ein Schauder. Er kehrte mit ihr um, und sie blieb auch im Zurückgehen ganz ruhig und freundlich.

Es ist alles vorbei! flisterte er seinem Freunde Wilhelm zu, und setzte sich mit finstern Augen in eine Ecke. Henriette tanzte, und bemerkte ihn nicht. Er foderte sie endlich auf, und sie sagte ihm: ich glaubte, Sie wären nicht mehr hier. Uebrigens war ihr Betragen wie vorher. Es ist ganz vorbei! sagte Rudolph auf dem Rückwege zu Wilhelm. Die Treulose! — „Rudolph!" erwiederte dieser; „bist du weniger treulos?"

Henriette war nicht ganz so ruhig, als sie zu seyn schien. Das überraschende Zusammentreffen mit ihrem ehemaligen Geliebten hatte ihr Herz in eine ängstliche Bewegung gebracht. Jetzt wendete aber der Vater einen forschenden, warnenden Blick auf sie, und sie gab ihm durch ihr Lächeln zu verstehen, daß er ganz unbesorgt seyn könne. Als sie sich von der ersten Ueberraschung erholt hatte, nahm sie allen ihren Muth zusammen, und trat zu ihrem Vater, der mit den beiden Jünglingen redete. Rudolphs scheues, blödes Wesen befreiete sie von ihrer Verlegenheit, und ihr Betragen wurde nun mit jeder Minute ungezwungener. Sie wollte ein Experiment mit ihrem eigenen Herzen anstellen, und ihrem Vater zeigen, daß sie seine Lehren befolgen könne. Daß Rudolph sie ganz offenbar noch liebte, war Ein Triumph; daß ihr Vater ihr Beifall zulächelte, war der zweite. In dem Genusse dieser Triumphe ging sie aber weiter, als sie gehen wollte. Ihr Betragen wurde immer übermüthiger, je mehr Empfindlichkeit Rudolph

zeigte. Jetzt fühlte sie zum ersten Male das Vergnügen der gänzlich befriedigten Eitelkeit; und als nun ihr Vater ihr sagte: „mein Kind, dein urbanes, feines Benehmen gegen den rohen jungen Menschen, mit seinen plumpen Ausbrüchen der Empfindung, freuet mich!" da fühlte sie sich unbeschreiblich glücklich, und trieb, um neues Lob von ihm zu verdienen, ein grausames Spiel mit dem wunden Herzen ihres ehemaligen Freundes.

Doch als Rudolph zu Pferde stieg, den Hut tief in die Augen drückte, und nun davon sprengte, da erwachte ihre ganze Empfindung wieder, und sie vergoß auf dem Rückwege heimliche Thränen. Sie machte sich bittre Vorwürfe, daß sie den guten Rudolph so hatte behandeln können, und fühlte in ihrem Herzen, daß sie sich nach ihm sehnte. Indeß, sie erhielt ihre ganze Stärke wieder, als Rudolph nach vierzehn Tagen kam, um Abschied von ihr und ihren Eltern zu nehmen. Er trat mit einem kalten Gesichte, mit stolzem Anstande, in das Zimmer, und sprach sehr ruhig, oder wohl gar gleichgültig. Sein

Stolz erregte den ihrigen; dieses Mal wurde aber ihr Triumph vereitelt: denn sobald Rudolph fühlte, daß er seine Rolle nicht länger halten konnte, nahm er in ein Paar kalten Worten Abschied.

Als Henriette allein war, erinnerte sie sich an ihre ehemaligen süßen Stunden, und sagte seufzend: werde ich jemals wieder so glücklich seyn?

13.

Der Abschied.

Zwei Tage vor seiner Abreise saß Rudolph mit Wilhelm noch einmal an dem Monumente der Gräfin Elsbeth. „Je mehr ich,“ hob der letztere an, „über das Leben nachdenke, desto weniger begreife ich davon. Mein Vater sagt: das muß ein Bösewicht seyn, dem in der Jugend das Leben anekelt. — Ich bin gewiß kein Bösewicht; und doch giebt es Stunden, wo ich es so gleichgültig betrachte, und wo ich es wegwerfen könnte, wie diesen verwelkten Zweig. Was ist denn auch daran? Wenn ich sehe, wie die Millionen um mich her arbeiten, sorgen, sich quälen, sich ängstigen, einander beneiden und verfolgen, um das Leben von einem Morgen bis zum andern zu fristen, als ob die fünf Buchstaben Leben die Bestimmung des Menschen wären, so...“ — Er zerpflückte die Blätter des Zweiges, und ließ sie aus seiner Hand auf das Grab,

mahl fallen. „Sag, warum sollte ich mich nicht glücklich preisen, wenn mein letzter Tag, an dem das unnütze Getreibe aufhört, funfzig Jahre früher käme, als bei manchem andern Menschen? Am Ende kommt er ja doch! Es ist kein Sinn darin, wenn das „Leben" heißt. Glück? Freude? Ich begreife nicht, wie man diese Wörter nur aussprechen kann! Wo ist denn das Glück? Kann man das so nennen, was ein Ende hat? Das mag ein Rasender thun! Was treiben denn, ich bitte dich, die tausend Millionen? was? Sie quälen sich am Morgen um das Mittagsessen, den Nachmittag um das Abendbrot. In der Nacht schlafen sie, um am folgenden Tage wieder Kräfte genug zu haben, daß sie aufs neue für das Mittagsessen arbeiten können; und das Ziel ihres Arbeitens, ihres Essens und Schlafens ist der Tod. Nun denn! so wollte ich doch lieber mit einem Sprunge an das Ziel kommen, als auf glühenden Kohlen meilenweite Umwege dahin machen. Heißt das, Leben, so ist der wenigstens ein Thor, der nur eine Hand darum

aufhebt. Sag, Rudolph! habe ich nicht Recht?"

Du vergissest unsre bessere Natur, Wilhelm.

„Unsre bessere Natur! Großer Gott! was ist denn die? worin besteht sie denn? Nein, ich kann nicht davon los, ich kann nicht! Ist das Leben weiter nichts, als was ich so eben sagte: dann sind wir Thoren; und ist es mehr, haben wir eine bessere Natur, hat Gott seinen Geist in unsere Brust gehaucht, ist das Grab die Ehrenpforte des Lebens: dann sind wir Bösewichter, daß wir so wenig für uns selbst, für den höheren Menschen in uns, alles nur für das Leben, für — wie soll ich es klein genug nennen? — für den Augenblick thun, da wir, gleich einem Johanniswürmchen, eine dunkle Nacht hindurch glänzen. Sieh, der Handwerker zerarbeitet sich, um — seiner Frau eine prächtige Mütze zu kaufen; der Reiche, der Minister, der Fürst arbeitet, treibt, — wahrhaftig nicht, um mehr zu erreichen. Dann schwingt der Tod die ungeheure Sichel. Werkstatt, Kö-

nigreich, Handwerker und Minister — alles ist vergessen, und die Geschichte des Menschengeschlechtes geht einen ganz andern Weg, als den ihr die Menschen — Bettler oder Fürsten — vorzeichneten. O Rudolph, wie mein Leben mich anekelt, so ekelt mich auch das längere Leben der Völker an. Sieh, da stürzt sich ein Jahrhundert über das andere hin, und zerstöret Gutes und Schlimmes. Völker stürzen über Völker, und Mord ist die allgemeine Losung. Morden die Menschen nicht, so thut es die Zeit. Sieh, da arbeitet ein Volk Jahrhunderte lang, um höher empor zu kommen, um glänzender zu leben; und auf einmal schleudert die Bewegung eines wilden Stammes in Asien es in das Grab, wie den einzelnen Menschen."

Was willst du damit, Wilhelm? Wozu dieser Ausbruch einer heftigen Leidenschaft, die dich noch aufreiben wird!

„Besser, als wenn die Zeit oder ein Fieber mich aufriebe! Was ich damit will? Ist etwa das unwahr, was ich sage? Und wenn es wahr ist, soll ich denn so kalt darüber

reden, wie über ein verunglücktes Spiel? Ich will dabei heiß werden. Mag der Vater Einnehmer darüber spotten; sein Herz fühlt es dennoch mit Wärme. . . . O, das Leben ist nichts; die Thaten, die Bemühungen, die Plane der edelsten Menschen und Völker sind nichts! Wissen wir doch nicht einmal, welchen Plan die Vorsehung mit uns hat! Dieses ganze Leben, und dauerte es Aeonen lang, ist nichts mehr, kann nichts mehr seyn, als das erste Geschrei, die erste Bewegung des Menschengeschlechtes. Der Tod ist die wahre Taufe des Menschen, bei der er seinen Nahmen bekommt. Wäre das nicht — sag mir doch, von welcher Seite hätte denn das Leben seinen Werth? Die Frage eines Narren! sagte mir einmal der Vater Einnehmer: und wenn der Mensch auch nur dazu bestimmt wäre, die Erde anzubauen, zu verschönern, die Geschlechter der Thiere und Pflanzen in ein richtiges Verhältniß zu bringen. — Dir schien das einzuleuchten; du sahest aber nicht, wie dem Vater die Augen dabei übergingen, und welche wehmü-

thige

thige Seufzer aus seiner Seele hervordrangen, als er sich selbst mit diesen Gründen zu täuschen suchte. Thier- und Pflanzenwärter wäre also der Mensch? oder könnte er seyn? Wohl! ich steige denn hinunter, und frage dich, den Vater Einnehmer, und die Menschen alle, wie ich in mancher stillen Nacht die ewigen Sterne, das Gewölbe des Himmels und mein verzagendes Herz gefragt habe: soll der Mensch der Gärtner der Natur seyn, was ist denn die Pflanzenwelt? Ist der Mensch um der Pflanzen willen da: wozu sind denn die Pflanzen? Um die Luft mit ihren Ausdünstungen zu füllen? Wozu dann die Luft? wozu die ganze Schöpfung? wozu irgend etwas, außer Gott? Oder ist die Schöpfung ein Spielwerk, das entstand und wirkte, um zu vergehen?"

Wilhelm, wer will darüber mit dir streiten!

„Jeder, Rudolph; alles, was mich umgiebt. Oder was thut der Mensch für das Einzige, was in dieser stets wechselnden Schöpfung und Zerstörung, in diesem sich

selbst fressenden Thiere, dem Leben, allein ewig ist? was thut er für die Tugend? Und wäre die Tugend weiter nichts, als eine Täuschung, ein Traum des Menschen: nun, so würde dieser Traum das Göttlichste, das Wahrste in der Natur seyn; so hätte das Geschöpf einen Plan der Schöpfung, der mehr wäre, als die Schöpfung selbst; so wäre es weiser, als die ewige Weisheit; so müßte sich der Schöpfer vor dem Geschöpfe schämen. Begreifst du das? fühlst du, glaubst du das?"

Ich habe nie daran gezweifelt, Wilhelm.

„Wie kann man das auch, wenn man seinen Blick auf die Nichtigkeit des Lebens wirft! wenn man sieht, wie alles vergeht, stockt, zerfällt, in Vergessenheit sinkt; wie der Mensch nichts fest hält, nicht Freundschaft, nicht Liebe, nicht Dankbarkeit; wie jeder Tag, gleich einem Harpokrates, irgend einen Vorsatz, irgend eine Leidenschaft zum Schweigen bringt! Was kann da allein übrig bleiben, was allein ewig dauern? Unsre Gesinnung, unsre Tugend. Ueber die sind wir

Herren. Man kann uns das Leben entreißen, aber nicht den Willen tugendhaft zu seyn. Die Zeit kann auch die innigste Freundschaft tödten, auch die heißeste Liebe vernichten. Ich liebe vielleicht den Freund oder die Geliebte nicht mehr; aber ich kann ihnen dennoch treu seyn, ihnen Hülfe leisten, mich für sie aufopfern. Meine Empfindungen stehen nicht in meiner Gewalt: sie sind Kinder der Sinne, und sterblich wie ihre Väter; nur die Tugend allein ist ewig und ein sichrer Bürge der Unsterblichkeit. Und täuschte ich mich dennoch, so war ich tugendhaft: größer als mein Schicksal, edler als meine Bestimmung, und dessen werth, was ewig, was groß ist und göttlich."

Um Gottes willen! was ist dir? — Deine Augen funkeln ja, und stehen voll Thränen!

„Thun sie das, Rudolph? Nun, ich fühle eine überirdische Begeisterung in meinem Herzen. Wir trennen uns, Rudolph. Ich habe dich geliebt, und liebe dich noch. Raum und Zeit treten jetzt zwischen uns. Ich könnte sa-

gen: nie will ich dich vergessen; doch ich habe erfahren, daß der Mensch so nicht sagen darf. Deine Freundschaft, dachte ich, soll einmal der Lohn meines Lebens seyn. Wer weiß, ob diese Hoffnung erfüllt wird! Aber, Rudolph, was wir seyn können, das laß uns seyn: tugendhaft; und wir werden Freunde bleiben, wenn wir auch aufhörten einander zu lieben. Auch dann würden wir für einander sterben können!"

Rudolph sagte weinend: laß uns ewig Freunde, ewig tugendhaft seyn! Die Tugend sey unsre Bestimmung, die Freundschaft unser Lohn! Und daran, Wilhelm, soll uns ein sichtbares Zeichen erinnern.

„Ein sichtbares Zeichen? Welches?"

Punktire mir ein W auf den Arm. Ich reibe Pulver hinein; und, so ewig wie dieses Zeichen, daure unsre Freundschaft!

„So ewig, wie diese Haut? wie einige schwarze Punkte darauf?"

Es wird uns an unser Versprechen erinnern, der Freundschaft und der Tugend ewig treu zu seyn.

„Das? nur das? Ein Zeichen nur? nicht diese Stunde?"

Seltsamer Mensch! Sieh, wenn ich dich vergäße, dich oder die Tugend, und du kämest zu mir; ich wollte dich nicht hören, und du zeigtest mir ein R auf deinem Arm: es würde mich gewaltig an diese Stunde erinnern!

„Wohl!"

Ich habe Pulver mitgenommen.

Wilhelm legte seinen entblößten Arm auf das Herz der Gräfin, und zuckte nicht, als Rudolph die Punkte zu einem W hinein stach. Nun war die Reihe an Rudolph. Er ächzte bei dem ersten Stiche, und Wilhelm sagte lächelnd: „ist es denn nicht an diesem Einen Punkte genug?" —

Am Abend vor der Abreise kamen Beide noch einmal zusammen. Rudolph hatte so eben von Bellmann Abschied genommen, und sagte: ich habe nun alle Gedanken an Henrietten aufgegeben.

„Ist das dein Ernst?" fragte Wilhelm mit

einer seltsamen Heftigkeit; und Rudolph versicherte es feierlich. Sie blieben die Nacht bei einander. Am Morgen nahm Rudolph Abschied von seinen beiden Wohlthätern, dem Einnehmer und dem Lieutenant. Der letztere gab dem jungen Menschen eine volle Börse; und, warum er das that, war nicht zu verkennen, da er gleich nachher seinen Wilhelm in die Arme nahm. Der Einnehmer war sehr bewegt, weil er sich an den Jüngling gewöhnt hatte. „Junger Mensch," sagte er zuletzt, und schüttelte ihm die Hand; „ich will dir noch eine Lehre geben. Mit dem Kopfe sey, was du willst, ein Dogmatiker, oder ein Skeptiker: doch dein Herz bewahre vor Zweifeln; und das kannst du, wenn du es mit keiner Schuld belastest. Gieb nach, wenn du Unrecht, und wenn du Recht hast: nicht aus Furcht, sondern aus Toleranz gegen Andrer Schwäche; dann hast du Ruhe unter den Menschen. Ueberleg bei allem vorher, was dir Verdruß machen könnte, um dich davor zu sichern. Ich weiß dir nichts

Besseres zu einem glücklichen Leben zu rathen. Das Uebrige hängt von Gott ab."

Alle begleiteten ihn, und kehrten dann in schweigender Betrübniß zurück. Der Lieutenant ging auf sein Zimmer, und betete.

14.

Die Russische Schaukel.

Ein Paar Tage nach Rudolphs Abreise, gerade an des Lieutenants Geburtstage, bekam der Einnehmer einen Brief. Er sah, wie er es immer that, die Aufschrift an, um zu errathen, von wem der Brief käme. „Ich kenne die Hand," sagte er zu dem Lieutenant, „und kenne sie auch nicht. . . . Curios! ich wollte darauf schwören, daß ich tausend Briefe von der Hand gehabt hätte: so bekannt ist mir jeder Zug, und . . ." — Jetzt sah er das Siegel an, wollte es mit einer sehr hastigen Bewegung abreißen, legte aber zögernd den Brief unerbrochen vor sich auf den Tisch, und betrachtete ihn nachdenkend.

Weißt du nun, Bruder . . .?

„Ja, ich weiß, von wem er ist," sagte der Einnehmer mit einem Seufzer. „Wenn ich nur erst wüßte, was er enthielte!" — Er stand auf, ging unruhig im Zimmer auf und nieder, und warf von Zeit zu Zeit sehr ernste Blicke

auf den Brief, der noch immer uneröffnet da lag.

Der Lieutenant sah abwechselnd den Brief und seinen Bruder ängstlich an. Was kann es denn nun seyn! sagte er scherzend, um seinen Bruder heiterer zu machen. Ein Brandbrief ist es gewiß nicht!

„Das kannst du so bestimmt nicht sagen. Doch — er enthalte, was er wolle: den heutigen Tag soll er mir nicht verderben." (Er warf den Brief auf den Schreibtisch.) „Ich will einmal thun, als wäre ich ein Minister, und das da eine Supplik oder ein Bettelbrief."

Den sollte ein Minister nicht so wegwerfen, lieber Bruder! ... Wenn ich bedenke, daß wohl mancher solcher Brief mit schwerem Herzklopfen, mit bebender Hand, und mit verzagender Seele geschrieben werden mag: o! so sollte ein Minister, oder auch ein König, einen solchen Brief nicht in die Ecke schleudern. Und, Bruder — wenn nun ein verzagendes Herz, eine bebende Hand auch den da geschrieben hätte! —

Der Einnehmer erbrach den Brief. „Bruder," sagte er, indem er es that; „wenn wir heute Abend nicht froh, oder gar noch etwas Schlimmeres sind, so — vergieb mir. Ich für mein Theil darf nicht klagen." Er überlief den Brief mit fliegenden Blicken, schlug ihn schweigend wieder zu, und sagte leise: „den Inhalt weiß ich; die einzelnen Worte und die kleinen Dornen darin will ich mir morgen in's Herz drücken. Für heute ist es genug. Ich wünschte, der Brief wäre einen Tag später gekommen; denn ... denn, Bruder," — setzte er in großer Bewegung hinzu — „er hat mit einer Feuerhand in mein Gewissen gegriffen!"

Der Lieutenant sprang auf. Lieber Bruder! nein, nicht mit einer Feuerhand. Die ist, Gott Lob, bei deinem Gewissen nicht nöthig.

„Mit einer Feuerhand, sag' ich dir noch einmal. Ich wünschte, der Brief wäre erst morgen gekommen; denn nun kann ich heute nichts als seufzen."

Ich kenne dich, Bruder. Von Jugend auf hast du übertrieben, wenn du auch nur eine

Kleinigkeit gethan hattest, die du für nicht recht hieltest. Doch wäre dies Mal auch mehr daran, so dank' ich doch Gott, daß der Brief heute gekommen ist; denn könnte nicht — was Gott verhüten wolle! — dieser Tag dein letzter seyn? Vielleicht giebt es etwas gut zu machen, und nun könntest du noch heute mit mir reden. Bruder, du weißt ja: was ich habe und vermag, das gehört dir. Ich gebe es dir freudig, und sollte ich auf deinem Grabe verhungern.

„Ach! es giebt viel gut zu machen, Bruder! — Wenn du Zeit hast — ich wäre meine Schuld gern einmal ganz vom Herzen los. Du hast etwas errathen; aber du weißt nicht Alles."

Nur nicht heute! oder lieber gar nicht, Bruder! Ist es eine Schuld, so mache sie im Stillen mit Gott und deinem Gewissen ab. Ich — du weißt wohl, wie ein Fremder in einem solchen Falle ist — ich könnte leicht zu hart seyn; und die Härte eines Bruders würde doppelt weh thun.

„Hart? Du, Bruder? gegen mich? Ste-

hen dir nicht jetzt schon Thränen in den Augen? ... Laß sie fließen, Bruder, ob du gleich Soldat gewesen bist."

Bruder, es würde mir durch die Seele gehen, wenn ich sagen müßte: da warst du einmal nicht gut! Und heucheln? dürfte ich das? Sag mir lieber nichts.

„Ich will es überlegen, Bruder. Aber ich denke, ich habe dich nöthig; denn ... Doch kein Wort mehr. Morgen! morgen!"

Am folgenden Morgen erzählte der Lieutenant beim Frühstück der Einnehmerin und Wilhelmen alles, was er nur Gutes von seinem Bruder wußte, und zum Schlusse jeder kleinen Anekdote sagte er: bezeuge du mir selbst, lieber Bruder, daß ich die Wahrheit rede.

„Hm! ja!" erwiederte der Einnehmer: „wie ein Advokat, der einen zum Tode Verurtheilten defendirt; der sucht Alles hervor, was an dem armen Menschen Gutes ist, und weiß es wohl obendrein zu vergrößern."

Der Lieutenant ließ sich nicht irre machen, und fuhr mit den Lobreden auf seinen Bruder fort. Als aber die Frau vom Hause an

ihre Geschäfte gegangen und Wilhelm auf das Feld geritten war, sagte der Einnehmer: „nach den Feierkleidern, mit denen du mich ausgeputzt hast, soll es mich wundern, wie du die Lumpen finden wirst, in denen ich mich dir jetzt zeigen werde."

Wie ein Feierkleid, Bruder; bei dem höchsten Gott! wie ein Feierkleid. Ich habe diese Nacht kein Auge zugethan, lieber Fritz. Da ging ich denn einmal deinen Lebenslauf durch, und wunderte mich, daß, bei aller Heftigkeit deines Temperaments, deiner Leidenschaften, so wenig Böses auf deine Rechnung kommt. Ich war von Natur lenksamer, geduldiger, kälter, ruhiger als du. — Nun, so erzähle.

„Rede, was du willst. Ich weiß am besten, daß ich oft wie der Pharisäer sagte: ich danke dir, Gott, u. s. weiter; wenn du an deine Brust voll Milde und Güte schlugst. Aber laß das, und höre zu. Als ich dich in Minden besuchte — wir hatten einander sechs Jahre lang nicht gesehen —"

O, ich weiß! Es war ein schöner Augen-

blick, als du in das Zimmer tratest, und mir um den Hals fielest! So etwas vergesse ich nicht.

„Weißt du auch noch, daß du mir deine Börse aufzwangst, ob ich gleich damals Geld vollauf hatte? Nun sieh! auf der Rückreise — ich wußte nicht, was ich mit dem Gelde anfangen sollte — treibt mich, der Himmel mag wissen, welcher Engel, in das Wilhelmsbad. Ich war ein glatter Bursche, maß zehn Zoll, und . . .“ —

Bruder, ich will dich nicht loben; aber ich weiß wohl noch, daß alle Mädchen hinter dir her sahen.

„Das wußte ich, Bruder, und mehr, als ich es hätte wissen sollen. Ich war gut gekleidet, und hatte eine volle Börse. So kam ich im Bade an. Es war zu Anfange der Brunnenzeit, als sich eben noch nicht sehr viele Fremde eingefunden hatten. Ich machte gleichsam meinen ersten Ausflug, und kam nun gleich in die große Welt. Ein Paar Tage trieb ich mich sehr langweilig in den Alleen auf und nieder. Dann gerieth ich ei-

nes Abends zu einem Italiäner, und traf da einen Tisch voll Domherren, Edelleute und so weiter, und mitten unter ihnen eine junge Italiänerin, die Tochter eines Schauspiel-Direktors. Das Mädchen war schön, sehr verführerisch gekleidet, und in ihrem ganzen Betragen so frei, als ich bis dahin noch nie ein Mädchen gefunden hatte. Die Herren mit ihrem heitern, ungezwungenen Wesen zogen mich an; ich glaubte jetzt zum ersten Male Menschen von feinen Sitten zu sehen. Anfangs machte mich das ein wenig verlegen. Indeß — du wirst dich ja erinnern, wie ich damals war: ich stimmte in den Ton ein, den ich hörte, und kam bald weiter, als die Herren sammt und sonders. Man fing an mich zu bemerken, und dann auszuzeichnen. Ich überließ mich meiner tollen Laune, die, wie du weißt, . . ." —

Ich habe dich immer lieber ohne diese Laune gesehen, so sehr sie auch die meisten Menschen für dich einnahm.

„Auch fühlte ich mich ohne diese Laune immer besser; ich war aber eitel. — Nun,

wir spielten, sangen, und tranken Punsch. Dieses für mich ganz neue Leben, besonders in Gesellschaft eines so freien und schönen Mädchens, spornte mich; und nicht lange, so äußerten viele Herren, sie hätten nie einen Menschen gesehen, der so witzig und so voll guter Laune wäre, wie ich. Für den nächsten Tag lud ein junger Graf die ganze Gesellschaft zu einer Fete ein; und es versteht sich, auch mich vor allen Andern: denn die Signora — ich habe wahrhaftig vergessen, wie sie hieß — war die ganze Nacht hindurch äußerst artig, ohne alle die üble Laune, von der sie sonst oft geplagt wurde; und sie gestand ganz offen, daß ich die Ursache davon wäre. Sie bat mich und ihren Liebhaber, daß wir sie morgen abholen möchten. Am folgenden Tage schlenderte ich, ein Kleinstädter, ein Mensch, der sich kaum in seinem Familienzirkel zurecht finden konnte — ich schlenderte mit dem schönen, so prächtig und lokkend gekleideten Mädchen am Arm, durch die Allee, und mußte nun natürlicher Weise die Augen der ganzen schönen Welt auf mich

ziehen, da sich die Signora nur von den reichsten und vornehmsten jungen Herren führen ließ. Wir brachten den Tag auf einem nahen Landhause zu, wo wir sangen, spielten, und Eine tolle Posse über die andre trieben. Wäre ich nicht witzig gewesen, die Eitelkeit hätte mich dazu gemacht. Die schöne Signora erklärte mir hundertmal, ich sey höchst liebenswürdig; und ich nahm das so lachend, so fröhlich auf, als ob es mir alle Tage gesagt würde. Der erklärte Liebhaber ließ eine kleine Eifersüchtelei merken. Ich nahm aber einen kalten, stolzen Ton an, und machte ihn dadurch furchtsam. Die Signora hatte irgendwo Rappiere bemerkt. Ich möchte doch wissen, sagte sie lachend, indem sie auf die Rappiere zeigte, wer Sieger geworden seyn würde. Fast alle fochten mit mir, und fast alle wurden entwaffnet. Bei lautem Muthwillen zog der bacchantische Schwarm am Abend spät wieder nach dem Bade zurück. Ich fand ein solches Leben unter Vornehmen, wie fast jeder junge Mensch, sehr angenehm und ehrenvoll."

Ich hoffe, Bruder, du hast es nur einige Tage lang so gefunden; denn nachher, Bruder, —

„Ja, nachher! Als ich zwölf oder sechzehn Jahre älter war, da fand ich es freilich nicht mehr so. Damals aber? . . . Es war mir sehr schwer vorgekommen, so, und mit Anstand, zu leben; und ich fand mich so leicht hinein. Das schmeichelte mir, und ich ging in der Allee recht stolz auf und nieder. Die Signora, die, als Fremde, als Schauspielerin und als ein so reitzendes Mädchen, sehr viel Aufsehen machte, nahm Morgens, in der leichtesten Kleidung, wenn sie den Brunnen trank, meinen Arm. Daß ich nach dieser Auszeichnung ihr erklärter Liebhaber, und erstaunlich reich seyn mußte, versteht sich. Jetzt erwies man mir die Ehre, sich in der Stille nach mir zu erkundigen. Mein Wirth, der bald einen Grafen, bald einen Baron zu mir kommen sah, glaubte, ich könnte unmöglich ein Bürgerlicher seyn, und machte mich zu einem Baron Rautenbach. Nicht lange, so wurde ich allgemein so genannt, und — ich schwieg zu dem Irrthume."

Der Lieutenant schlug eine Mücke an seiner Wade todt, um nur nicht aufsehen zu dürfen.

„Ich spielte ein Paarmal hohes Spiel, und gewann ganz außerordentlich, — vielleicht, weil man mich gewinnen lassen wollte, um mich nachher auszuplündern."

Die verwünschten Mücken! Ich muß nur rauchen! sagte der Lieutenant, und stopfte sich eine Pfeife.

„Rauche nur, Bruder! Es kommen bald Mücken, die du nicht wegrauchen wirst. — Ich hatte nun Geld, noch länger im Bade zu bleiben, und blieb. Die Italiänerin wußte sehr wohl, daß ich kein Edelmann war. Sie hatte mich bestimmt nach meinem Vater gefragt, und lügen, Bruder, konnte ich nicht."

Siehst du? Fahre nur fort! Das dacht' ich wohl!

„Aber ich schämte mich wahrhaftig, daß ich es nicht konnte. Die Signora lächelte bei meiner offenherzigen Antwort. Sie schien das Geständniß als ein Vertrauen anzusehen, das ich ihr allein bezeigte; oder — es ist auch wohl möglich, daß ich es so stellte."

Nein, nein! Sie nahm es nur so; denn was hätte dich bewegen sollen . . .?

„Viel, sehr viel. Doch laß das! Sie lächelte, drückte mir die Hand, und sagte mit muthwilligen Augen: mein schöner Herr, jetzt fange ich an, Sie zu errathen. — Von diesem Augenblick an war sie so vertraulich gegen mich, als wüßte sie alle meine Geheimnisse. Sie hütete sich wohl, bekannt zu machen, daß ich kein Baron wäre. Ich wußte, daß sie mich für einen Avanturier hielt, und fand das lustig. Ein Inkognito gefällt ja den meisten jungen Leuten."

Hm! hm! brummte der Lieutenant. Du warst ein junger Mensch, und machtest deine erste Ausflucht.

„Ich hatte von nun an Erlaubniß, sie zu jeder Tageszeit zu besuchen, und sie versicherte mir, daß sie mich bei allen Planen, die ich etwa haben könnte, unterstützen würde, versprach sich aber dasselbe auch von mir Endlich ließ sie mich in ihre Karte sehen, und ich fand ihr Spiel sehr verächtlich. Es war darauf angelegt, einen reichen Mann zu plün-

dern, und ich sollte den Bravo, den Komö-
dien-Bruder, machen. Als mir die Augen
aufgingen, regte sich mein ganzer Stolz. Ich
machte mich zu jedermanns Verwunderung
auf einmal gänzlich von ihr los."

Gott Lob, Bruder! Gott Lob! Ich habe
wie auf Kohlen gesessen. Deine Erzählung
stach ärger als tausend Mücken.

„Es war mein Triumph, daß ich sie de-
müthigen konnte; und dabei, weißt du wohl,
ist nicht viel zu triumphiren. Der Bruch fiel
in einer zahlreichen Gesellschaft vor, und die
ganze Scene war so, daß über die Art mei-
nes Umganges mit ihr kein Zweifel übrig
blieb. Es wurde bekannt, und man dich-
tete mir nun einen Plan an, an den ich
gar nicht gedacht hatte. Man sagte, ich wäre
in das Bad gekommen, um einen betrogenen
Freund an der Buhlerin zu rächen; ich hätte
sie in ihrem eigenen Netze gefangen, und sie
dann abgewiesen. Die Signora sprengte nun
aus: ich wäre ein Spieler, ein Bettler, ein
weggelaufener Bedienter. Man lachte dar-
über; denn ich spielte nicht mehr, bezahlte

richtig, war oft sogar freigebig, und zeigte im Gespräche Kenntnisse, die eine gute Erziehung voraussetzten. Genug, ich machte Aufsehen; und nun — Ich bedaure dich, Bruder! Aber lehrreich ist meine Begebenheit; Wilhelm sollte sie hören!"

Das verhüte Gott, lieber Fritz! Du warst ein junger Mensch; das ist es.

„Eben darum. — Nun hüllte ich mich absichtlich in ein geheimnißvolles Dunkel, und wurde bald zu Gesellschaften gezogen, in die ich während meines Umganges mit der Buhlerin nicht hatte kommen dürfen. Man suchte mich auszuforschen; ich freute mich aber, daß ich schweigen konnte. — Eines Tages besuche ich einen öffentlichen Garten, der erst dieses Jahr zum Vergnügen der Badegäste eingerichtet war, und der heute eingeweihet wurde. In einer Gegend des Gartens sehe ich eine Menge junger Leute vor einer hohen Maschine, die ich nicht kenne. Ich frage den Wirth, was das sey; und er antwortet mir: eine Russische Schaukel. — Wie ist es denn damit? fragt ein junges Mädchen. Der reine,

silberhelle Ton ihrer Stimme macht mich aufmerksam, und ich sehe eine edle, schlanke, schöne Gestalt, mit schwarzen funkelnden Augen, und einer unbeschreiblichen Hoheit in der Stellung. Sie war mir noch nicht zu Gesichte gekommen, und ich konnte nicht aufhören, sie anzustaunen. Von allem, was der Wirth ihr sagte, um ihr den Gebrauch der Maschine zu beschreiben, hörte ich auch nicht Eine Sylbe; ich sah nur sie, wie sie bald auf den Mann, bald auf die Schaukel blickte, die jetzt von ein Paar Leuten in Bewegung gebracht wurde. Du kennst wohl eine solche Maschine nicht, lieber Bruder. Es ist ein großes Rad, etwa von zwanzig Fuß im Durchmesser, worin vier bewegliche Sitze hangen, die mit dem Rade hinauf und wieder herunter steigen. — Niemand von den Anwesenden hatte je eine solche Schaukel gesehen, und alle fürchteten sich, einen Versuch damit zu machen. Der Wirth, der nun besorgte, daß er von seiner Schaukel keinen Vortheil haben würde, trat zu mir heran, und sagte leise: Sie wagen es wohl zuerst,

Herr von Rautenbach. O, wenn sich doch auch ein Frauenzimmer dazu entschlösse! Ich blickte auf das schöne Mädchen, und lächelnd sagten wir Beide zu gleicher Zeit: da ist ja nichts zu wagen! — Nun führte ich das Mädchen zu dem einen Sitz, und sie stieg ohne Zögern hinein. Der Wirth wollte anfangen, ihr zu erklären, warum es gar nicht gefährlich wäre; sie sagte aber: ich kann ja sehen! Der Sitz ist beweglich; das Rad drehet sich, und der Sitz mit. Fangt an! — Als sie oben war, stieg ich in den Sitz gerade unter ihr. Alles klatschte uns Beifall zu. Wie kindisch man doch in der Jugend ist, Bruder Lieutenant! Und, dir die Wahrheit zu gestehen, ich bin noch jetzt ein Kind: denn die Erinnerung an das Klatschen macht mir noch immer Vergnügen. Als ich oben war, beugte ich mich über die Lehne, um meine Dame zu sehen. Sie blickte zu mir hinauf, nickte mir lächelnd zu, und rief: „wie stolz!" — Wie bescheiden! rief ich hinunter. „Ich steige!" sagte sie; und ich: sehr grausam! gerade, wenn ich sinke! — Noch drehete sich das Rad lang-

sam. „Fangen Sie!“ rief sie jetzt oben, und warf mir eine Rose durch das Rad zu. Nun flog das Rad schneller. „Mir wieder!“ rief sie; ich antwortete: das Rad fliegt zu schnell; sie würde auf den Boden fallen.“

„Nun jagten wir uns in einem steten Kreise, und es war, als ob die ganze Gegend vor uns tanzte. Endlich rief sie, man möchte anhalten. Wir stiegen aus; und jetzt, da wir das Beispiel gegeben hatten, war die Schaukel unaufhörlich in Bewegung. Alles umringte sie jauchzend; wir Beiden standen entfernter, und sahen ernsthaft auf das Rad. — „Hören Sie nur das fröhliche Jauchzen!“ sagte sie; „gerade, wie Kinder.“ — Oder wie Menschen. (Sie sah mich erwartend an.) So nahe bei einander, fuhr ich fort; und doch nicht erreicht! Gerade, wie im Leben; auch die besten Menschen suchen einander oft unablässig, und erreichen sich nicht eher, als wenn sie aus dem Rade des Lebens steigen. — „Ei nun!“ erwiederte sie lächelnd; „man muß sich begnügen. Auf irgend eine Art erreicht man einander doch

wohl, und sollte es auch nur durch Blicke, durch ein Paar schnelle Worte, oder eine Blume seyn, die man einander zuwirft. Gerade, wie Menschen, sagten Sie? Ich dächte, auch wie das Glück der Menschen: es sinkt und steigt. Doch wäre Stillstand das Uebelste von allem. Denn — warum lieben fast alle Menschen die Gefahr? Warum hat der Schwindel auf einer Höhe etwas Angenehmes bei allem Unangenehmen?" — Hat er das? fragte ich. Mich hat nie geschwindelt. Ich bin auf Bergen erzogen. . . . Aber doch wollen alle Menschen die Ruhe. — „Nur die Ruhigen nicht. Man will nichts als Wechsel!" erwiederte sie mit ernster Hoheit. — Das sollten Sie wenigstens lachend sagen, um einen Scherz daraus zu machen: denn es spricht eben nicht für den Menschen. — „Nein! Aber sollte es des Menschen Schuld seyn, wenn er nichts fest halten kann, nicht Freundschaft, nicht Haß?" — — Auf einmal rief man bei dem Rade, und wir gingen näher. Drei Paare hatten drei Sitze eingenommen; der vierte war noch leer, und

man bat uns, hinein zu steigen. Ich blickte meine Begleiterin an. Sie sagte: „er ist sehr enge!" — Wohl wahr! erwiederte ich scherzend, mit einer Anspielung auf unser Gespräch: aber dennoch wäre so das Leben schöner. Sie lächelte und ging einen Schritt näher. Ich nahm das für Einwilligung, und führte sie an den Stuhl. So wie wir saßen, wurde das Rad in Bewegung gesetzt. Sie hielt sich, weil sie so wenig Raum hatte, an der Lehne, und ich umfaßte sie, daß sie nicht hinaus fallen könnte. Es entstand ein Gelächter bald unter, bald über uns; sie sah ernst vor sich hin. Ich hielt sie noch immer umfaßt, betrachtete sie von der Seite, und fand in jedem Augenblicke mehr, daß sie außerordentlich schön war. Als man anhielt, und wir ausstiegen, sagte ich unbesonnen: sehen Sie! ich hielt sie fest, ganz fest, bis das Rad des Lebens stand. — Sie warf einen schnellen Blick auf mich. Ich erröthete; doch in ihrem Gesichte sah ich weder Verdruß noch Lächeln. Sie ging jetzt auf eine bejahrte Frau zu, die sich ihr durch einen Bogen-

gang näherte. Als ich ihr nachher begegnete, grüßte sie mich freundlich, wie einen alten Bekannten; und als derselbe Fall noch einmal kam, sagte sie: „wir wollen eine Partie Caroussel machen; wollen Sie mit dabei seyn?“ Ich nahm ihre Hand, und wir gingen nach der Scheibe. Sie kannte das Spiel nicht; und doch verfehlte sie selten den Ring: so richtig war ihr Augenmaß, so fest ihr Arm. Ich stand neben ihrem Sitze. Als sie fertig war, überließ sie ihren Platz einem andern Frauenzimmer, und setzte sich mit mir ganz in der Nähe. Wir scherzten darüber, daß wir unsre Bekanntschaft auf einem so wandelbaren Boden, wie die Schaukel und das Caroussel, gemacht hätten. Sie setzte den Scherz mit einer so feinen, besonnenen Artigkeit fort, daß ihr Gespräch mich schon an und für sich interessirt haben würde. „Genug,“ sagte sie, als sie mich verließ, „ich liebe diese wirbelnden Bewegungen, und Sie werden mich oft hier im Garten sehen.“ — Ich küßte ihr die Hand, und ging tiefsinnig, mit ihrem Bilde in meiner Seele, nach Hause.

„Ich kannte die große Welt zwar erst seit vier Wochen, allein doch schon genug, um sie in gewissen Augenblicken sehr langweilig zu finden. Du kannst mir glauben, Bruder, nicht Eins von allen Mädchen im Bade — und es waren sehr schöne darunter — nicht Eins hatte nur so viel Eindruck auf mich gemacht, wie die Signora. Ich blieb, troz meinem Jugendfeuer, sehr ruhig, und wollte schon nach Hause reisen, als ich auf einmal meine Fremde kennen lernte. Sie war ein ganz anderes Wesen! so erhaben, so edel! Genug, sie hatte ihren eigenen Charakter. Am folgenden Morgen sah ich sie in dem Gewühle von Trinkenden. Ich war ein wenig scheu geworden; doch, so wie sie mich nur bemerkte, kam sie auf mich zu, und ging mit mir. „Dieser Schwarm," sagte sie, mit einem Wink auf das Gewimmel von Menschen, „scheint mir in der Ferne so interessant; und bin ich darin, so verlangt mich wieder hinaus. Ich habe seit drei Jahren Bäder besucht, und glaube, der Gedanke an die Menge fremder Gesichter, und an die

Unterhaltung, die ich mir von ihnen verspreche, wird mich noch einige Jahre täuschen." Wir redeten nun über Geselligkeit, Freundschaft, und so weiter. Unser Gespräch wurde bald vertraut, und blieb es. Drei Tage lang sahen wir einander jede Stunde, die wir schicklich zusammen seyn konnten. Am vierten begegnete uns die Signora. Meiner Fremden fiel die schöne Figur auf, und sie fragte, ob ich sie kennte. Ich nannte ihr den Nahmen. „So? die?" fragte sie lebhaft. „Sie kennen die Signora wohl genauer? Gestern hörte ich von einem Vorfalle reden, den Sie mit ihr gehabt haben. Man sagte, Sie hätten in einer sehr innigen Verbindung mit ihr gestanden. Was zog Sie so an?" — Ich besann mich einige Augenblicke; denn ich hatte darüber noch gar nicht nachgedacht. — „Wenn Sie meine Frage unbescheiden finden," fuhr sie schnell fort, „so will ich sie nicht gethan haben." Ich . . ." —

Mir, Bruder, fiel der Lieutenant ein, scheint sie das. Ein Mädchen darf so nicht fragen!

Mit diesem Tone, mit diesem ruhigen, offenen Gesichte, durfte sie es. — Hm! sagte ich: wie soll ich Ihnen das nennen, was mich bei ihr anzog? Ich traf sie in einer Gesellschaft von Männern. Sie war fast das einzige Mädchen darin; und dennoch betrug sie sich so frei, so leicht, und hielt auch die wildesten in einer ehrerbietigen Ferne. Wenn ich mich des Eindrucks richtig erinnere, so war es die Selbstständigkeit des schönen Mädchens, wodurch es mir interessant wurde. — „Mangel an Weiblichkeit — pflegen die Männer den so zu nennen?" fragte sie! „Ich glaube, er ist der schlimmste Fehler, den ein Mädchen haben kann."

Richtig, Bruder, rief der Lieutenant; die Bemerkung ist sehr wahr! . . . Und was gabst du ihr denn zur Antwort?

„Ich sagte: wäre das Gegentheil von dem Betragen dieses Mädchens Weiblichkeit und der Charakter des Weibes, so hätte ich das, glaube ich, doch empfinden müssen. Uebrigens, wie ich hier viele Mädchen kennen gelernt habe, so scheint man häufig Kraftlosigkeit, kindi-

sche Charakterlosigkeit mit Weiblichkeit zu verwechseln. Doch dem sey, wie ihm wolle: ich fühlte mich angezogen, und eben durch ihr Betragen angezogen. Mich dünkt, wahre Unschuld ist immer muthig. — Die Fremde lächelte mir zu. „Und was stieß Sie ab?" fragte sie, als ich ihr von meinem Umgange mit dem Mädchen erzählt hatte. — Ihr Mangel an Weiblichkeit. Sie erkünstelte eine Unschuld, die sie nicht hatte, und brauchte sie als ein Netz für ihre Eitelkeit und ihre Habsucht. Und das, dünkt mich, ist die wahre Unweiblichkeit. „Wie?" fragte sie schnell und mit Eifer. „Wie? Ich habe Sie nicht ganz verstanden." — Das Mädchen will gefallen, aber nicht bloß Einem und dem Andern, bis sie den Einen findet, den sie liebt. Nun will sie nur diesem gefallen, nur diesem allein. Koketterie ist die wahre Unweiblichkeit. — „So könnte man sie auch Unmännlichkeit nennen: denn wie viele Männer sind nicht ebenfalls kokett!" — Die bestrafe die kälteste Verachtung jedes unschuldigen Mädchens, und der Spott jedes Mannes! — „Was wäre

denn

denn aber Weiblichkeit, wenn es das nicht wäre?" fragte sie wieder. — Ich weiß selbst nicht, woher ich die Dreistigkeit nahm, ihr zu antworten: das treue Herz einer Gattin, das zärtliche, aufopfernde Herz einer Mutter! Beinahe, Bruder, hätte ich sie in meine bebenden Arme genommen, und ihr gesagt: dein Herz, schönes, geliebtes Mädchen! Denn, mußt du wissen, wir gingen im dunkeln Gebüsch eines Wäldchens. Alles duftete da; die Nachtigallen schlugen, und die Zweige bogen sich oft dicht über unsern Köpfen zusammen. — Wir kamen aus dem Gebüsch auf eine freie Anhöhe, setzten uns, und sahen in die lachende Gegend. Jetzt wurden wir schon so vertraut, daß sie lächelte, als ich wilde Rosen von den Stauden neben uns abpflückte, und sie ihr in das Haar steckte. Auf dem Rückwege sprachen wir über unsern Charakter, unsre Erziehung, unsre Art zu denken. Wir gestanden einander bald, daß unsre Herzen, unsre Seelen verwandt wären. Und ist es denn nicht auch unser Blut? sagte ich, halb begeistert. — „Unser Blut?" erwiederte sie

befremdet, und sah mir erwartend in die Augen. Dann sagte sie lächelnd: „es sollte mir lieb seyn, wenn Sie eine Verwandtschaft mit mir herausbringen könnten. Lassen Sie doch hören!“ — Ich faßte ihren Arm über der Hand. Bewegt denn nicht, sagte ich, dasselbe Blut diese Adern und dieses Herz? Hebt nicht dieselbe Empfindung diese Brust? Sind wir nicht Beide Menschen, aus demselben Stamme entsprossen? — „Ah! so meinen Sie es, lieber Vetter! Uebrigens bin ich Ihnen ja so unintereſſant gewesen, daß Sie wohl nicht einmal meinen Nahmen wissen.“ (Ich erröthete; denn wirklich wußte ich ihn nicht.) „Richtig!“ fuhr sie lächelnd fort. „Sehen Sie, daß ich mich ganz anders um meine Freunde bekümmre. Sie heißen Rautenbach, das weiß ich schon.“ Ich gerieth in Verlegenheit. Es ist seltsam! sagte ich zuletzt; ich habe noch nicht Einmal daran gedacht, daß Sie einen Nahmen haben müssen; und, wenn Sie mir erlaubten, Sie Cousine zu nennen, so brauchte ich ihn auch nicht zu erfahren. — „Ich will Ihnen mei-

nen Nahmen recht gern sagen, lieber Vetter. Antonie.“ — So hieß Ihr Vater? fragte ich, ziemlich zerstreuet. — „So hieß mein Vater nicht; so heiße ich.“ Jetzt faßte ich freudig ihre Hand, und drückte sie an meine Lippen. O, ich hätte mich gern ihr zu Füßen geworfen, um ihr zu danken, daß sie mir erlaubte, sie bei ihrem Nahmen zu nennen. So oft ich nur konnte, nannte ich sie nun: Cousine Antonie. Auf dem Rückwege bat sie mich, sie nach ihrer Wohnung zu begleiten. Hier stellte sie mich der ältlichen Frau vor, die sie Tante nannte; und auch von dieser wurde ich freundschaftlich aufgenommen. Es war ein seltsames Verhältniß zwischen Antonien und ihrer angeblichen Tante, das mir die erstere zwar, so viel sie konnte, zu verbergen suchte, das mir aber dennoch nicht entging. Die Tante behandelte die Nichte keinesweges mit der Zärtlichkeit einer Verwandtin, sondern mit der Ehrerbietung einer Untergebenen. Auch die Art, mit der sich Antonie gegen sie benahm, war gezwungen.“

Ich fürchte, Bruder, du warest in die

Hände einer neuen und gefährlichern Signora gefallen!

„Dieser Gedanke flog wirklich auch durch meinen Kopf; doch sobald ich auf Antonien mit ihrem Gesichte voll edler Ruhe, voll hoher Unschuld nur einen Blick warf, fand ich es gar nicht mehr befremdend, daß eine solche Tante (denn diese war nichts weniger als gebildet) eine solche Nichte mit Ehrerbietung behandelte. Indeß, Bruder, errieth ich doch aus andern Umständen, daß die Tante nicht die Tante war. Was aber sonst, das wußte ich nicht."

Was sonst? Bruder, ich kenne die Welt nicht viel; aber was die Frau war, liegt ja klar am Tage. Mir wird ganz bange.

„Man fragte mich nicht, wer ich wäre, und nannte mich zutraulich: Vetter. Mir aber fiel es gar nicht ein, mich näher nach meiner neuen Cousine zu erkundigen. Traf ich die Tante einmal allein, so fing ich wohl ein Gespräch an, das dahin führen sollte; sie wich mir dann aber bald mit der sichtbarsten Aengstlichkeit aus. Ich sah deutlich, daß sie

sich verbergen wollte. Doch Antonie nicht; die wurde mit jeder Stunde offner."

Den Teufel auch, Bruder! Gott vergebe mir das Fluchen! Offner? Sahest du denn nicht ...? Fiel dir nicht ein, daß ...

„Allerdings fiel mir eins und das andre ein; allerdings trieb der Teufel mir den Gedanken durch den Kopf, daß hier noch eine Signora wäre. Aber, Bruder, was wollte sie mit mir? mit einem armen jungen Menschen, der von einem Spielgewinne lebte?"

Man hielt dich für reich, für einen Baron.

„Nein, Bruder! Daß ich nicht reich war, wußten Tante und Nichte; und daß sie reich waren, sah ich aus hundert Umständen. — Antonie, habe ich dir schon gesagt, war sehr schön. Die vornehmsten jungen Leute drängten sich an sie; doch nach einer Stunde Unterredung, war sie auf immer von ihnen befreiet. Sag, was du willst, Bruder — das Ding sah aus wie ein Geheimniß, und war auch eins, wie du bald hören sollst. Aber die Unschuld hat ihren eigenen Charakter, den man

wohl einen Tag lang nachahmen kann, doch nicht ganze vier Wochen. — Alle Männer staunten Antonien mit bewundernden Blicken an, und alle Mädchen rümpften die Nase über sie: der sicherste Beweis, daß sie ein Engel von Schönheit seyn mußte. Auch Geist hatte sie; denn jeder hohlköpfige Geck nannte sie eine Närrin, und jedes einfältige Gänschen schalt sie eine Gelehrte. Und ihr Herz! ihr Herz! Viele Unglückliche im Wilhelmsbade gingen mit Vertrauen zu ihr. – Kurz, lieber Bruder, sie war in jedem Betracht ein Engel. Ich gestehe dir ganz offen, die Tage, die ich mit ihr umging, sind die schönsten meines Lebens gewesen. Noch jetzt kann ich keine Russische Schaukel und kein Caroussel sehen, ohne daß mir das Herz ein wenig stärker klopft; denn in der Schaukel fühlte ich meine Liebe zuerst, und eben darin gestand sie mir die ihrige. — Es war ein Monat verlaufen, da fing sie an von ihrer Abreise zu reden. Ach, ich hatte schon seit vier Wochen mit Angst an die meinige gedacht. Sie bestimmte endlich den Tag, und setzte vertrau-

lich hinzu: „unsre Trennung wird mich sehr schmerzen.“ Jetzt nahm ich mir vor, ihr zu sagen, um wie viel mehr sie mich schmerzen würde, weil ich sie unaussprechlich liebte. Aber ich war nichts, und hatte nichts, als ein Paar Arme, Entschlossenheit und guten Willen. Was durfte ich also hoffen? Bei dem allen wollte ich ihr dennoch sagen, daß ich sie liebte. Schüttle den Kopf nicht, Bruder! Ich konnte sie nicht weggehen lassen, ohne ihr mein Herz zu entdecken. — Den Tag vor ihrer Abreise ging sie mit mir spazieren. Der Zufall führte uns an die Schaukel. „Hierin,“ sagte sie, „lernten wir einander kennen.“ So eben wurde das Rad angehalten. Zwei Mädchen stiegen aus, und wir Beide liefen zu gleicher Zeit hinzu, um den Sitz einzunehmen. Das Rad wurde wieder in Bewegung gesetzt. „Geschwind!“ sagte sie, mit einem freundlichen Blicke auf mich: „lassen Sie uns hier von einander Abschied nehmen, hier, wo wir uns fanden.“ Ich umschlang sie fester, und sie lehnte sich an meine Brust. Abschied? sagte ich. O, daß ich Sie

ewig so halten könnte, Antonie! Nie wür-
den diese Arme, dieses Herz Sie lassen! —
Sie wendete ihr Gesicht zu mir, und fragte
ernsthaft: „nie?" — Nie! wiederholte ich
betheuernd; nie, Antonie! — „Nie ist ein
Wort, das der Mensch selten brauchen sollte!
... Ewig halten? Ich habe in der schreck-
lichsten Geschichte erfahren, wie lange eine
solche Ewigkeit dauert! Das liebende Weib
fühlt sein Herz zurückgestoßen, und schleppt
nun die fesselnden Ketten der Umstände, der
unglücklichen Ehe bis an den Tod." — Ich
verstehe Sie nicht, Antonie. Eins nur fühle,
denke, und weiß ich: daß ich, so bald Sie nicht
mehr hier sind, unglücklich seyn werde! ...
Wir trennen uns; aber ich werde nie auf-
hören, Sie zu lieben. Ach! ich liebe Sie
schmerzlich!"

„Sie schwieg; aber sie drückte die Hand,
womit ich sie umfaßt hielt, sanft an ihre
Brust. Ich blickte auf, und sah, daß eine Thrä-
ne langsam über ihre Wangen rollte. Wir
schwiegen Beide; doch sie drückte meine Hand
mit Innigkeit. Als wir ausstiegen, sagte sie,

mitten unter den Menschen, die um uns waren: „und wenn ich Sie liebte, würden Sie mich nie verlassen?“ — O, Antonie! wenn Sie mich liebten, wenn ich Ihre Liebe nur hoffen dürfte: dann folgte ich Ihnen mit Freuden in das dunkelste Elend, in . . . — „Ich liebe Sie, Rautenbach!“ unterbrach sie mich, in einem festen Tone; „ich liebe Sie wahrhaft. Mögen Sie mich verlassen — mein Herz wird nicht aufhören Sie zu lieben. Doch ich würde Sie hart bestrafen, wenn Sie mich betrögen.“ Während dieses Gespräches waren wir auf das Feld gekommen. Sie ging rasch mit mir vorwärts in ein einsames Wäldchen, das um diese Tageszeit selten von jemand besucht wurde. Hier wollte ich mich ihr zu Füßen werfen; sie hielt mich aber, und sagte ernst: „in die wichtigste Angelegenheit unseres Lebens soll sich keine täuschende Rührung mischen. Diese Stunde entscheidet unvermeidlich über uns Beide, über unser Schicksal. Fühlen Sie, ahnen Sie auch nur ganz von fern in Ihrer Seele, daß Sie einst aufhören könnten, gegen

mich gerecht zu seyn (unsre Liebe kann freilich aufhören): so lassen Sie uns hier einander Lebewohl sagen. Wir sahen uns dann wie zwei bessere Menschen, die das Schicksal auf immer trennte. . . . Sie lieben mich, sagen Sie. Wie entstand Ihre Liebe? Ich bitte Sie, verschweigen Sie mir nichts." Ich erzählte ihr, was ich dir erzählt habe, Bruder. Sie hörte mich Anfangs lächelnd an; doch bald schwammen ihre Augen in Thränen, und sie reichte mir ihre bebende Hand. „Ich wollte ruhig, sogar kalt seyn," sagte sie mit sanftem Weinen; „aber mein unruhiges Herz ist mir dennoch zu stark! . . . Rautenbach, ich weiß, wie vergänglich die Liebe ist; und dennoch vertraue ich ihr mein Glück — ihr, und dem Edelmuthe eines geliebten Mannes. Ich liebe Sie unaussprechlich. Weh mir, wenn ich betrogen würde!" Betrogen? Ich hob ihre Hand in der meinigen auf, und schlug den nassen Blick an das Gewölbe des Himmels. Mich verlasse jeder Trost, jede Hoffnung, mein eigenes Herz, der Glaube an alles Gute, wenn

ich dich je verlasse, Antonie! — „O, schwö= ren Sie nicht!“ rief sie. „Ist Ihr Herz ge= täuscht, so sind Ihre Schwüre nur Luft, nur Töne, die in der Zukunft schmerzen! Lassen Sie mich!“ — Sie ging unter dem Gebüsch in großer Bewegung auf und ab; dann kam sie wieder zu mir, und sagte: „ich muß Ih= nen noch erzählen, wie meine Liebe entstan= den ist.“ Sie setzte sich auf den Rasen, und zeigte mir eine Stelle, ihr gegenüber; ich warf mich aber neben ihr auf den Boden. Nun er= zählte sie mit jungfräulichem Erröthen, mit be= bender Stimme, niedergeschlagenen Augen und halben Worten die Geschichte ihrer Liebe. Ich will sie dir ersparen; aber sie brachte da= mals mein Herz in eine überirdische Bewegung. Ich mußte sie umfassen, und — sie sank an mein Herz. Bruder, nichts in der Na= tur gleicht dem ersten Kusse einer reinen un= schuldigen Liebe! Meine Brust war so weit, und doch so voll von der unaussprechlich= sten Seligkeit. Es wallte, es stürmte in meiner Seele; und dennoch, mitten in die= sem Sturme, ein Versinken in die Ruhe

des Himmels: der sehnliche Wunsch, zu sterben."

Ich, sagte der Lieutenant erröthend, war kein Jüngling mehr, als ich ungefähr eben dasselbe fühlte. Doch so oft ich jetzt daran denke, fällt mir etwas Besseres ein: wenn das schon die Erde giebt, dies vergängliche Leben, dieses Herz von Staub; welche Empfindungen können die Menschen in einer besseren Welt noch haben! Der Gedanke ist, wie du immer sagst, erschütternd. — Doch erzähle nur weiter.

„Ich fühlte ihre heißen Lippen auf den meinigen, ihr Herz an meiner Brust, ihre zitternden Hände um meinen Nacken fest geschlungen; oder — ich fühlte von dem allen gar nichts. Endlich erholten wir uns wieder, und ich sah ihr schweigend und selig in das große Auge, das von Thränen überfloß. Laß mich darüber hingehen, Bruder. Ich bin ein alter Mann, und in dessen Munde mag sich die Schilderung eines solchen Augenblickes wohl nicht sonderlich ausnehmen. Kurz, wir waren Beide außer uns. Bald gen Himmel,

bald uns in die Augen blickend, und einander innig umfassend, schworen wir uns ewige Liebe; und wir würden lange so gestanden haben, wenn nicht endlich ein Paar Leute durch das Wäldchen gekommen wären. Nun gingen wir zurück in die Allee. Mitten unter den Auf- und Abgehenden sagte sie: „hier lassen Sie uns reden! Der Anblick dieser wandelnden Bildsäulen wird uns Ruhe geben; und die haben wir Beide nöthig. . . . Sie lieben mich also?" — Antonie, das kannst du noch fragen? — „Wohl denn! ich glaube es, und werde Ihnen noch mehr glauben! . . . Du willst also mein seyn?" Ich bin dein, ganz dein, so lange mein Herz schlägt. — „Du willst mich von jetzt an nie wieder verlassen? gänzlich mein seyn? immer bei mir bleiben und alles mit mir theilen?" — Bruder, jetzt fiel mir auf einmal meine Lage ein. Wie ein Blitz fuhr mir der Gedanke durch den Kopf, daß . . . daß . . . Genug, der Mensch hat auch in seinen schönsten Stunden ein Fleckchen, wo der Teufel sein Wesen treibt. Ich sollte sie nicht ver-

lassen? von jetzt an bei ihr bleiben? Und ich wußte nicht, wer sie war, ja nicht einmal ihren Nahmen. Du wirst es natürlich finden, daß ich nicht sogleich antwortete.

„Sie sah mich mit stolzen Blicken an, und sagte ernst: „Besinnen Sie Sich, Rautenbach; ich will Sie nicht überraschen.“ — Antonie! erwiederte ich; es bedarf keines Besinnens, ob ich will. Lebe in einer fürchterlichen Einöde, und ich bleibe bei dir. Ich sinne nur nach, wie es seyn kann, wie es seyn wird und seyn muß. Antonie — wer bist du? wie heißt du? — „Ist das Neugierde?“ fragte sie. „Ich bin deine Geliebte, und du nennst mich so. Muß ich noch einen andern Nahmen haben, um das zu seyn? Ich will dich ganz oder gar nicht!“ — Antonie, sagte ich; möge ich auch nie deinen Nahmen erfahren: ich bin dennoch dein, ganz dein. Aber — ich bin arm. Mein Vermögen ist unbedeutend, und meine Mutter lebt noch. Alles, was ich habe, ist mein Herz, diese Hände, und Muth. Doch — ich zittre nur für dich. — „Du zitterst? du zit-

terst, mein zu seyn?" — Ja, Antonie, ich zittre für dich. Dürfte ich dir die geheimsten Gedanken meiner Seele verhehlen? Ich bin dein, ich verlasse dich von diesem Augenblicke an nicht wieder. Wohin du gehen willst, gehe ich mit dir; was du thun willst, thue ich mit. Jeder Himmel ist mir gleich, jede Beschäftigung, jeder Stand, jede Arbeit, die ich für dich thue. Fodre! und zögre ich eine Sekunde lang; ist mir Ein Opfer für dich zu schwer, Eine Arbeit für dich zu niedrig; lebe ich mit dir weniger gern im tiefsten Elend, im drükkendsten Mangel, als in Pracht und in blendendem Schimmer: so wende dein Auge gänzlich von mir! Ich bin dein; dein auf ewig! Aber — ich zittre für dich, bis du mir sagst, wer du bist, und was du willst. – „Ich gehöre dir auf ewig, wie du mir. Arm bin ich, wie du; aber genügsam. Auch habe ich Hände, und Sinn für Thätigkeit. Ist nur dein Herz mein, so bin ich reicher, als eine Fürstin. . . . Ich bin gezwungen, in der tiefsten Verborgenheit zu leben, und habe allen Menschen entsagt. Dasselbe Opfer fodre ich

von dir. Du sollst wie aus dem Leben verschwunden seyn, und nur mir, mir allein, gehören." — Nein, Antonie! sagte ich; nein! dieses Opfer kann ich dir nicht bringen; es hängt nicht von mir ab. Meine Mutter muß bestimmt wissen, daß ich lebe. Ich wäre ein Ungeheuer, wenn ich ihr vorsetzlich Angst machte, wenn ich sie in einer herzzerreißenden Ungewißheit über mein Schicksal ließe. Auch mein Bruder . . ."

Fritz, ich wäre gestorben vor Angst und Jammer. Es hat mich schon genug geängstigt, daß ich nicht ganz genau wußte, wo du warst.

„Sie sagte kalt: „deine Mutter und dein Bruder sind dir also lieber, als ich?" — Nein, Antonie! Ich liebe dich über alles, mit einem Gefühle, dessen ich mein Herz auch in den seligsten Träumen nicht für fähig hielt. Doch ich liebe auch meine Mutter und meinen Bruder. Es soll niemand Thränen um mich vergießen. — „Mich ausgenommen," fiel sie ein; „denn ich muß dies Opfer fodern, oder wir sehen uns jetzt zum

letzten

letzten Male. Wählen Sie!" — Bruder, ich fühlte, daß ich mein Elend wählte; aber ich zögerte keinen Augenblick. Wie hätte ich dich, du gute Seele, so betrüben können! Antonie! sagte ich entschlossen; nie soll dein Nahme über meine Lippen kommen, nie soll ein Mensch erfahren, wer du bist, wo du bist, daß du mich kennst, und daß ich dich liebe. Foderst du aber wirklich, daß ich dir meine Mutter, meinen Bruder und meine Schwester aufopfern soll: ja, dann haben wir uns zum letzten Male gesehen; dann laß mich fern von dir trauern und sterben! — Sie blickte mich lächelnd an, und sagte: „könntest du denn, um mir eine Thräne zu ersparen, deinem Glücke entsagen? könntest du das? könntest du das?" — Antonie, ich kann alles für dich. Du sollst sehen, wie fest, wie treu mein Herz an dir hangen wird. — „Nun wohl! du schreibst deinen Verwandten, daß du lebst; auch siehst du sie von Zeit zu Zeit: doch den Ort, wo wir leben, und meinen Nahmen verschweigst du." Ich versprach ihr das. „Morgen früh," sagte sie nun, „reise ich

ab. Diesen Nachmittag sagst du mir Lebewohl, und heute über acht Tage, den dritten August, sehen wir uns bei Kassel auf dem Weissensteine wieder: in der Riesenhalle, dem Achteck auf der Höhe. Nachmittags um drei Uhr. Vergiß es nicht!" Sie verließ mich mit einem holden Lächeln."

„Nach Tische ging ich zu ihr, und sah die Tante schon mit Einpacken beschäftigt. „Ah, sieh da!" sagte Antonie lächelnd; „ich glaubte schon, Sie hätten uns ganz vergessen!" Sie sprach ganz ruhig über ihre Abreise, scherzte über unsre Bekanntschaft, und gab mir endlich einen Wink, daß ich gehen sollte. Ich nahm von ihr und der Tante Abschied. Als ich unten war, dachte ich mit einer gräßlichen Empfindung: wenn ich sie jetzt zum letzten Male gesehen hätte! Ich wollte mir diesen Gedanken aus dem Sinne schlagen; doch alle Mühe war vergeblich. Den Abend suchte ich in einer Gesellschaft Zerstreuung; aber auch dahin folgte mir meine quälende Angst. Noch um Mitternacht ging ich vor Antoniens Wohnung. Es war alles

finster und still; doch hörte ich eine sehr schö- ne Stimme zu einem mir fremden Instru- mente singen. Ich verstand nur die Worte, mit denen sich jede Strophe endigte: „viel- leicht auf ewig vergißt nun Daphne mich!“ Ich wußte nicht, ob in Antoniens Wohnung, oder in dem Hause nebenan, gesungen wür- de; doch die Schlußworte der Strophen, die mir eine Art von Prophezeiung schienen, er- schütterten mich. In meiner Angst nahm ich mir vor, Antonien herauszupochen, und sie nicht wieder zu verlassen. Bis zwei Uhr blieb ich vor ihrer Thür; dann ließ ich ein Pferd satteln, und ritt, noch ehe die Sonne auf- ging, den Weg nach Kassel. Der Wagen, dachte ich, muß mir ja, wenn ich zurückreite, begegnen. Er kam nicht; und als ich nun in Antoniens Wohnung nachfragte, war sie schon seit einigen Stunden abgereist. In des Fuhr- manns Hause, wo ich mich erkundigte, sagte man mir, sie wäre nach der ganz entgegen- gesetzten Seite gefahren. Ich ritt ihr nach; mein Pferd stürzte aber, und wurde lahm, so daß es mir Mühe kostete, es nur bis zu

dem nächsten Dorfe zu bringen. Der Fuhrmann kam mit seinen Pferden zurück, und erzählte mir, daß die beiden Frauenzimmer sogleich mit Extrapost weiter gefahren wären."

„Jetzt war mir mein Unglück gewiß. Warum mußte ich denn Abschied nehmen? ... Ich habe nie schrecklichere Tage erlebt, als die acht bis zum Wiedersehen. — Schon am ersten August war ich in Kassel, und ging nach der Riesenhalle. Ohne daran zu denken, daß heute noch nicht der dritte wäre, sagte ich: o, sie kommt gewiß nicht! — Damit die Tante, wenn ich ihr etwa zufällig begegnete, mich nicht kennen sollte, hatte ich einen großen Reiserock übergeworfen, und mir einen runden Hut in die Augen gedrückt. Am zweiten war ich wieder auf dem Weißenstein. So wie ich in die Halle trat, erblickte ich hinten, in dem hohen dämmernden Gange, ein Frauenzimmer, das etwa wie eine Kammerjungfer gekleidet war, und sich sogleich zurückzog. Ich ging um die Höhe her, und lächelte über mich selbst, da ja heute noch

nicht der dritte war. Aber dennoch ging ich wieder in die Halle. Als ich hineintrat, sah ich eben das Frauenzimmer darin stehen. Sie wendete mir den Rücken zu, und verschwand. So ging es dreimal. Endlich traf es sich, daß sie mir nicht ausweichen konnte; es war Antonie, und sie hatte in dieser einfachen Kleidung einen so lieblichen Reitz, wie ihn alle vorige Pracht ihr nicht gab."

„Ich fiel mit Entzücken in ihre Arme. Wir lächelten Beide, daß wir uns einen Tag früher zusammen gefunden und einander nicht erkannt hatten. Ich war nicht dreist genug, sie zu fragen, warum sie diese Kleidung trüge, und wo ihre Tante wäre. Doch endlich suchte ich auf einem Umwege etwas zu erfahren. Deine Tante, Antonie, hob ich an, scheint dich gar nicht zu beschränken: wozu also diese Vorsicht, diese Verkleidung? — „Verkleidung?" antwortete sie. „Du wirst mich künftig immer in solchen Kleidern sehen." — In solchen Kleidern? sagte ich verwundert. Und deine Tante, Antonie? — „Ich habe keine Tante. Doch ich verspare

meine Erzählung, bis wir nichts Besseres mit einander zu sprechen wissen. Jetzt will ich mich nur freuen, daß du wieder bei mir bist. Ich fürchtete, dich nicht hier zu finden, schon jetzt von dir betrogen zu seyn. Verzeihe mir, daß ich dir Unrecht gethan habe." Ich sagte ihr dasselbe, und erzählte auch von der Nacht, in der ich unter ihren Fenstern gestanden hatte. Sie erwiederte lächelnd: „ich sang meine eigne Furcht, weil ich dich nie wieder zu sehen glaubte." — Auf dem Wege von dem Weissenstein nach Kassel, gab sie mir meine Rolle. „Ich habe in dem Hause, wo ich logire, gesagt: mein Mann würde kommen und mich abholen. Du behältst deinen Nahmen Rautenbach, und bist ein Musikus aus Mainz. Morgen reisen wir nach Hause." Das alles sagte sie mir unbeschreiblich ruhig. Es war, als erzählte sie mir, sie hätte den Stuhl vom Fenster weg an den Tisch gerückt. — Die neue Rolle, die ich in dem Wirthshause zu spielen hatte, setzte mich in die größte Verlegenheit; sie aber behielt so viele Fassung, als hätte sie die ihrige schon ihr ganzes Lebenlang gespielt."

Bruder, rief der Lieutenant lebhaft; ich hoffe, du machst noch vor Abends eine Entdeckung, die ich schon lange kommen sehe: daß diese Jungfer, trotz ihren schönen großen Worten — die recht hübsch gesetzt sind, wenn du sie nicht verschönerst — daß diese Jungfer eigentlich eine Landstreicherin ist, die, Gott weiß was, mit dir im Sinne hat. Eine Tante haben und nicht haben, sich verkleiden, sich für die Frau eines jungen Mannes ausgeben: das alles, Bruder, ist mir verdächtig. Ich sehe voraus, daß ihr Beide in demselben Zimmer schlafen werdet; und, Bruder, man bleibt doch ein Mensch! Mir wird angst und bange.

„Ja, Bruder, mir fiel so etwas von Argwohn ein, als eine Magd noch ein Bett für mich in Stand setzte. Aber — auch der Teufel hatte seinen Theil an meinen Gedanken; und damit wurde es in jeder Minute schlimmer. Sieh, da saß sie, und schenkte mir mit einer allerliebsten Geschäftigkeit Kaffee ein, während die Magd das Bett machte. Sie sprach nun mit dieser, und so oft sie

„mein Mann“ sagte, wurde der Teufel in mir eine Elle höher und stärker. Ich sah schon, wie sie heute Abend sich auskleidete. Mir war dabei nicht wohl, und doch auch sehr wohl zu Muthe.“

„Antonie ging aus, weil sie noch Zeuge zu Kleidern für sich einkaufen wollte. In den zwei Stunden, die ich allein war, überlegte ich die ganze Begebenheit. Ich stellte ungefähr eben die Betrachtungen an, wie du jetzt; aber der Teufel in mir wuchs immer höher. Sieh, Bruder, ich stand auf, ging umher, sah aus dem Fenster, kurz, ich that allerlei, was man so thut, wenn man nicht Lust hat, sich des Teufels zu erwehren, sondern wenn man sich gern einbilden will, es sey gar keiner da, oder wenn man gern von ihm überrumpelt werden möchte. – Du schüttelst den Kopf, Bruder? Ich wollte lieber, du sagtest etwas Hartes.“

Ich dachte, Bruder Fritz, du hättest dem Teufel das Feld räumen sollen. Vor dem Teufel laufen, sagte der selige Vater, ist besser, als mit ihm kämpfen.

„Bruder, das Sprichwort habe ich nie leiden können. Schon seit der Kindheit seh' ich meinem Feinde gern dreist in die Augen. — Nun sieh! als mir der Teufel zu mächtig wurde, warf ich das Fenster zu, daß es klang, zog mit einem Fuß eine Linie zwischen beiden Betten hin, und sagte: ich will ein Schurke seyn, wenn ich diese Linie überschreite. Stände auf ihr eine Wand von Mauersteinen, so wäre das unschuldige Mädchen sicher. Soll denn nicht meine Ehre, mein Vorsatz, meine Tugend, so fest seyn, wie eine sechs Zoll dicke Wand? Ich ging recht stolz auf und nieder, und der Teufel schrumpfte zusammen, wie eine Spinne, die den ganzen Winter hindurch gehungert hat. Bruder, ein junger Mensch ist das dreisteste und auch das furchtsamste Geschöpf von der Welt."

„Gegen Abend kam Antonie zurück. Sie trat mit holder Freundlichkeit in das Zimmer, und fiel mir um den Hals. Sieh, den Augenblick hatte ich gefürchtet, und er gab mir meine Ruhe wieder. — Sie legte vor, als wir aßen. So wie ich die weißen schönen Arme

in Bewegung sah, stand es mit meiner Wand etwas mißlich. Doch nun kam die Wirthin, ein geschwätziges Weib. Bis jetzt hatte Antonie ihre Fassung nicht verloren; diese Frau jagte ihr aber Eine Schamröthe über die andere ab, und mit jeder wurde meine Tugendmauer wieder stärker."

„Als die Frau wieder weggegangen war, blickte Antonie mich verlegen an, sah vor sich hin, und schien nachzudenken. Endlich schlug sie die Augen wieder auf, und in jedem stand eine große Thräne. Jetzt wurde die Mauer so stark wie ein Erddurchmesser, und ich war meines Sieges gewiß. Was fürchtest du, Antonie? fragte ich mit offenen, freien Blikken. Du bist nicht bei einem verächtlichen Menschen."

„Sie sah mir ins Gesicht; und so hold, so freundlich war ihr Blick noch nie gewesen. Nicht lange, so setzte sie sich auf meine Kniee, legte ihre Stirn an die meinige, und sagte mit Tönen, die aus einer heiteren, offnen Seele kamen: „o, wie bin ich dafür belohnt, daß ich den Glauben hatte, noch ein

Herz, wie es in meiner Brust schlägt, auf der Erde zu finden!" Ich faßte sie zärtlich in meine Arme, und fragte itzt geradezu: wer bist du? was bedeutet das alles? wohin willst du mit mir?"

„Ihr Blick schien erst zu bitten. „Ja," sagte sie dann; „jetzt ist es bloß eine kleine Eitelkeit, wenn ich noch schweige. Aber gönnst du mir nicht den Triumph darüber, daß ich um mein selbst willen geliebt bin, so rede, mein Geliebter; und ich werde dir mein Geheimniß entdecken." Du hättest die Unschuld sehen müssen, mit der sie das sagte, Bruder, um meine Antwort begreiflich zu finden. Ich legte einen Finger auf ihre rosenrothen Lippen, und sagte: es würde mich schmerzen, Antonie, wenn du früher sprächest, als du es dir vorgesetzt hattest. — „Und wenn ich mir nun vorgesetzt hätte, nie zu reden?" sagte sie lächelnd. — So schweige immer, und liebe mich nur. Was brauche ich denn auch mehr zu wissen! Bist du denn nicht mein, Antonie?"

„So verging der Abend. Endlich bat ich

sie, zu Bett zu gehen, weil sie sehr ermüdet war. Sie fing an sich auszukleiden; ich sah aber nichts davon: denn sie stand hinter meinem Rücken, und ich würde auch nicht aufgeblickt haben, wenn sie vor mir gestanden hätte. Nach einigen Minuten war sie fertig, trat neben mich hin, und hauchte noch einen leichten Kuß auf meine Wangen. Ich hörte das Bett hinter mir rauschen; sie sagte gute Nacht, und war in einigen Minuten eingeschlummert."

„Nun löschte ich das Licht aus, und legte mich nieder; doch schlafen konnte ich nicht. Jetzt trat der Mond hinter den gegenüberstehenden Häusern hervor, und warf sein helles Licht auf Antonien, die ganz ruhig schlief. Ich sah ihr Gesicht, und, Bruder, die Mauer wurde so dünn wie Flor. Dreimal stand ich schon im Begriff, aus dem Bett zu steigen; ich wollte nur wissen, wie der Mondschein dem schönen Gesichte stände. Sie muß da liegen, dachte ich, wie von einem Heiligen-Schein umgeben. Jede Minute hob ich den Kopf einmal auf, um sie

wenigstens von fern zu sehen. Doch in einem stolzen Augenblicke stieg ich leise aus dem Bette, und ließ die Gardine vor dem Fenster herunter. Nun legte ich mich wieder ins Bett, schlief nach einigen Minuten ein, und erwachte erst, als die Sonne schon mehrere Stunden am Himmel stand."

Guten Morgen, Bruder! sagte der Lieutenant; von Herzen guten Morgen! wenn du nicht etwa allerlei Kleinigkeiten ausgelassen hast.

„Nein! — Als ich die Augen aufschlug, saß Antonie, völlig angekleidet, am Tische, und nähete. Ich wünschte ihr einen guten Morgen; nun ging sie hinaus, das Frühstück zu bestellen, und kam nicht eher wieder, als bis auch ich angekleidet seyn konnte. Wir blieben nur noch einige Stunden; dann reisten wir ab."

„Unterweges dachte ich sehr ernst an das Geheimnißvolle der ganzen Begebenheit. Antonie aber wurde mit jeder Stunde, die wir fuhren, immer heiterer, und so angenehm muthwillig, daß ich bald gar keine Besorgniß

mehr hatte. Wir fuhren in das Thüringische Gebirge. Endlich, als wieder ein Dorf vor uns lag, sagte Antonie, mit Innigkeit: „dies ist unser Aufenthalt. Gott gebe, ein Aufenthalt des Vertrauens, der Freundschaft und der Gerechtigkeit!" — Nicht der Liebe, Antonie? fragte ich. — „Auch deren!" antwortete sie. „Doch, wenn sie verschwunden ist — und muß sie nicht einmal aufhören? —: dann sey gerecht gegen mich, sey mein Freund, und mache mich glücklich, wie ich dich glücklich machen werde!" — Wir hielten vor einem Häuschen, das auf der Mittagsseite mit Weinstöcken, und nach Norden hin mit Wintergrün bekleidet war. Ein alter Mann kam eilig heraus, und hob mit dankbarer, gutherziger Freude Antonien aus dem Wagen. Er und die andern Leute im Hause schienen auf unsre Ankunft vorbereitet zu seyn. Auch hier nannte Antonie mich wieder ihren Mann. Sie nahm die Schlüssel, führte mich eine Treppe hinauf, öffnete ein helles, einfach aber mit Geschmack verziertes Zimmer, und sagte: „hier sollst du wohnen. Sey mir willkom-

men, hier in deinem Eigenthume, du Einziger, den ich lieben konnte, weil er mich mit Vertrauen um mein selbst willen liebte." Ich war sehr überrascht; doch faßte ich sie mit Herzlichkeit in meine Arme, und schwor ihr noch einmal vertrauensvolle Liebe."

„Sie führte mich durch eine Seitenthür in ein andres Zimmer, und sagte: „hier wohnt deine Antonie. Jetzt will ich kein Geheimniß mehr vor dir haben. Du sollst alles wissen; laß mich nur erst einige kleine Anstalten treffen." Sie verließ mich, und — du kannst dir denken, wie meine Neugierde gespannt war. Ich sah durch das Fenster einen angenehmen Garten, und auf der andern Seite einen reinlichen Hof, mit mancherlei Ackergeräthen. Als ich eine Thür in meinem eignen Zimmer öffnete, trat ich in ein Schlaf-Cabinet, aus dem wieder eine Thür in ein andres führte, das, wie sich leicht vermuthen ließ, Antonien gehörte."

„So wie sie zu mir kam, waren meine ersten Worte: Antonie, ich heiße dein Mann, du meine Frau. Wann werden wir es seyn?—

„Wann?“ sagte sie traurig; „wann? Das hängt nicht von mir ab. Harte Gesetze sind mir im Wege.“ — Wer bist du, Antonie? — „Das sollst du bald erfahren. Wir wollen uns setzen. Ich muß weit ausholen, um dir zu erklären, wie ich zu meinem ungewöhnlichen Benehmen gekommen bin. Unterbrich mich nicht.“

15.

Das Unglück der Ehe.

„Ich erzähle dir ihre Geschichte nur ganz kurz, lieber Bruder. Ihre Mutter war aus einer neuadeligen Familie, aber die Erbin großer Güter, und sehr reitzend. Kein Wunder also, daß sie einen Schwarm von Anbetern um sich hatte. Der Vater, ein gütiger Mann, überläßt es ihr, zu wählen, und ihre Wahl fällt auf einen Jüngling, den sie heimlich liebt, einen Herrn von ... Ich muß dir den Nahmen verschweigen, Bruder; denn noch jetzt bin ich meines Versprechens nicht entlassen. — Beide werden verheirathet und sind sehr glücklich. Nach einem Jahre wird Antonie geboren, und nun kommt zu dem Glücke der Liebe auch noch die Freude der Eltern. Ein unglücklicher Fall nimmt aber der jungen Frau die Hoffnung, mehr Kinder zu bekommen. Sobald ihr Mann das bestimmt weiß, ist er auf einmal wie

umgekehrt, und behandelt sie erst nachlässig, dann auffallend kalt, und zuletzt mit offenbarem Unwillen. Sein Schwiegervater, vor dem er sich noch ein wenig gefürchtet hat, stirbt; und nun kommt alles bisher Verborgene zum Vorschein. Der Mann hat schon vor seiner Verheirathung mit einem Mädchen in Verbindung gestanden und bisher den Umgang heimlich fortgesetzt. Jetzt aber ist er so unverschämt, diese Mätresse öffentlich zu besuchen."

„Anfangs verbirgt die Frau, was sie fühlt; als aber ihr Mann es absichtlich darauf anlegt, sie durch seinen Umgang mit dem Mädchen zu reitzen, da läßt sie ihren Unwillen endlich ausbrechen. Sie wirft ihm seine Treulosigkeit, seine Verstellung und Falschheit vor. Er lächelt, und erklärt ihr ganz kalt, daß er nicht sie, sondern nur ihr Vermögen geliebt, und daß er sie bloß in der Absicht, seine alte, doch heruntergekommene Familie wieder empor zu bringen, geheirathet habe. Leider habe ich, sagt er, dem elenden Gelde alles geopfert, was mir theuer war: ein

Mädchen, das ich so herzlich liebte. Und hätte ich doch wenigstens einen Sohn! Aber, den hast du mir ja nicht gegeben, und kannst es auch nicht. — Ist es meine Schuld, sagt sie mit schmerzlichen Thränen, daß dein Wunsch nicht erfüllt werden kann? Sie sucht durch die größte Demuth, durch gänzliches Nachgeben sein Herz zu gewinnen; doch er sieht in diesem Betragen nur den Beweis einer niederträchtigen Denkungsart, und zeigt ihr täglich den entschiedensten Haß, oder die kränkendste Verachtung."

„Endlich kann die Frau eine solche Behandlung nicht länger erdulden, und klagt auf die Scheidung. Das hat der Mann nicht erwartet. Er bietet ihr nun scheinbar eine Versöhnung an, und die Unglückliche läßt sich von seiner geschmeidigen Höflichkeit überlisten. So bald sie die Ehescheidungsklage zurückgenommen hat, begegnet er ihr völlig eben so, wie vorher. Sie klagt zum zweiten Male. Jetzt trotzt ihr Mann, weil sie so unvorsichtig gewesen ist, bei der Zurücknahme ihrer ersten Klage die Schuld ihrer

mißvergnügten Ehe sich zuzuschreiben; er weiß aber nicht, daß er mit einer sehr entschlossenen Frau zu thun hat. Trotz allen Kabalen ihres Mannes und seiner mächtigen Familie, bringt sie die Sache in einen guten Gang. Jetzt bleibt ihrem Manne nur noch Ein Mittel übrig. Er sagt ihr in einer Unterredung: nun wohl! so sey es darum, daß wir uns scheiden lassen. Doch, setzt er mit einem falschen, triumphirenden Lächeln hinzu: Antonie bleibt bei mir. Ich bin ihr Vater, und werde sie um keinen Preis aus meinen Händen geben. — Die Gesetze sind für ihn, und die Mutter liebt ihre Tochter mit der Leidenschaft eines Herzens, das alle andre Menschen von sich gestoßen haben. Sie läßt die Klage ruhen, doch ohne sie zurückzunehmen. Nun lebt sie einsam, ohne Umgang, und muß, so oft ihr Mann sie sieht, die Ausbrüche seines rohen Unwillens ertragen. Sogar alle ihre Bekannte sind gegen sie eingenommen, und nennen sie eine Thörin, die nicht wisse, was sie wolle. Ihre Tochter ist ihre einzige Gesellschaft, ihr einziger Trost, die einzige ihr noch übrige Freude."

„Sie erzieht das Kind mit der zärtlichsten Sorgfalt, und sobald es nur ihr Leiden mitfühlen kann, erfährt es ihre unglückliche Geschichte. Je mehr Antoniens Geist sich entwickelt, desto stärker, desto unauslöschlicher wird der Eindruck, den die Thränen ihrer Mutter über die Härte ihres Vaters auf sie machen. Sie fühlt einen heftigen Widerwillen gegen ihre ganze Familie, und verspricht ihrer Mutter feierlich, ihre Hand nie einem Manne zu geben, von dem sie nicht völlig überzeugt sey, daß er sie, nur sie, und nicht ihr Vermögen liebe, und daß er den Werth, die Rechte des Weibes achte. „Du Arme!" sagt die Mutter; „wie kannst du das erfahren? Wird es ein Geheimniß seyn, daß du die Erbin eines großen Vermögens bist?" Die Mutter machte bei solchen Unterredungen oft romantische Plane, wie Antonie die Liebe eines Mannes prüfen, und sich überzeugen könne, ob er ein Mensch sey, und auch in dem Weibe die Rechte der Menschheit ehre."

„So näherte sich Antonie ihrem funfzehnten Jahre. Jetzt kam ihr Cousin in das

Haus, und flatterte um sie her. Ihr Vater ließ nicht undeutlich merken, daß er diesem jungen Menschen, seinem Brudersohne, Antoniens Hand bestimmt habe. Antonie verabscheuete den nichtswürdigen, falschen Egoisten, der vor Entzücken vergehen wollte, wenn sie ihm nur einen freundlichen Blick gab, und doch die Kammerjungfer ihrer Mutter, ein hübsches Mädchen, nicht in Ruhe ließ."

„Antonie sollte bald völlig hülflos seyn. Ihre Mutter fühlte täglich mehr, daß sie dem Grabe nahe war; der Gram hatte ihr Leben aufgezehrt. An ihrem funfzehnten Geburtstage ließ die Mütter sie vor ihr Bett kommen, und sagte: „ich sterbe, meine Tochter. Doch ich verlasse dich mit Ruhe, da ich dir das gegeben zu haben hoffe, was du zu einem glücklichen Leben brauchst: Entschlossenheit, lieber alles zu leiden und zu thun, als dich von einem Elenden zur Sklavin machen zu lassen. Versprich mir das noch einmal!" Antonie knieete neben dem Bette nieder, und versprach es. — „Du wirst deinen Muth in Kurzem brauchen," fuhr die Mut-

ter fort. „Man bestimmt dich deinem Vetter; dann würde aber dein Schicksal, wenn nicht unglücklicher als das meinige, doch eben so unglücklich seyn. . . . Es fehlt dir nicht an Mitteln, dich, im Falle daß du dazu genöthigt bist, der tyrannischen Gewalt deiner Verwandten zu entziehen. Hinter dem Fensterrahmen ist eine verborgene Feder; drücke sie fest.“ Antonie that dies, und nun hob sich in dem Getäfel der Wand ein Bret hervor, das sie auf Verlangen ihrer Mutter öffnete. Hinter dem Brete war ein Schubfach, worin sich ein sehr kostbarer Schmuck von großen Juwelen, eine beträchtliche Summe in baarem Gelde, und eine noch weit größere in Papieren, Banknoten, und Wechseln au porteur befand. „Dieses Schubfach,“ fuhr die Mutter fort, „enthält mehr, mein Kind, als du, bei einem genügsamen Leben, selbst bis in das späteste Alter brauchst; außerdem aber auch eine Strickleiter und eine vollständige Mannskleidung, die bald für dich passend seyn wird. Ich habe sie für mich selbst angeschafft; denn ich war einmal schon Willens, zu entfliehen,

und würde es gethan haben, wenn ich nicht um deinetwillen geblieben wäre. Bist du einmal gezwungen, zu diesem letzten Mittel deine Zuflucht zu nehmen, Antonie; so bereite dich lange darauf vor. Du mußt auf Alles gefaßt seyn, Pässe haben, dein Geld verbergen können, auf jede Frage eine Antwort zu geben wissen, alle Wege kennen, entschlossen seyn über die Rolle, die du spielen, über den Nahmen, den du führen, und über die Verwandten, die du haben willst. Für keinen Schritt, den du thust, darf es dir an einem täuschenden Vorwande fehlen. Du wirst deine Rolle spielen können, wenn du dich nur lange genug vorher hinein studierst. Doch Behutsamkeit bleibt auch dann noch nöthig; denn holte man dich ein, so wäre jede Grausamkeit, womit man dich behandelte, beschönigt, jede Tyrannei, wodurch du zum Fliehen gezwungen wurdest, vergessen. Für Manches habe ich schon gesorgt; du findest in den Mannskleidern auf dem Rücken verborgene lederne Taschen für die Papiere von Werth. Hier in dem Flötenfutterale — sieh,

liebe Antonie, deshalb trieb ich dich an, die Flöte zu lernen — hier findest du ein geheimes Winkelchen für Juwelen, in dem Hute ein doppeltes Futter, Papiere darin zu verbergen; ein abgenutztes Rohr mit einem schlechten, aber großen und hohlen Knopfe, zum Aufbewahren der allerkostbarsten Juwelen. Selbst die Knöpfe an der Mannskleidung haben Werth, so schlecht sie auch zu seyn scheinen: sie sind von Gold. Ich habe zwei Jahre gebraucht, um alles auf meine Flucht vorzubereiten. Aus dieser Zeit rühren auch die Papiere her, die obenauf liegen; sie enthalten Nachrichten, welche dir nützlich seyn können. ... Man hat mir oft gewissermaßen Vorwürfe darüber gemacht, daß ich bei deiner Erziehung auf Entschlossenheit, auf männlichen Muth dränge; du kannst ihn nöthig haben, fürchte ich. Jetzt wirst du auch einsehen, weshalb ich dich zuweilen in männlicher Kleidung gehen ließ. Und nun, liebe Antonie, gieb mir die Versicherung, daß du nie einen Mann heirathen willst, der deinen Nahmen hat, und nie einen, der weiß oder nur vermuthen kann, daß du reich, daß du

von Adel bist; kurz, daß nie ein andrer deine Hand erhalten soll, als der dich um dein selbst willen liebt. Findest du einen Mann, der deines Herzens würdig scheint, so laß ihn nicht erfahren, wie du heißest und wer du bist. Sage ihm, daß du ihn liebst: mehr nicht. Will er dann erst wissen, sich bedenken, um Rath fragen: so laß ihn; er liebt dich nicht: denn der Liebe ist alles gleich, Nahme, Vaterland, Beschäftigung, Stand, Reichthum und Armuth. Wähle einen Mann, der die Menschenrechte des Weibes achtet, und der die Wollust haßt, einen stolzen Mann, der sich selbst ehrt, und der also auch dich ehren wird. Antonie! versprich das deiner sterbenden Mutter, die das Glück des Lebens suchte, und statt dessen Elend fand, weil sie reich war.″ Antonie versprach es feierlich, und wiederholte ihr Versprechen noch einmal in derselben Stunde, da die Mutter in ihren Armen starb."

„Sobald die Mutter todt war, drang der Vater in Antonien, ihre Hand seinem Neffen zu geben. Sie brauchte ihren Schmerz als

Vorwand, jetzt nicht bestimmt zu antworten; ihre Verwandten hatten indeß alle Hoffnung, daß sie einwilligen würde, da sie auf einmal wie gänzlich umgekehrt war. Anstatt, wie vorhin, mit ihrer Mutter in der stillsten Einsamkeit zu leben, wurde sie heiter, suchte die Gesellschaft ihres Vaters, begleitete ihn auf die Jagd, versuchte in Kurzem selbst zu schießen, und bekam nun große Lust zu diesem anstrengenden Vergnügen. Für ihren Vetter, der sich jetzt wieder einfand, schien sie eine Art von Freundschaft zu haben: sie ließ sich von ihm im Reiten, im Fechten unterrichten, und streifte mit ihm Meilen weit umher, so daß sie die umliegenden Wege, Dörfer und Wälder bald eben so gut kannte, wie der beste Jäger. Jetzt liebte der Vater seine Tochter, die sich auf eine so ausgezeichnete Weise bildete. Er ließ sie ohne Begleitung gehen, auch sogar reiten, wohin sie wollte, und so lernte sie drei Meilen weit rings umher auch jeden Feldweg eben so gut kennen, wie die Gänge in ihrem Garten. Nebenher sah sie fleißig Landkarten an, und übte sich in allem, was einst ihre Flucht erleichtern konnte."

„Mit unermüdlicher Geduld lernte sie von einem Jäger ihres Vaters den Reichs-Dialekt sprechen. Sie befragte diesen Menschen auch über die Sitten, die Gewohnheiten und die eigenthümlichen Ausdrücke seiner Landsleute, erkundigte sich genau nach der Lage der Dörfer und Städte in seiner Gegend, und wurde am Ende dort so bekannt, wie er selbst. Auch nicht Eine Kleinigkeit, die ihr zum Entfliehen nützlich seyn konnte, vergaß sie. Es machte ihr Vergnügen, den Plan ihrer Mutter noch zu übertreffen; ihre Phantasie wurde von dem Romantischen, das ihre Lage, ihr umherstreifendes Leben haben würde, ergriffen, und sie erwartete mit Verlangen die Stunde, da man sie nöthigen werde, zu entfliehen."

„Doch, es trat ein unerwartetes Hinderniß in den Weg; ihr Vater behandelte sie jetzt mit vieler Zärtlichkeit. Sie hatte sich wohl hundertmal vorgenommen, geradehin Nein zu sagen, wenn er von ihrer Verbindung mit seinem Neffen sprach; und dennoch wagte sie es jetzt nicht, sondern suchte immer nur Aufschub."

„Als sie ihr siebzehntes Jahr erreicht hatte, wurde ihr Vater vom Schlage getroffen. Er ließ seine Tochter, seinen Bruder und seinen Neffen vor sein Bett kommen, und wollte reden; man verstand ihn aber nicht. Bruder, sagte Antoniens Oheim; nicht wahr, es ist dein Wille, daß Antonie meinen Sohn heirathen soll? Der Vater nickte mit dem Kopfe. — Sähest du es etwa gern, wenn sie hier vor deinem Bette getrauet würden? — Der Sterbende sagte mit aller möglichen Anstrengung: ja! — Nein, mein Vater! rief Antonie; jetzt, in dieser ängstlichen Stunde, die über Ihr Leben entscheidet, kann und will ich an sonst nichts denken, als an Sie. Mit Schluchzen warf sie sich an ihres Vaters Brust, und er sah sie zärtlich an. Der Bruder redete wieder von der Trauung; Antonie aber rührte ihren Vater durch Thränen, durch Liebkosungen, so daß er ihr mit zärtlichen Blicken die Hand reichte."

„In der Nacht weckte der Oheim seine Nichte. Antonie! sagte er, Ihr Vater stirbt; kommen Sie! Er beschwört Sie, noch vor

seinen Augen meinem Sohn ihre Hand zu geben. Der Prediger ist schon da. — Herr Oheim, antwortete Antonie; Ihr Sohn wird in keinem Falle meine Hand bekommen. — Das wird sich zeigen, Fräulein Nichte! Kommen Sie! Jetzt stürzte der Neffe in das Zimmer, und rief: er ist todt! er ist todt! Antonie eilte in das Sterbezimmer, und warf sich über den Leichnam ihres Vaters hin. Jetzt drückte es ihr Herz sehr schwer, daß sie Willens gewesen war, ihn zu verlassen. Ihr Oheim beschwor sie bei dem Leichnam ihres Vaters, seinen letzten, seinen liebsten Wunsch zu erfüllen. Kommen Sie, Herr Prediger, sagte er; komm, mein Sohn! das wird seinen Geist noch erfreuen. — „Ich weiß,“ sagte Antonie, „was ich meinem Vater schuldig bin: Thränen, ein wehmüthiges Andenken. Was Sie wollen, hat er gewünscht, so lange er lebte; jetzt gewiß nicht mehr!“ Der Oheim bat; sein Sohn versprach ihr die reinste Liebe, und redete in einer erkünstelten Extase bald den Leichnam des Oheims, bald Antonien, bald ihre selige Mutter an. „Ich bitte

Sie, Herr Vetter," sagte Antonie, „lassen Sie wenigstens meine Mutter aus dem Spiel; denn deren Günstling waren Sie nun eben nicht." — Fräulein Nichte, sagte der Oheim scharf; Sie vergessen, daß ich Vormund bin. — „Das sind Sie vielleicht; aber darum nicht Herr meiner Hand." — Ich trete an die Stelle Ihres Vaters, und also bin ich das allerdings. Sie werden sehen, daß ich es bin. — „Was soll ich darüber mit Ihnen streiten! Am wenigsten will ich es jetzt, da erst entschieden werden muß, ob Sie Vormund seyn werden, oder nicht." Sie küßte die kalte Hand ihres Vaters, und verließ das Zimmer, wie sie mir selbst gesagt hat, mit einem stolzen Gange. Ihr erster Gedanke war nun der an ihre Freiheit; denn so recht kindlich hatte sie ihren Vater nie geliebt."

Bruder, sagte jetzt der Lieutenant betrübt; du weißt, wie wir bei der Leiche unsers Vaters standen. Der stolze Gang durch das Zimmer, worin ihres Vaters Leiche war, gefällt mir nicht.

„Wir hatten auch einen andern Vater,

Bruder Lieutenant! Der stolze Gang ist, denk' ich, wohl zu vertheidigen. — Man ließ Antonien nun Ruhe, bis zur Eröffnung des Testaments. Richtig! Der Bruder war zum Vormund ernannt. Was man aber zu finden hoffte, daß Antonie ihren Vetter heirathen sollte, stand nicht im Testamente; der Vater hatte es nur gewünscht. — Sie sehen, Fräulein Nichte, sagte der Oheim nachher, es ist der letzte Wille Ihres Vaters, daß sie meinem Sohn Ihre Hand geben sollen. Erklären Sie also ohne Zögern, daß .... — „Ich erkläre Ihnen, daß ich nicht will. Meine Mutter wurde ein Opfer ihres Reichthums; ich will es nicht auch werden." — Nun, es giebt ja wohl noch Mittel, Sie zu zwingen. Ich sage Ihnen voraus: Sie sollen. Rechnen Sie nicht darauf, daß ich so schonend seyn werde, wie mein Bruder; Sie können die härteste Behandlung erwarten. — „Wissen Sie wohl, Herr Oheim, daß noch Eine solche Drohung Sie um die Vormundschaft bringen kann, auf die Sie jetzt so pochen? Noch einmal: ich will nicht.

Ver-

Versuchen Sie, meinen Widerwillen zu besiegen: das ist alles, was Sie dürfen. Ihre Drohungen achte ich nicht; denn ich werde mich vertheidigen." — Die Gesetze sollen Sie zwingen, Fräulein! — „Weil ich ein Mädchen bin, glauben Sie, ich werde mich einschüchtern lassen. Sie irren sich. Ich kenne in diesem Stücke die Gesetze wenigstens eben so gut wie Sie." Der Oheim sah sie betroffen an; doch faßte er sich, und sagte kalt: wohl denn, mein kluges Fräulein! Sie gehen mit mir in die Residenz. Ich, Ihr Vormund, befehle es; und Sie müssen gehorchen. „Wenn ich muß!" erwiederte sie eben so kalt." —

„Nach einigen Tagen ließ der Oheim alle ihre Sachen einpacken, und befahl den Domestiken, abzureisen. Fräulein, sagte er spöttisch; wollen Sie nun mit dem alten Verwalter allein hier bleiben, so steht es in Ihrem Belieben. — „Wohl! so bleibe ich hier!" erwiederte Antonie. Nun faßte aber der Oheim ihre Hand, und zog sie an den Wagen. Sie ließ sich hinein heben, nahm

aber die Umstehenden zu Zeugen, daß ihr Gewalt angethan würde."

„Als sie in der Residenz angekommen war, boten Vater und Sohn noch einmal alle ihre Künste auf, sie zu überreden. Jener versprach ihr die vollkommenste Freiheit, dieser die treueste Liebe und die größte Ehrfurcht. Alles vergebens; sie blieb bei ihrem Nein. Nach und nach änderte wenigstens der Vater seinen Ton. Er drohete Antonien, nahm ihr alle Bücher, alle ihre Instrumente, und erlaubte ihr nicht mehr, auszugehen. Diese Behandlung hatte sie gewünscht. Jetzt klagte sie bei der Regierung über ihren Oheim, der sie, ihrer entschiedenen Abneigung gegen seinen Sohn ungeachtet, zwingen wolle, diesen zu heirathen. Sie bat um einen andern Vormund, oder um Schutz gegen die Bedrückungen ihres jetzigen. — Was sie vorausgesehen hatte, geschah. Ihr Oheim griff zu gelindern Maßregeln; doch die Regierung, deren Präsident ein Verwandter von ihm war, that nur, was sie der Form halben nothwendig thun mußte."

„Der Oheim fing nun an, sie auf eine sehr empfindliche, aber feine Weise zu quälen. Sie schrieb zum zweiten Male an die Regierung: wenn man sie nicht gegen die drückenden Mißhandlungen ihres Oheims beschütze, so werde sie genöthigt seyn, sich durch die Flucht zu retten. Der Oheim sah, als er eine Abschrift dieser Klage zum Beantworten erhielt, daß er mit einem sehr entschlossenen Mädchen zu thun hatte. Er entzog jetzt Antonien Feder und Tinte, damit sie nicht aufs neue schreiben könnte. Und die Flucht, mit der Sie drohen, Fräulein, sagte er boshaft lächelnd, wollen wir Ihnen wohl verwehren. — „Meine Flucht ist beschlossen, wenn Sie mir meine Freiheit nicht geben," sagte sie ruhig. „Wir kämpfen mit einander; glauben Sie mir aber, ich siege." Jetzt wollte sie gern nach ihrem Gute zurück; der Oheim erlaubte ihr das aber durchaus nicht. Glücklicher Weise hatte sie gehört, daß ein Paar sehr bedeutende Familien gar nicht abgeneigt wären, sich ihrer anzunehmen; vielleicht nur, weil sie eine reiche

Erbin war. Antonie ließ sich nun von ihrem Oheim beim Schreiben überraschen. Er nahm ihr das Blatt weg, und sah, daß sie einer ungenannten Freundin geschrieben hatte: „sie hoffe, durch die Hülfe des jungen R. sehr bald aus der Gewalt ihres Oheims zu kommen. Nur fürchte sie, dieser werde sie wieder auf das Land zurück bringen; und dann könne ihre Befreiung mehr Schwierigkeiten haben.“ Mit dem Buchstaben R. fing sich der Nahme der Familie an, die ihr Oheim fürchtete; und so lockte sie ihn glücklich in die Falle, die sie ihm stellte. Sie wurde in Kurzem wieder nach dem Gute gebracht. „So ist es denn entschieden!“ sagte Antonie zu ihrem Oheim, als er sie auf das Zimmer ihrer Mutter führte, weil es in der Mitte zwischen zwei andern lag, und ihm das sicherste im ganzen Hause schien. „Rechnen Sie darauf, daß ich entfliehe.“ — Thun Sie das, wenn Sie können, erwiederte der Oheim. Es ist doch nur gut, daß Sie es vorher sagen! — Er ließ ihre Sachen aufs genaueste durchsuchen, nahm ihr Tinte und Feder und ließ

sich auch alles Geld nebst ihren Juwelen einhändigen. Dicht neben ihrem Zimmer mußte eine Alte schlafen, auf die er sich gänzlich verlassen konnte, und der er aufs strengste befohlen hatte, Antonien im Auge zu behalten. Er verschloß die vordern Zimmer selbst, und steckte die Schlüssel zu sich."

„Sobald die alte Aufseherin im ersten Schlafe lag, verriegelte Antonie die Thür, öffnete den Wandschrank, zog männliche Kleidung an, und verschloß die weibliche eben da, wo diese verborgen gelegen hatte. Nun hängte sie die Strickleiter in das Fenster, stieg leise hinunter, hob mit einer langen Stange die Strickleiter aus, und warf sie in einen trocknen ungebrauchten Brunnen. Dann kroch sie durch die Hecke des Gartens, und war nun auf freiem Felde. Am Morgen vor sechs Uhr erreichte sie die nächste Stadt, gerade in eben der Stunde, da die große Reichspost abgehen wollte. Sie setzte sich mit auf, kam nach Frankfurt, und blieb einige Tage in dieser Stadt. Hier schrieb sie an die Regierung ihres Vaterlandes: da sie von den Ge-

setzen keinen Schutz erhalten habe, so sey ihr nichts Andres übrig geblieben, als sich durch die Flucht von der Härte ihres Vormundes und von den verhaßten Bewerbungen seines Sohnes zu befreien. Eben dasselbe sagte sie ihrem Souverain in einem ausführlichen Aufsatze, und bat ihn, ihre Güter unter sichere Aufsicht nehmen zu lassen, bis ihr Alter ihr erlaube zurück zu kommen und ihr Vermögen selbst zu verwalten. Noch an eben dem Tage, da sie diese Briefe auf dem Posthause abgegeben hatte, reiste sie weiter, und kam in Kurzem nach Wien. Sie entdeckte Niemanden ihr Geschlecht, ihren Nahmen und ihre Schicksale, sondern gab vor, sie wäre der Sohn eines Amtskellers in der Pfalz; und diesem Vorgeben widersprach ihr mit großer Mühe erlernter Dialekt nicht. Mit aller der Freiheit, welche die männliche Kleidung ihr gab, durchreiste sie die Schweiz, und machte einen Streifzug bis Mailand. Bei allen Zerstreuungen, die sie auf ihren Reisen durch manche kleine Abentheuer hatte, und bei allen Erfahrungen, die sie in ihrer Ver-

kleidung über die Sitten und die Denkart der Männer einsammelte, fühlte sie dennoch, daß sie allein war. Die Kleidung, die sie zu der strengsten Absonderung von allen Menschen zwang, wurde ihr zur Last, um so mehr, da einige Vorfälle sie schon nahe daran gebracht hatten, ihr Geschlecht gestehen zu müssen. Nun wollte sie auch den zweiten Zweck ihrer Flucht erfüllen: ein Herz zu suchen, das sie liebte."

„So hatte sie über ein Jahr zugebracht, und nun war sie durch Luft und Sonne so verändert, daß sie es ganz sicher wagen konnte, in ihr Vaterland zurückzureisen. Sie hielt sich sogar einige Tage in der Residenz auf, und erfuhr, daß ihr Vormund zwar die Güter verwaltete, doch unter der Aufsicht einer von dem Fürsten niedergesetzten Kommission stände, daß niemand begreife, auf welche Art sie entflohen sey, und daß ihr Brief an den Fürsten einen sehr vortheilhaften Eindruck gemacht habe."

„Sie reiste wieder ab, und kam nach Minden, wo ich dich besuchte. Eine Nacht

fuhr sie, noch in ihrer Verkleidung, ganz allein mit mir auf der öffentlichen Post. Wir sprachen mancherlei zusammen: über Menschen, über Tugend, über Weiber, — was junge Leute so reden. Ich erinnerte mich, als sie mir das erzählte, des jungen Menschen sehr wohl, der mir die Nacht so angenehm vertrieben hatte. Er schien mir damals ein Wildfang; diese Rolle war aber nur ein Mittel, mich offenherzig zu machen. Wir hielten die Nacht in einem Posthause, wo umgepackt wurde, und wo ein sehr hübsches Mädchen uns Kaffee brachte. Mein junger Wildfang scherzte mit dem Mädchen, das ganz allein bei uns war, und gar nicht abgeneigt schien, sich einem von uns, oder auch allen Beiden, zu ergeben. Ich glaubte, mein Reisegefährte stände in Gefahr; deshalb bezeugte ich meinen Abscheu vor der Wollust, und hielt ihm eine tüchtige Vorlesung über dieses Kapitel."

„Auf dem Postwagen setzte ich das Gespräch hierüber fort, und gerieth dabei in großen Eifer, weil ich dem jungen Menschen

nicht viel Gutes zutrauete. Er brachte das Gespräch nun auf die Liebe, auf die Ehe, auf häusliche Freuden. Du weißt, Bruder Lieutenant, welche heilige Begriffe unser guter Vater uns von der Würde des Weibes, der Hausfrau und der Mutter beigebracht hatte; und du kannst also leicht denken, was ich über das Alles sagte. Als der Morgen anfing zu dämmern, zog mein Reisegefährte seine große Mütze tief in's Gesicht, und auf der nächsten Poststation verließ er den Wagen, nachdem ich ihm auf seine Erkundigung gesagt hatte, daß ich in's Bad gehen wollte."

„So lernte Antonie mich kennen, und glaubte nun, in mir den Mann gefunden zu haben, der sie lieben und achten würde. Sie reiste nach einem Städtchen im Hessischen, wo eine Frau wohnte, die ihr zur Ausführung ihres Planes behülflich seyn sollte. Diese Frau, die Wittwe eines Predigers in der Pfalz, hatte zu ihren Verwandten in Westphalen gewollt, und war unterweges beraubt worden. Antonie trifft sie in diesem hülflosen Zustande an, und nimmt sie mit nach Kassel.

Unterweges sagt die Wittwe, sie habe eigentlich nicht viele Hoffnung, von ihren Verwandten unterstützt zu werden, oder müsse wenigstens eine demüthigende Begegnung befürchten. Antonie räth ihr, sich lieber mit feinen weiblichen Arbeiten zu ernähren, und verspricht ihr, sie zu unterstützen. Die Wittwe nimmt den Vorschlag an, und bleibt nun in einem Hessischen Städtchen. Antonie giebt ihr zur ersten Einrichtung und auf einen Nothfall eine Summe Geldes. Auch verspricht sie ihr, sie in der Folge nicht zu verlassen, und sie bald wieder zu sehen."

„Zu dieser Frau nun reis't Antonie jetzt, entdeckt ihr, daß sie ein Mädchen ist (doch weiter nichts), und bittet sie, die Rolle ihrer Tante zu spielen. Sie legt jetzt wieder weibliche Kleidung an, reist mit der Wittwe nach Kassel, läßt sich da mehr Kleider machen, nimmt sich ein Mädchen zur Bedienung, und kommt so nach dem Wilhelmsbade. Anfangs verbirgt sie sich vor mir, und beobachtet mich nur von weitem. Mein Umgang mit der Signora fällt ihr auf und ist ihr

verdächtig; ich ziehe mich aber mit Ehren aus der Sache. An der Russischen Schaukel macht sie endlich als Mädchen meine Bekanntschaft. Als wir von einander Abschied genommen haben, bringt sie die Wittwe wieder nach ihrer kleinen Stadt, und das Mädchen, dem sie eine reichliche Belohnung giebt, wieder nach Kassel. In der Riesenhalle sehen wir uns dann wieder."

16.

Der Einnehmer endigt seine Geschichte.

Hier machte der Einnehmer eine lange Pause, und seufzte tief, was denn der Lieutenant sogleich wiederholte. Alles, was sich, hob der letztere endlich an, zur Entschuldigung des jungen Frauenzimmers sagen läßt, habe ich, das weiß Gott, redlich gedacht. Das Böse hängt zusammen, wie eine Kette, Bruder; und gnade Gott dem, der Einmal an diese Kette geräth! Ich in der Stelle der Mutter, hätte zu meiner Tochter gesagt: habe Geduld, und laß dich das Unrecht, das du etwa leiden mußt, nicht verführen, Unrecht zu thun. Mutter, Tochter, Vater und Oheim — alle sind nicht frei von Schuld. Es jammert mich nur, daß dein böses Gestirn auch dich in diese Kette von Thorheit verwickeln muß. Ich liebe die Hasardspiele nicht, Bruder; und dein Wesen da im Bade war eins, bei dem du alles wagtest. Wohin

ich sehe, merke ich ein wenig Hochmuth, lieber Bruder; und der Mensch, der es mit sich und Andern redlich meint, sollte demüthig und geduldig seyn: denn, wer sonst, als Gott, kennt den morgenden Tag?

„Geduldig! Geworden bin ich das nicht," sagte der Einnehmer mit einem Händedruck; „aber — ich leide geduldig, wenn mich die Folgen drücken, und das doch nur, weil ich alt geworden bin! . . . Nun, ich will fortfahren. — Antonie erzählte mir das alles mit großer Ruhe; mich aber schauderte ein wenig: denn, die Wahrheit zu sagen, troz meiner Liebe zu dem Mädchen, sah ich ein, daß ich mich da in eine Menge Weitläuftigkeiten verwickelt hatte, die gut und schlimm ablaufen konnten. Aber, Bruder, ich hoffe, du wirst es billigen, daß ich nie auf den Gedanken kam, mich in der Stille aus der Sache zu ziehen."

Ich, sagte der Lieutenant, hätte freilich schon bei der Schaukel gefragt: wer da, Jungfer? weß Landes? und so weiter. Doch wäre es nun einmal nicht geschehen gewesen:

dann hätte ich mich der Barmherzigkeit Gottes empfohlen, und wäre frisch darauf los gegangen.

„So dachte auch ich. Ich versicherte Antonien, sie hätte an mir den Mann gefunden, den sie nach dem Rathe ihrer Mutter hätte suchen sollen. Dann bat ich sie, mir ihre Wünsche für die Zukunft zu sagen. „Ich bin jetzt," hob sie an, „zwanzig Jahr alt. Noch fünf Jahr leben wir hier, oder, wo du sonst willst. Dann gehen wir triumphirend nach meinem Vaterlande, und nehmen meine Güter . . ." — Ich wünschte, Antonie, unterbrach ich sie, du hättest keine Güter, und verlangtest keinen andern Triumph, als den, daß du ein treues Herz gefunden hast. An diesen Zeitpunkt denke ich mit Aengstlichkeit. — „Fürchtest du etwa," fragte sie stolz, „die Rache meiner Verwandten? scheuest du dich, ihnen unter die Augen zu treten?" — Ja, Antonie. Es ist etwas in diesem Triumphe, das meiner Empfindung widersteht. Ich habe nie einen Menschen gefürchtet, und würde — das fühle ich bestimmt — deinen

stolzen Verwandten deine Hand abtrotzen, und sie zum Zittern bringen, wenn du in ihrer Gewalt wärest. Doch jetzt habe ich dich ja, Antonie, und halte dich in meinen Armen. Ich fürchte mich, um deines Reichthums willen einen Schritt zu thun, der uns mit jenen habsüchtigen Menschen wieder zusammen führt. Antonie, ich folgte dir und opferte dir das Theuerste auf, was ein Mann hat, meinen eigenen Willen. Hätte ich gewußt, wie reich du bist — ich würde dich geliebt, aber es dir nie gesagt haben. Du mochtest nicht von deinem Gelde abhangen: soll ich es nun? ich, der Mann? — „Der Mann?" sagte sie ernst. „Du betonst das Wort, mein Geliebter." — Weil es betont werden muß. Ich habe in den Augen der Welt den Nahmen Mann zu vertheidigen. — „Das heißt: es soll Niemand von dir glauben, du lebtest von meinem Vermögen? du liebtest mich wohl gar nur darum?" — Ja, das heißt es, Antonie. Ich darf wenigstens eben die Rechte fodern, die du foderst. Du willst, ich soll dich um dein selbst willen lie-

ben. Nun wohl denn! Aber, daß ich dich so liebe, muß der Welt nicht zweideutig seyn. — „Sophist! Wovon lebst du denn jetzt? brauchst du nicht das, was die Welt mein nennt?“ — Nein, nicht was die Welt dein nennt, sondern was du so nennst; und das, Antonie, ist auch mein. Aber verschenke alles, was du hast, und bleib du nur mein: diese Arme sollen dich ernähren, und ich will dich, wenn es möglich ist, noch mehr lieben, als jetzt. Ich liebe nur meine Antonie, wahrlich nicht die Erbin großer Güter. Was geht mich dein Familiennahme an! was habe ich mit deinen stolzen Verwandten zu schaffen! Laß uns mit diesem Hause und diesem Garten zufrieden seyn! Was du mir giebst, mir geben kannst, das nehme ich unbedenklich: denn es ist mein. Was aber Andre mir geben sollen, weil du mein bist, das verachte ich. Mein Glück ist so groß, so unaussprechlich, setze es nicht auf ein so gefährliches Spiel! — „Fürchtest du, daß meine Verwandten mich dir entreißen könnten?“ — Ja, das fürchte ich, das allein. Sey arm,

und

und geh, wohin du willst; ich folge dir triumphirend: denn ich habe alles, wenn ich dich habe." Ich drückte das edle, stolze Mädchen innig an mein Herz, und hielt meine Thränen nicht länger zurück. Jetzt brach Antoniens stolzer Sinn. „Ja, mein Geliebter," sagte sie: „du gabst mir alles, und ich gebe es dir wieder. Dies war die letzte Prüfung deiner Liebe. Von jetzt an laß uns glücklich seyn!" Wir setzten uns zu einer kleinen festlichen Mahlzeit nieder, und dabei fragte ich sie, welche Anstalten sie zu unserer Verbindung gemacht zu haben wünschte. Sie antwortete mir: es würde sich wohl schwerlich ein Prediger dazu verstehen, uns zu trauen, wenn sie ihren und ihres Vormundes Nahmen nennte. Durch alles Bitten konnte ich sie hierüber nicht zu einem festen Entschlusse bringen; immer sagte sie nur: sie wolle die Sache überlegen. Endlich nahm ich meine Zuflucht zu einer kleinen List: ich stellte ihr vor, wie viele glückliche Stunden wir in den langen fünf Jahren bis zu ihrer Mündigkeit verlieren würden, und in welche pein-

liche Verlegenheit unser Verhältniß uns bringen könnte. Mit der Begeisterung eines Herzens voll brennender Liebe machte ich ihr die reitzendste Beschreibung von dem Glücke der Ehe. Ich erreichte meinen Zweck nur allzu gut; sie theilte meine Zärtlichkeit, und — Bruder, ich kann es dir nicht verschweigen — sie gab sich mir ganz, ohne daß wir getrauet waren."

„Jetzt drang ich noch stärker in sie, unsere Verbindung gesetzmäßig zu machen, und schlug ihr Mittel genug dazu vor. Sie schob es von einem Tage zum andern auf, bald unter diesem, bald unter jenem Vorwande. Ich hatte damals einige Ursache zu glauben, daß eine solche Verbindung, wie die unsrige, ihr Wille und ihr Wunsch wäre; und jetzt vermuthe ich sogar, so etwas habe mit in ihrem romantischen Plane gelegen. „Was willst du denn?" fragte sie mit großer Zärtlichkeit, so oft ich deshalb in sie drang: „bin ich denn nicht dein Weib? Ist unsre Verbindung denn nicht durch die Natur, die innigste Liebe, die zärtlichste Freundschaft und

das hingebendste Vertrauen geheiligt? Wozu eine Ceremonie, der ich mich nicht unterwerfen kann, ohne eine Unwahrheit zu sagen, oder ohne die Gesetze zu übertreten, die mir gebieten, die Einwilligung meines Vormundes zu suchen! Fürchtest du etwa den Wankelmuth deines oder meines Herzens, daß du mit einer schweren Fessel die mangelnde Liebe zu ersetzen denkst? Laß uns der Welt ein Beispiel geben, daß freiwillige Treue kein Mährchen ist."

Der Lieutenant hustete und schüttelte bedenklich den Kopf.

„Ich verstehe dich, Bruder Lieutenant. Aber du weißt nicht, wie leicht man dem Recht läßt, den man von Herzen liebt. Es schien mir in gewissen Augenblicken etwas Großes in unserm Verhältnisse zu seyn; und manchmal, Bruder, kommt es mir noch jetzt so vor."

Hm! sagte der Lieutenant, hätte sie sich mit dir trauen lassen, so wäre sie wohl noch jetzt bei dir. Die Trauung läßt nicht leicht ein kleines Mißverständniß zu einem unheil-

baren Bruche werden. Freilich wohl! warum sollten nicht Mann und Weib auch ohne Trauung ein Paar seyn können! Ist es doch in Holland so, wenn ich nicht irre. Aber auf der Ehe ruhet das Wohl der Menschen; und da kommt mir die Trauung vor, wie ein feierlicher Akt, wodurch man öffentlich anerkennt, daß man dem menschlichen Geschlechte Rechenschaft von seiner Ehe schuldig sey. Ein solcher Akt wäre sie auch bei euch gewesen.

Der Einnehmer sann ein wenig nach. „Ich weiß nicht, Bruder," sagte er dann, „woher du deine Urtheile immer nimmst. Du triffst jedes Mal den rechten Punkt."

Soll ich es dir sagen? Aus einem demüthigen Herzen, welches sich scheuet, etwas zu thun, das auch nur Menschen verboten haben. Denn, sag' ich, warum hätten sie es denn verboten, wenn nichts darauf ankäme, ob man es thäte oder nicht? — Doch erzähle weiter.

„Wir lebten nun so fort, und ich war der glücklichste Mensch auf der ganzen Erde. — Nach vier Wochen machten wir auf einem

Spaziergange die Bekanntschaft des Edelmanns im Dorfe, eines sehr artigen und sehr gebildeten jungen Mannes. Er geht so eben auf die Jagd, und redet uns höflich an. Vor uns springt ein Hase auf; Antonie bemerkt ihn, und braucht einen Jagdausdruck. Sieh da! eine Jägerin! sagt der Edelmann lächelnd, und bietet Antonien seine Büchse an. Sie geht damit längs dem Gebüsche hin, und als wieder ein Hase aufspringt, schießt sie ihn so kunstmäßig, wie der beste Jäger."

„Der junge Mann liebte die Jagd mit Leidenschaft, und Antonie gestand mit ihrer gewöhnlichen Freimüthigkeit, daß auch sie viel Vergnügen daran fände. So kommen wir denn in nähere Bekanntschaft mit dem Edelmann. Du weißt, Bruder, ich liebte sonst die Jagd, doch nur auf Raubthiere, die es bei unserm Dorfe nicht gab; und noch überdies war jetzt mein Kopf und mein Herz nur mit Antonien beschäftigt. Ihretwegen ging ich einige Male mit; doch ich hatte dabei nur lange Weile. Antonie bemerkte das, und ich gab mir auch keine Mühe, es ihr zu ver-

bergen. Sie ging daher, doch nicht oft, allein. Natürlich, daß sie auch jetzt den Edelmann antraf; und eben so natürlich, daß dieser, ein junger Mensch, den schon die junge schöne Frau interessirt haben würde, und den die schöne Jägerin noch weit mehr interessirte, die Jagden in ihrer Gesellschaft so sehr als möglich zu verlängern suchte. Antonie kam erst am späten Abend wieder nach Hause. Sie erzählte mir, was sie geschossen hatte, und ich lächelte über ihren Geschmack an diesem Vergnügen."

„Das geschah indeß nicht oft, und ich ließ es mir gefallen. Doch im Winter mußte ich es wohl ein wenig seltsam finden, wenn Antonie die Nacht mit auf den Anstand gehen wollte. Ich will dich begleiten, sagte ich lächelnd, wenn deine Lust zur Jagd so sehr groß ist. — „Siehst du es nicht gern," erwiederte sie, „so will ich zu Hause bleiben. Begleiten sollst du mich nicht; denn ich weiß ja, daß du die Jagd, wie sie hier ist, nicht liebst, und daß du am wenigsten gern auf dem Anstand seyn magst. Man könnte glau-

ben, du hättest Mißtrauen gegen mich; und das würde mich sehr schmerzlich kränken.“ — Liebe Antonie, sagte ich; wir gerathen in einen seltsamen Zwiespalt. Niemand soll glauben, daß ich mißtrauisch seyn könne. Das bin ich nicht. Aber du solltest auch keine Gelegenheit zu der Meinung geben, daß ich Ursache zum Mißtrauen habe. — „Lieber Friedrich, glaubst du wirklich, mir nicht trauen zu dürfen? Beinahe scheint es so!“ — Nein, Antonie! nein! Ich würde mir selbst nicht länger trauen, wenn ich kein Vertrauen mehr zu dir hätte. Aber du bist sonst so empfindlich gegen alles, was die Menschen von dir glauben könnten! Und was werden sie glauben, Antonie, wenn du mit einem jungen Manne die Wälder durchstreifst, und sogar die Nacht mit ihm auf dem Anstande zubringst! Um das ungelästert thun zu können, müßtest du weniger jung und schön seyn. — „Die Männer,“ sagte sie empfindlich, „auch die besten, können doch nie vergessen, daß sie die Herren der Erde, und wir ihre ersten Sklavinnen sind!“ — Wenn du

es so nimmst, sagte ich: dann bitte ich dich, zu gehen. Sie ging Bruder, und kam erst den Morgen um zwei Uhr wieder nach Hause. — Du wirst es ganz natürlich finden, daß der junge Edelmann sich näher an Antonien drängte. Ich bemerkte sehr deutlich, wie sehr sie ihm gefiel, und machte sie aufmerksam. Sie stritt mir das aber in vollem Ernste ab, und lachte über meine Eifersucht. Ja, Antonie, sagte ich ernst und betrübt: ich bin eifersüchtig; eifersüchtig, nicht mißtrauisch. Es schmerzt mich, wenn ein Mann nur deine Hand berührt, ja, wenn er nur an deiner Seite geht. — „Eifersüchtig bist du nicht," erwiederte sie eben so ernst; „sondern herrschsüchtig. Du liebst die Jagd nicht, du bist nicht gern in Gesellschaft; und nun darf ich keine andere Neigung haben, als du — nach dem Ausspruche: dein Wille soll bei deinem Manne seyn!" — Was konnte ich thun? Ich brach das Gespräch ab, weil es sie mehr als ernst gemacht hatte. Ihr zu gefallen, ging ich öfter mit in die Gesellschaften, die der Edelmann

zu sich einlud, und worin Antonie gern seyn mochte. Meistens bestanden diese Gesellschaften aus Adel, und nicht aus dem feinsten. Man begegnete Antonien nachlässig; und sie, anstatt sich lächelnd von den armseligen Menschen zurückzuziehen, wurde empfindlich, und machte Gebrauch von allem ihrem Geiste, um die Stolzen zu demüthigen. Sie erreichte ihre Absicht vollkommen; ich sah aber mit Betrübniß, daß sie ihren Rang nicht vergessen hatte."

„So lebten wir ein Jahr; und Trotz so manchem schmerzhaften Augenblicke kann ich dennoch sagen: ich habe es wie ein Gott verlebt; denn, gewiß, sie war höchst liebenswürdig, und liebte mich."

„Am Ende des Jahres sah ich, — was ich schon längst gesehen haben würde, wenn eine Andere, als Antonie, mein Weib gewesen wäre — daß der junge Edelmann sich Hoffnung machte, sie durch ihren Hang zu Gesellschaften, zu Bällen und zu der Jagd verführen zu können. Sie war unschuldig, Bruder, und rein wie die Sonne. Mitten unter mei-

nen drückenden Gefühlen hatte ich glückliche Augenblicke in ihren treuen Armen, unschätzbare Augenblicke, Tage und Wochen. Doch diese Seligkeit machte die Last, die meine Seele drückte, zu andrer Zeit wieder um so schwerer. Bruder, — ich kann noch jetzt nicht mit kaltem Blute daran denken — man zischelte, man winkte einander verstohlen zu, so oft in meiner Gegenwart von einem einfältigen, betrognen Manne die Rede war. Selbst Antoniens Leute betrugen sich nachläßig gegen mich, weil sie mich verachteten. Bilde dir nicht etwa ein, ich hätte aus Mißtrauen Dinge gesehen, die nicht da gewesen wären! Gewiß, ich hatte kein Mißtrauen gegen Antonien; denn ich war von ihrer Unschuld überzeugt. Ganz von ungefähr hörte ich unsre Leute über meine Schande mit einander sprechen. Du kennst meine Hitze, Bruder! Denke dir, wie sehr ich Antonien lieben mußte, daß ich so etwas ertrug, ohne mich auch nur mit einer Miene zu verrathen!"

„Doch endlich mußte ich mich entschließen, mit Antonien zu reden. Dazu bestimmten

mich zwei junge Officiere, die mich in einer Gesellschaft bei dem Edelmanne zum Gegenstand ihres Spottes machten. Am Morgen nach diesem Auftritte kam das schöne Weib in einem sehr reitzenden häuslichen Anzug auf mein Zimmer, sang zu ihrer Guitarre ein zärtliches Lied, umfaßte mich dann mit beiden Armen, und sagte, mit Thränen in den Augen, mit Tönen der innigsten Liebe: „ich werde Mutter! O mein Geliebter! mein Mann! Vater meines Kindes!“ Ihr Entzücken theilte sich mir mit, und wir hatten noch Eine selige Stunde — ach, die letzte! — „Fodre,“ sagte Antonie endlich, „fodre jedes Opfer: die Mutter deines Kindes wird es dir bringen.“ — Antonie, sagte ich mit frohem Zutrauen: so sieh den Edelmann nicht wieder. — Sie ließ die Arme an meinem Rücken herabsinken, und sah mich mit starren Blicken an. „Friedrich!“ sagte sie langsam, sehr ernst und wehmüthig: „in diesem heiligen Augenblicke hast du mir nichts Andres zu sagen? nur diese harten Worte? Darum hätte ich dich geliebt? darum Verzicht

auf Alles gethan, was die Menschen achten? . . . O, meine Mutter!" Sie wendete sich von mir ab, und streckte die Arme gen Himmel. — Antonie, sagte ich, tief erschüttert: daß man mich verspottet, wollte ich aus Liebe zu dir ertragen. Doch daß man dich für ein wollüstiges Weib hält, ist mir unerträglich. — Sie sah mich ernst und mit einem Blicke an, der aus Unwillen und Wehmuth gemischt war. „Hast du mir noch sonst etwas zu befehlen?" fragte sie dann kalt. — Nichts, Antonie, nichts! Aber den Umgang mit dem Edelmanne mußt du abbrechen. Die Mutter meines Kindes darf der Verläumdung keinen Anlaß geben, sie zu lästern. — Antonie stand auf, und sagte: „ich gehorche!" Sie schlug die nächste Einladung des Edelmannes aus, und ging in ihr Zimmer, als dieser nachher zu uns kam. Nie hat sie ihn wieder gesehen. Ihr Betragen gegen mich war von diesem Augenblick an höchst ungleich: zuweilen, möchte ich sagen, phantastisch zärtlich, zuweilen wieder kalt. Sie schien in eine tiefe Schwermuth zu versinken, und nun gab ich

mir noch mehr Mühe, unser voriges Glück wieder herzustellen. Doch vergebens. So oft ich über die Sache reden wollte, bat sie mich mit großem Schmerze, ihrer jetzt zu schonen."

„Eines Morgens kam sie in demselben Kleide zu mir, worin ich sie zuerst an der Schaukel gesehen hatte, und das sie nur dann anzog, wenn sie ein häusliches Fest, z.B. meinen Geburtstag, begehen wollte. Sie fiel mir weinend um den Hals, und sagte: „Friedrich, laß uns Alles vergessen! Heute soll der letzte Tag unseres Schmerzes seyn. Laß mich thun, als hättest du mich heute an der Schaukel gefunden." Ich sank vor ihr auf die Kniee, versicherte sie meiner zärtlichsten Liebe, und beschwor sie, wieder glücklich mit mir zu seyn. „Das will ich," sagte sie, und fiel an meine Brust. Sie blieb den ganzen Tag bei mir, und war völlig wie sonst; nur hatte ihre Zärtlichkeit etwas Heftiges, ihr Wesen etwas Gespanntes. Wir feierten ein schönes Fest der erneuerten Liebe. Am Abend, als ich mich niedergelegt hatte, kam sie, noch in demselben Kleide, in meine Schlafkammer, küßte mich

mit Heftigkeit, und ging dann in ihr Zimmer, wo sie noch auf der Guitarre in süßer Wehmuth phantasierte."

„Am folgenden Morgen kam sie nicht, wie gewöhnlich, zum Vorschein. Die Magd sagte mir, sie hätte ganz früh in den Garten gehen wollen, um mir Blumen zu pflücken. Als sie auch nach einer Stunde nicht kam, wurde ich unruhig. Ich ließ sie suchen, und suchte sie selbst; doch sie war nirgends zu finden. Am Abend bringt mir ein Kind, das Antonie liebte und das sie oft zu sich kommen ließ, einen Brief ohne Aufschrift. Ich frage: von wem? Das Kind antwortet: die Madam hat mir den Brief gestern ganz spät gegeben, und mir dabei befohlen, ihn bis heute Abend zu behalten. — Ich reiße ihn auf. . . . Hier, Bruder, ist er."

Der Einnehmer zog den Brief hervor, sah ihn mit wehmüthigen Blicken an, und las: „Meine Ruhe ist dahin, Friedrich, unwiederbringlich dahin. Ich habe deinem Befehle gehorcht, und den Mann, der die Veranlassung zu meinem Elende gab, nicht wie-

dergesehen. O, du wußtest gewiß, daß mein ganzes Herz nur dir gehörte, nur dir! Aber Liebe genügte dir nicht; du verlangtest Gehorsam. Ich konnte nur deine Geliebte seyn, nicht deine Sklavin. Mir bleibt keine Wahl mehr: ich sehe dich nie wieder. Der Anblick meines Herrn zerriß mein Herz, und würde meine Liebe endlich zerstört haben. Diese mußte ich retten; denn sie ist das Einzige, was ich von meinem Glücke übrig behalte. Ich würde jeden hassen, der mir Fesseln anlegen wollte; dich wollte, dich konnte ich nicht hassen. Wohin ich auch fliehen, wo ich auch leben mag: ich werde dich lieben. Doch wiedersehen kann ich dich nicht. Ich habe lange mit mir selbst gekämpft; und in unsren heiligsten Stunden fühlte ich dennoch, daß ich dich verlassen mußte. Leb wohl, Friedrich. Ein ganzes Jahr lang bin ich vollkommen glücklich gewesen; und wie viel, wie sehr viel mehr ist das, als was ich mit meinem ungenügsamen Herzen erwarten durfte! Ich habe ja die Fülle der Seligkeit genossen. Sey glücklich an einem Herzen, das nicht so em-

pfindlich für die leiseste Berührung ist, wie das meinige. Ich liebe dich bis an den letzten Hauch meiner Brust; aber — ich Unglückliche! — ich sehe dich nicht wieder. Leb wohl!" — —

Als der Einnehmer das gelesen hatte, ging er einige Mal in tiefen Gedanken auf und nieder. Der Lieutenant sah vor sich hin auf den Boden. „Ich habe sie nicht wiedergesehen," hob jener endlich leise wieder an. „Nirgends fand ich eine Spur von ihr. Unter ihren Papieren waren einige Dokumente, die mir alles zusicherten, was sie zurückgelassen hatte; und das war nicht wenig. Ich verkaufte alle Sachen, und die daraus gelös'te Summe war mir ein Heiligthum, das ich auch in der höchsten Noth nicht angriff. — Fünf Jahre nachher reiste ich selbst nach ihrem Vaterlande. Dort hörte ich, sie hätte einen Französischen Officier geheirathet, und gleich nach ihrer Volljährigkeit ihre Güter reklamiren lassen. Jetzt war sie in Italien. Ich bat einen Bekannten, mir Nachricht zu geben, sobald man etwas Zuverlässiges von ihr wüßte;

doch

doch nie erfuhr ich etwas Bestimmtes. Bald war sie in Frankreich, bald in der Schweiz; Niemand wußte aber recht, wo: denn ihre Einkünfte wurden, sie mochte seyn, wo sie wollte, immer nach Lausanne übermacht."

„Die Wunde in meiner Seele heilte endlich. Nach achtzehn Jahren kam ich auf einer Reise wieder in die Residenz ihres Vaterlandes. Meine erste Frage war nach Antonien; und alle mein Blut wallte heiß in meinen Adern, als man mir sagte, sie wäre hier. Sie hatte von ihrem Manne, einem Französischen Obristen, vier Kinder. Sobald ich überzeugt war, daß ich mich nicht in der Person irrte, schrieb ich an sie als ein Fremder, und bat sie, mir Nachricht von einem geliebten Kinde zu geben, von dessen Schicksalen nur sie mich unterrichten könne."

„Sie schrieb mir ihre Antwort unter meinen eigenen Brief. Hier ist er: „Unglücklicher! mußt auch du noch, wie ein drohendes Gespenst, vor meine Seele treten? Was soll, was kann ich dir sagen! Nichts von dem, was du wissen willst. Ich liebe dich,

Unglücklicher! Ich liebe dich, ich habe dich allein geliebt; und darum will ich allein den Schmerz der Mutter, die Schuld, die Reue tragen. Ja, auch du hast mich geliebt, Friedrich! Doch ich stieß dein Herz von mir, weil ich zu stolz war. Ich bin dafür bestraft. O, hasse mich nicht, und fliehe! — Das Kind, nach welchem Sie fragen, war ein Mädchen, und hieß Friederike. Theurer Nahme! Welche Erinnerungen! O, frag nicht weiter! Mich hat das Bewußtseyn meines Vergehens gemartert. Sie sollen frei seyn von den Folgen einer Liebe, die nur meine Flucht zu einer Schuld machte. Fliehen Sie! Ich sage nichts mehr! Bei dem heiligen Andenken an ein Jahr voll seliger Liebe schwöre ich, daß ich nichts weiter sage. Fliehen Sie! Aus Barmherzigkeit, fliehen Sie, und vergessen Sie die unglückliche Antonie!"

„Was ich bei diesen Zeilen empfand, das magst du dir selbst denken! — Ich erkundigte mich nach ihren Umständen. Sie lebte nicht glücklich mit ihrem Manne. Er war ein Verschwender, und sie hatte sich genö-

thigt gesehen, ihr Vermögen ihren Kindern zusichern zu lassen. Ich hatte die Summe, die ich aus ihrem Hause in Thüringen und aus ihren Sachen gelöſ't, in guten Papieren bei mir. Diese siegelte ich ein, schrieb auf das Couvert: „für Friederiken," und schickte sie ihr zu. Dann floh ich den Ort, wie den Aufenthalt der Verzweiflung. Du weißt nicht, Bruder, was es mir gekostet hat zu fliehen, ohne mein unglückliches, noch immer geliebtes Weib gesehen zu haben. Hätte ich nach ihrem Briefe nur die mindeste Hoffnung gehabt, etwas von meinem Kinde zu erfahren, so wäre ich noch geblieben. Ich kannte aber ihre Festigkeit nur allzu gut. Sie hat gefehlt, Bruder, die unglückliche Frau; doch selbst bei ihrem Fehlen blieb sie edel!"

Es hat etwas Schimmerndes, sagte der Lieutenant, etwas Verführendes, sich so über alle Verhältnisse wegzusetzen, sich so seinen eigenen Weg vorzuzeichnen, und ihn ohne Wanken zu gehen. Am Ende wollte sie ja doch nur glücklich werden, was unser Aller Wunsch ist. Aber, Bruder, wir sollen es mit De-

muth wünschen; und sie — sie wollte dem Schicksal ein Glück abtrotzen, das sich vielleicht nicht auf der Erde finden läßt. Gott soll mich behüten, sie zu richten! Er hat sie ja gerichtet. Sie war eine starke Seele; aber Gott gebe allen Starken Demuth und Geduld! Jetzt wird sie, hoffe ich, die wohl haben.

„Die hat sie, Bruder. Hier ist der Brief von ihr, den ich gestern an deinem Geburtstage bekam. Lies ihn. Ich will versuchen, ob ich die Begebenheit wieder auf den Grund meiner Seele versenken kann. Die Erzählung hat mich angegriffen; sie war wie die Russische Schaukel: bald hob sie mich bis zu dem Gipfel der irdischen Seligkeit, und dann versenkte sie mich wieder in den tiefsten Schmerz. Doch, ich kann mit ihr sagen: ich habe die Fülle des Glücks genossen. Und wer weiß denn, ob nicht von dieser Zeit, von dieser himmlischen Blume meiner Jugend, ein Sprößling übrig geblieben ist, meinen grauen Kopf damit zu bekränzen! — Lies!" — Er ging aus dem Zimmer.

Der Lieutenant hielt den Brief in der zit-

ternden Hand, und wagte es Anfangs nicht, hinein zu sehen. Endlich las er: „Einen Schritt weit von dem Grabe, mein einziger Freund, ergreift meine zitternde Hand noch einmal die Feder, und mein zitterndes Herz den Gedanken an dich, an ein Jahr meines Lebens. Ja, du hättest mich festgehalten, du hättest mich nie verlassen auf dem stürmenden, dahin rollenden Rade des Lebens. Ich riß mich aus deinen Armen, ach! mit einer mir selbst trotzenden Gewalt; und nun sinke ich allein hinunter in den dunkeln Schooß des Grabes. Allein! allein! obgleich vier Kinder mein Sterbebett umgeben. Sie verstehen das Herz nicht, das nur Einmal fehlte, und das noch jetzt, bei dem letzten schwachen Schlage, ein Tempel der Liebe ist."

„Doch unbeweint werde ich nicht sterben. Ein Auge wird sich mit Thränen um mich benetzen: das deinige, Friedrich! Und so sey denn der Erbe des Theuersten, was ich habe, und was auch dir bald theuer seyn wird, deiner und meiner Enkelin. Deine Tochter hast du nicht gekannt. Ich wollte dir jeden

Schmerz ersparen, — nur den über meinen Stolz nicht. Meine Tochter trug die Schuld ihrer Mutter. Sie starb in der Geburt ihres einzigen Kindes, unsrer Enkelin. Unsrer! O, wie lange hat meine Hand auf diesem schönen Worte geruhet! Unsrer Enkelin! — Unsre Tochter habe ich oft gesehen, doch ach! nicht oft genug, um ihre Mutter zu seyn. Meine Enkelin nahm ich zu mir. Mochten doch die Menschen an meiner innigen Zärtlichkeit für sie merken, wie nahe sie mich anging!"

„Ich trug sie an meinem Herzen, und benetzte sie — o, wie oft! — mit Thränen des Schmerzes und der Liebe. Späterhin bemerkte ich einige Züge von dir in ihrem Gesichte; und ich betrachtete sie mit flammenden Blicken, bis Thränen meine Augen verdunkelten. O, Gott gebe, daß auch du nur einen Zug deiner Antonie in ihrem Gesichte findest: einen Zug, der dein Herz in eine frohe Wallung brachte! Sie heißt Antonie, wie eine Unglückliche, welche dich niemals wiedersehen wird. Sie ist arm, und

erwartet alles von dir. Meine Kinder sahen sie mit finstern, mißgünstigen Blicken an; du wirst sie mit einem gütigen Herzen aufnehmen."

„Morgen soll sie abreisen, ehe ich sterbe. Sie bringt nichts mit, als ihre wenigen Kleider. Ich war zu stolz, ihr etwas zu geben, weil meine Kinder glauben würden, ich hätte es ihnen entzogen. Wie jammert es mich, daß ich solche Kinder zurücklasse! Aber, ach! ich konnte sie ja nicht erziehen; es waren ja nicht deine Kinder!"

„Das Unschätzbarste, was ich hatte, bringt unsre Enkelin dir mit: dein Portrait, das nie von meinem Herzen gekommen ist. Vater, nimm sie gütig auf. Sie ist alles, alles, was von deiner Antonie und von dir, — alles, was von unsrer Liebe noch übrig ist. Ich habe ihr nichts gesagt; sie weiß also nicht, zu wem sie geht, und es hängt von dir ab, wie viel sie erfahren soll."

„Kaum kann ich noch die Feder halten! — — Dieser Brief wird erst nach meinem Tode abgeschickt. Morgen, oder übermorgen." — —

„Ich habe von meiner Antonie Abschied genommen. Dabei konnte ich nicht länger schweigen. Ich drückte sie an das vergehende Herz, und sagte ihr: deine Mutter war meine Tochter! — Der Segen Gottes begleite sie, und mein Geist führe sie in deine Arme! Sie kommt den achten, vier Tage nach diesem Briefe, mit der Post bei dir an. Eine rechtliche Frau begleitet sie den größten Theil des Weges.“ — —

„Sie ist fort! Nun bin ich allein! Jetzt laß mich sinken, Friedrich. Ich bin dennoch glücklich gewesen. Segne deine Antonie.“

17.

Antonie kommt an.

Der Lieutenant hielt noch immer den Brief in der Hand, und hatte Thränen in den Augen, als der Einnehmer wieder in das Zimmer trat. „Sieh, Bruder," hob dieser an; „es weinen mehr Augen um die Arme, welche nach einem unruhigen Leben die Ruhe erst im Schooße der Erde fand. Ich habe sie gesegnet. In langer Zeit bin ich nicht so innig betrübt gewesen, als heute; und wäre ich nicht ein so alter Mann, der schon mit einem Fuß im Grabe steht, ich könnte noch einmal anfangen zu wünschen. Es hält mich noch Eins, Lieutenant. Ich habe eine brave, eine rechtschaffne Frau, die sich, das gestehe ich dankbar, besser zu mir gepaßt hat, als es Antonie gekonnt hätte. Aber ein solcher Brief, lieber Bruder, ist wie der Leichenstein, der einen längst gestorbenen Jugendfreund bedeckt:

man benetzt ihn mit Thränen; denn die ganze fröhliche Jugend scheint mit darunter zu liegen."

Hm! ja! du kannst Recht haben, Bruder. Sonst ist deine Frau eine Ehrenfrau, eine Frau, wie Salomo sie beschreibt.

„Das ist sie! eine Frau, die sich zu finden weiß, mit der etwas anzufangen ist. Meinst du nicht, lieber Bruder?"

Die dich lieb hat, dich in Noth und Tod nicht verließe, und die alle deine Eigenheiten so ansieht, als ob es Tugenden wären.

„Ja, Bruder, ja! Aber so rede doch! Laß mich in dieser Noth nicht stecken. Du sprichst Dinge, die gar nicht zur Sache gehören."

Nicht zur Sache? Was soll ich denn reden, lieber Fritz?

„Antonie kommt. Was wird meine Frau dazu sagen? Wie soll es werden? Denn, Bruder, ich will das Kind als ein Vater aufnehmen. Es soll wissen, wem es angehört. Das soll es! Sieh, Bruder, mich überläuft ein Schauder nach dem andern. Guter Gott! meine Enkelin! und ich weiß nichts von ihr,

als daß sie Antonie heißt. Wenn ich nur wüßte, Bruder, wie alt sie ist!"

Der Lieutenant gerieth in die ängstlichste Verlegenheit. Ich denke, Bruder, das wird sich ja finden. Sonst, wenn es dir gut scheint, kannst du sagen: sie ist meine Tochter. Ich will sie wie ein Vater lieben. So etwas ist auch bei der besten Frau eine bedenkliche Sache.

„Nein, Bruder, nimmermehr! Ich werde mein Kind nicht verläugnen, mag es auch gehen, wie es will. Und meine Frau ist ja vernünftig. Das hat sie bei unserm Wilhelm gezeigt."

Damals war es doch etwas anders. Sie wird sagen, der Lieutenant ist nicht mein Mann.

Jetzt öffnete sich die Thür. Die Einnehmerin trat, mit einem funfzehnjährigen Mädchen an der Hand, herein, und sagte mit freundlichen Blicken: diese Mamsell, lieber Mann, fragt nach dir. Der Einnehmer erblaßte, und stand wie eine Bildsäule da; doch nur einige Sekunden: dann brachen Thränen

aus seinen Augen hervor; er stürzte auf das Mädchen zu, und sagte: „Antonie! liebstes, bestes Kind! Gott segne dich! Ja, du bist es! Ich erkenne dich!" Er drückte sie an sein Herz, und küßte sie mit der innigsten Zärtlichkeit. „Ich bin dein Großvater, der Vater deiner seligen Mutter. Du bist meine Antonie, meine geliebte Enkelin."

Dem Lieutenant rollten die Thränen über die Wangen. Als er sich ein wenig gefaßt hatte, ging er zitternd zu seinem Bruder, und von dem zu seiner Schwägerin, welche bei diesem unerwarteten Schauspiele sehr betroffen dastand, und nur einzelne Sylben hörte. Ohne ihr ein Wort gesagt zu haben, wendete er sich zu Antonien, und legte die zitternde Hand an ihre Wange. Ganz außer sich, sagte er endlich: Bruder, ich weiß keinen Rath; ich komme vor Angst noch um.

Jetzt führte der Einnehmer Antonien zu seiner Frau. „Mein Kind, das ist deine Mutter." Antonie knieete, höchst bestürzt über den seltsamen Empfang, vor der Einnehmerin nieder. Diese sah von ihrem Manne auf das

Mädchen, von dem Mädchen auf den Lieutenant. Ja! sagte sie dann; jezt weiß ich es. Ich glaubte, es wäre vorbei! Aber . . . Ist das die Treue, die du mir . . . — Auf einmal brach sie ab. Der Unwille verschwand aus ihren Augen, und sie sagte sanfter: es ist ja doch nicht möglich! Aber wissen muß ich es! — Mit diesen Worten ging sie eilig aus dem Zimmer.

Der Einnehmer sah seinen Bruder an. Beide begriffen nicht, was das wäre, und schwiegen; das junge Mädchen fing an zu weinen.

Die Einnehmerin kam wieder, und hielt ein Portrait in der Hand. Mein Gott! rief sie; wie ähnlich! wie sprechend ähnlich! Ist das eine Tochter von der Antonie? In der ersten Hitze dachte ich, sie wäre es selbst. Auch nanntest du sie ja: Antonie.

„Weißt du denn, liebste Frau . . .? Was ist denn das für ein Bild?"

Verwahre ein ander Mal deine Sachen besser, lieber Mann! Dies Bild kenne ich seit dem ersten Jahre unsrer Ehe. Damals ging es mir im Kopfe herum; und wenn da-

mals dieser kleine Engel gekommen wäre ... Aber — so wendete sie sich auf einmal wieder heftig zu Antonien — du kannst erst funfzehn Jahr, höchstens sechzehn, alt seyn, mein Kind. O Gott! das wäre doch abscheulich! Sie ist deine Tochter?

„Nein, meine Enkelin. Ihre Mutter war meine Tochter."

Ihre Mutter? Doch ja, es ist möglich. (Sie wendete das Portrait um und sah nach der Jahrzahl.) Zehn, zwanzig, dreißig, beinahe vierzig Jahr. Wie alt warst du denn, als du dieses Portrait geschenkt bekamst? (Sie hielt ihm Antoniens Portrait hin.)

„Wie kommst du denn dazu, liebe Frau?"

Im ersten Jahre unsrer Ehe räumte ich einmal auf, als du verreist warst. In einer geheimen Schieblade, die aber offen stand, lag dieses Portrait, und dabei allerlei kleine Billets — Liebesbriefe! — von einer gewissen Antonie. Daß sie nicht neu waren, sah ich wohl; und so schwieg ich still: denn, lieber Mann, warum sollte ich dich beschämen? Das Portrait nahm ich aber auf ein Paar

Tage

Tage heraus. Ich wollte doch gern wissen, wer die Antonie wäre, und zeigte das Bild deiner Schwester. Sie kannte es schon; auch sie hatte einmal Haussuchung gehalten.

„Nun, Gott Lob! ich bin in schöne Hände gefallen!" sagte der Einnehmer, mit einem zärtlichen Händedrucke.

Deine Schwester sagte mir: das ist seine erste Geliebte gewesen; aber niemand weiß, wer sie seyn mag. In unsrer Gegend wohnt sie nicht, sondern in Thüringen: das habe ich herausgebracht. — Thüringen, dachte ich, ist ja weit von hier; dann hat es nichts zu sagen.

Der Einnehmer gab seiner Frau Antoniens letzten Brief, und sie las ihn mit heißen Thränen. So wie sie damit zu Ende war, umarmte sie die Seine sehr zärtlich, und nannte sie mit Herzlichkeit: meine liebe, liebe Tochter! ... Nachher — so wendete sie sich zu ihrem Manne — will ich dir sagen, was mich bei der ganzen Sache einzig und allein verdrießt. Sobald sie ein we-

nig ruhiger war, fragte sie mit großer Neugierde das Kind aus. Antonie beantwortete alle ihre Fragen sehr aufrichtig; nur den Familiennahmen der Großmutter wollte sie durchaus nicht nennen, weil sie dieser noch an dem Sterbebette hatte versprechen müssen, ihn immer zu verschweigen. Als die Einnehmerin alles wuße, ließ sie das Mädchen mit den beiden Mänern allein.

Der Lieutnant drückte Antonien an seine Brust, nannte sie seine Tochter, und versprach ihr väterliche Liebe. Der Einnehmer stand in der Ferne, und war im Anschauen verloren. Endlich zog er seinen Bruder bei Seite, und sagte: „so var sie, als ich sie kennen lernte. Nur eine stolzere Figur, mehr Feuer in den schönen Augen, mehr Ausdruck in dem edlen Gesicht."

Kann seyn! Aber diese Antonie mit ihrer sanften, mädchenhaften Bescheidenheit, ihrer furchtsamen Demuth, gefällt mir doch besser.

Beide Männer berhäuften sie nun wechselsweise mit zärtlichen Liebkosungen, und

dann erzählte ihr der Einnehmer, was sie von seiner Geschichte wissen sollte. Sie sagte ihm: aus der großen Zärtlichkeit, womit ihre Großmutter von dem Manne, bei dem sie künftig leben würde, geredet, hätte sie so etwas geahnet. Jetzt zog sie das Portrait ihres Großvaters aus dem Busen hervor, und übergab es ihm. Der Lieutenant betrachtete es mit leuchtenden Augen. Ja, Bruder! rief er: so warst du in deiner Jugend! Das ist der stolze Blick, die edle Gestalt eines Königs!

„Ja," sagte der Einnehmer fast zu gleicher Zeit: „so war sie in ihrer Jugend! So, mit dieser schlanken Gestalt einer Göttin, stand sie vor mir!"

Wilhelm trat jetzt in das Zimmer, um Antonien zu der Mutter zu rufen. Als er das Mädchen verwundert ansah, sagte der Einnehmer: „es ist deine Schwester!" — Schnell wendete er sich dann zu dem Lieutenant, und sagte freudig: „Bruder, schlag ein! Ich hab' es!" Der Lieutenant schlug,

gegen seine Gewohnheit, kräftig ein, und rief: den Gedanken hat dir Gott eingegeben!

Meine Schwester? fragte Wilhelm erröthend.

„Ja oder Nein, je nachdem es fällt!" antwortete der Einnehmer. . . . „Bruder, am Ende wächst uns das Glück zu, wie Schwämme in einem feuchten Sommer. Geht zur Mutter, Kinder! geht!" Er küßte seine Enkelin noch einmal; dann ging sie mit Wilhelm aus dem Zimmer.

„Sieh, Bruder! das alles, meine Erzählung von meinen Jugendjahren, Antonie im Grabe, dieser mir so theure Ueberrest der Geliebten und einer Tochter, die ich nie gesehen habe: das alles stürmt auf meine alte, morsche Brust zu. Ich möchte weinen, und zugleich vor Freude schreien. Sieh, wenn das Mädchen vor mir steht, so ist es, als hätte sie mich gestern verlassen, und als wäre sie heute wiedergekommen. Ich vergesse dann rein, daß mein Haar schon grau ist. Ach, Bruder! ich habe sie heiß geliebt! heiß und

treu! das fühle ich noch jetzt! . . . Aber hast du wohl bemerkt, wie unser Wilhelm roth wurde, als wir ihm Antonien als seine Schwester vorstellten? Bruder, dieser Wilhelm ist uns, Gott sey Dank, über all unser Verdienst gerathen. Gott müssen wir dafür loben, nicht uns; denn ich — was habe ich denn gethan? Laß uns aufrichtig seyn! Ich sagte in Einem fort: das will ich für ihn thun, und that doch weiter nichts, als daß ich ihn ein wenig Mathematik lehrte. Meine Frau — aber das mußt du doch gestehen, es giebt keine bessere Frau auf Gottes Erdboden — die brachte ihm sogar die albernsten Dinge in den Kopf. Und du, Bruder? Ja, du hast ihm vorgeleuchtet mit deiner Sanftmuth und deiner Milde; doch weiter auch nichts. Nun sieh aber, was herausgekommen ist! Ein Jüngling, der dreist hervortreten könnte, wenn der Kaiser bei seiner Krönung, anstatt: ist kein Dahlberg da? rufen müßte: ist niemand da, dem keine Sünde auf dem Gewissen liegt? — Meinst du nicht, lieber Bruder? Du siehst ja so kalt aus!"

Das könnte er, Fritz. Aber — wir lieben ihn; und da ist man, glaub' ich, leicht partheiisch. Ueberlaß das Gott und der Zukunft.

„Nein, was du auch sagen kannst und magst — ich will ein wenig stolzieren. Es ist eine menschliche Freude, die ich fühle, ein menschlicher Stolz, der mir Kopf und Brust empor hebt, kein Volkszählen Davids, — ob ich gleich nicht begreifen kann, was daran Böses war, wenn er es nicht anstellen ließ, um eine allergnädigste Kopfsteuer einzuführen. Der Junge ist ein König unter seines gleichen! Und nun sieh, Bruder! da steht auf der andern Seite eine zweite Antonie, so schön wie die erste, so edel, und, wie du vorhin selbst bemerktest, so demüthig, so bescheiden! Und diese Kinder sind unser, wir sind ihre Eltern! Gott hat uns, wie in der Bibel steht, aus den Steinen Kinder erweckt, aus recht harten Felsstücken, die uns Beide zu zermalmen drohten, dich und mich. Und nun denke dir die beiden Kinder am Traualtar,

als Mann und Frau! Denke nur, Bruder! denke! Und wir sind die Eltern!" (Hier trat die Einnehmerin herein.) „O, laß uns Gott danken, liebste Frau," rief er ihr entgegen; „nun sind wir glückliche Eltern! Ich, und du, und der Bruder, wir Alle werden doch nun um unsre Särge Menschen stehen haben, die mit nassen Augen hinein blicken."

Es ärgert mich nur, — vorhin, in Gegenwart des lieben Mädchens, wollte ich nicht damit heraus — es ärgert mich nur, daß wir auf keine andre Art Kinder in's Haus bekommen, als immer auf diese.

„Ist es nicht einerlei, liebe Frau, auf welche Art dir Gott die Gegenstände deiner Liebe giebt?"

Sag du, was du willst; ich sage Nein, und wünsche, daß ich sie Beide geboren hätte: denn das ist die Weise, die Gott bestimmt hat, wie Kinder in ein Haus kommen sollen. Aber es ist gut! Ich mag nicht daran denken, was die Leute nun wieder reden werden.

„Denke daran, liebe Frau, wenn Wilhelm und Antonie ihren Hochzeittag feiern. Das ist beschlossen: es wird ein Paar aus ihnen."

Dazu gebe Gott seinen Segen! rief die Einnehmerin. Verlaß dich darauf, es soll bei der Hochzeit an nichts fehlen!

Ende des ersten Theils.

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Henriette Bellmann ein Gemählde schöner Herzen

Bd.: 1

(1802)

Coburg, Landesbibliothek -- D II 9
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11940518-0